This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

21475.37.5

JAN 10 1908

Harvard College Library

FROM

The Library of

Richard Hodgson

Charakterbilder

aus der

Weltliteratur

des

Neunzehnten Jahrhunderts.

Fünfter Band.

Ernst von Wolzogen: George Eliot.

Verlag von Albert Unflad in Leipzig.

In derſelben Sammlung erſchienen:

1. Band:

Gottfried Keller.

Ein literariſcher Eſſay

von

Otto Brahm.

10 Bogen; in flexiblem Einband: 1 Mark 50 Pfennige.

---

2. und 3. Band:

Alphonſe Daudet.

Sein Leben und ſeine Werke.

Geſchildert von

Adolf Gerſtmann.

2 Bände, zuſ. 29 Bogen; in flexiblem Einband: 4 Mark.

---

4. Band:

Zola-Abende

bei Frau v. S.

Eine kritiſche Studie

von

Oskar Welten.

19 Bogen; in flexiblem Einband: 3 Mark.

---

6. Band:

Wilkie Collins.

Ein biographiſch-kritiſcher Verſuch

von

Ernſt von Wolzogen.

12 Bogen; eleg. geheftet: 2 Mark 80 Pfennige.

George Eliot.

George Eliot.

Eine biographiſch-kritiſche Studie

von

Ernſt von Wolzogen.

Leipzig.
Verlag von Albert Unflad.
1885.

2145.33.5

1897.2D

HARVARD COLLEGE LIBRARY
AUG 4 1906
CAMBRIDGE, MASS.

From the library of
Richard Hodgson
through
William James.

Holzfreies Papier.

Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

Ochtod/3/4

214 75.37.5

George Eliot.

Eine biographisch-kritische Studie

von

Ernst von Wolzogen.

Recensionsexemplar

Leipzig.
Verlag von Albert Unflad.
1885.

2147537,5

tg in Leipzig.

Herrn Dr. Eduard Engel

in Berlin

freundschaftlichst zugeeignet.

2147 5.37.5

HARVARD COLLEGE LIBRARY
AUG 4 1906
CAMBRIDGE, MASS.

From the Library of
Richard Hodgson
through
William James, Jr.

21475,37.5

George Eliot.

Eine biographisch-kritische Studie

von

Ernst von Wolzogen.

Recensionsexemplar

Leipzig.
Verlag von Albert Unflad.
1885.

Herrn Dr. Eduard Engel

in Berlin

freundschaftlichst zugeeignet.

Inhalt.

Seite

I. **Einleitung**: Männliche Grundsätze und weibliche Ausnahmen. Emanzipierte und Blaustrümpfe in Deutschland und England. Englische Mädchen. Gelehrte Frauen. George Eliot 1

II. **Die Eltern.** Kindheit Mary Ann's. Ihre Studien. Philosophische und poetische Begabung. Frühe Beobachtungsgabe und spätere Verwerthung derselben. Dina Morris und Tante Elisabeth. Ihre Fähigkeit, sich in eine fremde Individualität hineinzuversetzen. Das Bray'sche Haus. Stellung der Freigeisterei im heutigen England. Fälschung der Kritik durch religiöse Beschränktheit. Strauß's Leben Jesu 6

III. **London.** Die Westminster Review. Bekanntschaft mit Lewes. Comtes Positivismus. Eine Gewissens-Ehe. Rechtfertigung derselben. Mrs. Lewes und die englische Gesellschaft. Reise-Eindrücke und Erwachen der Produktionslust. Die „Scenes of clerical life". Reihenfolge der Werke George Eliots 16

IV. Die **Scenes of clerical life.** — Anknüpfung an ihre Jugenderinnerungen. Amos Barton. Ihre Ansichten über das Interessante im Roman. Ihr Ideal der Realismus holländischer Genrebilder. Inhaltsangabe der drei Geschichten mit Proben und kritischen Bemerkungen. Die Elemente ihres Talentes schon alle in diesem ersten Werke vorhanden 28

V. **Adam Bede.** Thakeray's Prophezeihung. Allgemeine Betrachtungen. Charakteristik der einzelnen Personen. Dina Morris begründete mit Recht den Ruhm George Eliots. Die Ansichten der Verfasserin über die Schwierigkeiten und den Werth streng realistischer Darstellung durch weitere Citate belegt. Mängel des Romans . 54

VI. The lifted veil und Brother Jakob. **The Mill on the Floss.** Wiederum Jugenderinnerungen. Inhalt und Charakteristik 80

Seite

VII. **Silas Marner.** Inhalt und Würdigung. **Romola.** Vorzüge und Nachtheile des Werkes gegenüber denen aus dem englischen Leben. Tendenz. Gang der Handlung. Savonarola, eine Eliot'sche Idealgestalt. Wie George Eliot das geistige Leben des Cinquecento erfaßt. 99

VIII. **Felix Holt.** Ein soziales Thema und romanhafte Erfindung. Die Einleitung als Probe vortrefflicher Lokalschilderung. Inhalt. Eine humoristische Wahlrede. Wirthshausagitation. Schwächen des Romans. Charakteristik und Humor 123

IX. **Poetische Werke.** Ihr Mangel an Formtalent. The Spanish Gypsy. Nationalitätsprinzip. Die lyrischen Dichtungen. Uebersetzungen einiger Gedichte autobiographischen Inhalts 143

X. **Middlemarch.** Das englische Provinzial-Epos. Der Mensch der Held des Romans. Dorothea, die Sanct Theresen-Natur. Ladislaw und Mr. G. H. Lewes. Die Brook'sche Gruppe. Die Vinceys. Rosamond, eine der wunderbarsten Schöpfungen George Eliot's. Erfolg des Werkes 150

XI. **Daniel Deronda.** Spuren des Alters. Schwerfällige Sprache. Inhalt. Die beiden Helden: Gwendolen und Deronda. Mordochai. Die Judenfrage. Disputation im Philosophen-Verein. Unbefriedigender Schluß . . 172

XII. **Impressions of Theophrastus Such.** Publikum und Presse. Ein Franzose über den „Naturalismus" George Eliot's. Klingender Lohn. Eheliches Leben. Ihr Salon. Ihre Bescheidenheit. Ihre Art, sich zu geben und zu reden. Ihre Macht über die Gemüter. Ansprüche, die sie an ihre Freunde machte. Ihr Ruhm, eine Verantwortlichkeit für sie. Ihr Aeußeres. Lewes Tod. Neue Ehe mit J. W. Cross. Ihr Tod und Begräbniß. 207

XIII. **Nachtrag.** Briefe und Tagebücher George Eliots, zusammengestellt von ihrem zweiten Gatten Mr. Cross. Auszüge daraus 213

I.

Was ist nicht alles von Männern über die Frauen geschrieben worden! Satirisches und Panegyrisches, Gelehrtes und Ungelehrtes, Geistvolles und Triviales — und Alles mit dem Bestreben, alle Frauen als „das Weib" unter die würdige Haube eines Systems zu bringen, als unter welcher sich dann der Begriff allseitig betrachten, drehen und wenden, zerlegen und klassifiziren läßt. Denn es ist ja bekanntlich das schöne Vorrecht des männlichen Geistes, vom Einzelnen aus zum Ganzen gelangen zu können, während das arme Weib sich kleinlich in das Einzelne verbeißt und mit dem Ganzen nichts anzufangen weiß. Nirgends werden die zwei wichtigsten Worte der gebildeten deutschen Sprache: subjektiv und objektiv, mehr in Anspruch genommen, als wenn von dem Weibe die Rede ist. Es verhält sich dies Philosophiren über das Weib zum einzelnen Weibe gerade so wie die kostbarste Wissenschaft der Aesthetik zur Kunst: wie diese ihre sauber präparirten Lehrsätze nur a posteriori con-

ſtruirt und gewärtigen muß, daß ſie von jedem originalen Künſtler wieder umgeſtoßen werden können, ja vielleicht müſſen, wenn die Kunſt fortſchreiten ſoll, ſo wird jenes ſich auch alle die Naſenſtüber gefallen laſſen müſſen, welche jedes nicht in das Syſtem paſſende Einzelweib auszuteilen beliebt. Und wie der rechte Zunftäſthetiker leider meiſtens der lebendigen Kunſt mit ſauertöpfiſchem Argwohn, oder pedantiſcher Arroganz gegenüberſteht, ſo auch der Pächter der Weisheit vom Weibe, der Einzelnen, die es wagt, ſich zu emanzipiren. Wir müſſen wohl ſogar geſtehen, daß wir Männer alle manchen Aeußerungen jener Emanzipation — wobei natürlich nicht an die Verachtung weiblicher Sitte zu denken iſt — mit großem Mißtrauen begegnen, weil wir an unſeren vermeintlichen Prärogativen uns nicht gerne ſchmälern laſſen wollen.

Von Sappho, oder ſagen wir von Hroswitha bis Carmen Silva haben unzählige Frauen nach poetiſchen Lorbeeren gerungen und dennoch betrachten wir immer noch die künſtleriſchen Produkte weiblicher Federn als Ausnahmen von zweifelhaftem Werth, bis wir uns im einzelnen Falle, nicht immer ſehr bereitwillig, vom Gegenteil überzeugen laſſen. Und trotzdem gerade unſer Jahrhundert die größte Menge wirklich bedeutender Schriftſtellerinnen hervorgebracht hat, wird gerade in unſerem Jahrhundert am meiſten über dieſelben geſpottet. Freilich nicht mit Unrecht; denn da die ſich immer mehr ausbreitende Theilnahme des weiblichen Geſchlechts an der Fülle moderner Bildung einer ſehr großen Anzahl von Frauen die allgemeine Fähigkeit verleiht, ſich über die

verſchiedenſten Gegenſtände ſchriftlich auszudrücken, ſo wird natürlich die Mittelmäßigkeit die Oberhand haben, wie dies immer der Fall ſein dürfte, wenn drei oder mehr Leute daſſelbe thun, beſonders aber bei den Frauen, von denen, wiederum natürlich, die meiſten eben nur ſchriftſtellern, weil ſie nichts Beſſeres zu thun haben. Leider ſind es unſere deutſchen Damen, welche das größte Contingent zu der komiſchen Spezies der Blauſtrümpfe ſtellen, während England eine ſtattliche Reihe hochbedeutender Schriftſtellerinnen ins Feld zu führen hat, die jene beliebten Theorien über das Weib und die Grenzen ſeines geiſtigen Vermögens über den Haufen zu werfen verſtanden. Während krankhafte Empfindelei, hohles Pathos, unverdautes Wiſſen und gänzliche Abweſenheit des künſtleriſchen Sauerteiges Humor die Durchſchnittsprodukte der meiſten deutſchen Damen immer noch höchſt unerquicklich und vor dem Richterſtuhl des geſunden Menſchenverſtandes lächerlich machen, ſo zeigt der Durchſchnitt der engliſchen „Fiction“ zum mindeſten doch liebevolle und ſcharfe Beobachtung des realen Lebens (jene dem Engländer angeborene „shrewdness“), eine rege Phantaſie, die aber nur mit Gegebenem arbeitet, und oft ſogar einen köſtlichen, geſunden Humor. Die Bildung der engliſchen Mädchen iſt ſicherlich nicht beſſer als die der deutſchen, im Allgemeinen ſogar noch weit oberflächlicher; aber die engliſche Erziehung iſt geſünder. Wie die engliſche Frau ſich ſchon ſeit langer Zeit einer weit größern Achtung und Unabhängigkeit erfreut, als die continentalen Europäerinnen, ſo wächſt auch das Mädchen in größerer Ungebundenheit auf und

wird, trotz der schrecklichen Plage des Sonntags, zu größerer Freude am Dasein gewöhnt, als das deutsche. Und wie es seine Arme und Beine gebrauchen lernt, ohne Zimperlichkeit allerhand knabenhaften Sport mitmacht und „a jolly girl“ zu heißen sein liebster Ruhm ist, so lernt es auch eher die Augen aufmachen und die Dinge sehen wie sie sind; läßt unverzagt das Leben an sich kommen und sucht ihm die beste und nützlichste Seite abzugewinnen. Eine gesunde Erziehung erzeugt zunächst körperliche Unverzagtheit und zeitigt oft auch die schöne Frucht des geistigen Muthes, welcher sich mit durchaus männlicher Consequenz auf ein Studium zu werfen vermag und nicht nachläßt, bis er sein selbst gestecktes Ziel erreicht. Es waren Engländerinnen, welche in bisher von Männern allein gepflegten Wissenschaften sich gelehrte Kenntnisse aneigneten und sogar selbst Erhebliches producirten. Die 1872 verstorbene Mrs. Sommerville z. B. schrieb über die magnetische Kraft gewisser Sonnenstrahlen, bearbeitet Laplace's „Mechanismus des Himmels“ und die beiden oft aufgelegten trefflichen Bücher „Ueber den Zusammenhang der physikalischen Wissenschaften“ und eine „Physikalische Geographie“. Mr. und Mrs. Cowdon Clarke arbeiteten gemeinschaftlich an einer Shakespeare Concordance und Ausgabe seiner Werke. Elisabeth Barett, die gefeierte Dichterin, später die Gattin des Dichters Browning, besaß die gründlichsten Kenntnisse im Griechischen, die sie anwendete, um eine treffliche Uebersetzung des „entfesselten Prometheus“ von Aeschylos herauszugeben. Miß Martineau war sogar politisch thätig, indem sie allerlei nationalökonomische

Gedanken in Form kleiner Geſchichten zum Zweck der Belehrung des Volkes ſchrieb. Aber nicht allein dieſe und andere erfolgreiche wiſſenſchaftliche Aſpirationen denkender Frauen, auch eine ganze Reihe ihrer ſchöngeiſtigen Produkte ſind dazu angethan, den Männerdünkel aus ſeiner bequemen Nachmittagsruhe aufzuſchrecken und einen großen Riß in jene anfangs erwähnten ſchönen Syſteme zu machen. Der köſtliche Humor einer Mrs. Trollope reicht hin, um zehn deutſche männliche Humoriſten damit auszuſtatten, und ſelbſt manche der vielſchreibenden Senſations-Romanſchriftſtellerinnen, deren Mordgeſchichten, Gouvernanten-Schickſale u. ſ. w. die Spalten ſo vieler Journale und Zeitungen füllen, haben noch Talente aufzuweiſen, die manchen geſcheidten Mann neidiſch machen können.

Den Inbegriff alles deſſen, was über die landläufige Vorſtellung „vom Weibe“ himmelweit hinausreicht, ohne den Begriff edelſter Weiblichkeit je zu verletzen, finden wir gleichfalls in einer Engländerin, in George Eliot, einer Schriftſtellerin, die an Gedankentiefe, ſeeliſcher Intuition, unbedingter Objektivität, Wiſſen und Klaſſizität des Ausdruckes alles je und irgendwo von Frauen literariſch Produzirte in Schatten ſtellt und die überhaupt in der Geſchichte der Novelliſtik eine der erſten Stellen einnimmt.

II.

Mary Ann Evans, denn dies war ihr wirklicher Name, wurde geboren am 22. November 1819 in Sauth Farm bei Griff, Parochie Colton in Warwickshire. Ihr Vater, Robert Evans, war ursprünglich Zimmermeister in Derbyshire gewesen und wurde nachher Land-Agent und Verwalter von fünf großen Gütern in jener reichen Grafschaft. Seine Zuverlässigkeit und Geschäftskenntniß hatten ihm einen angesehenen Namen verschafft und seine Persönlichkeit erfreute sich allgemeiner Beliebtheit. Mary Ann hat später von ihrem innig geliebten Vater die meisten Züge für ihren Mr. Burge in Adam Beede und für Caleb Garth in Middlemarch entliehen. Sie war das jüngste von drei Kindern zweiter Ehe. Von der Mutter ist nichts weiter bekannt, als daß sie von den Kindern schwärmerisch geliebt wurde; das Beste, was man von einer Mutter hören kann. Verschiedene prächtige Frauengestalten in den Werken der Tochter dürften den Erinnerungen an sie viel zu verdanken haben: die schöne Mütterlichkeit der Mrs. Moß, die feste Sicherheit der Mrs. Garth, manche zarten Saiten im Herzen der Mrs. Poyser und, was von guten Bürgen besonders versichert wird, Mrs. Hackit in Amos Barton. Sie verlor diese Mutter in ihrem fünfzehnten Lebensjahre. Der Vater war im Stande, ihr eine ausnehmend gute Erziehung zu geben. Sie besuchte zunächst eine Schule in Nuneaton, welche eine Miß Lewis hielt, deren sie bis in ihre späteren Jahre dankbar gedachte.

Von ihrem zwölften Jahre an besuchte sie die Anstalt zweier Misses Franklin in Coventry, und von der jüngeren derselben, Miß Rebecca, eignete sie sich ihre scharfe Artikulation, ihre ebenso wohltönende wie wohlüberlegte Redeweise an, welche ihr für die Kunst des Vorlesens besonders zu statten kam, im gewöhnlichen Leben aber wohl, und besonders da sie noch so jung war, recht affektirt geklungen haben mag. Außerdem erhielt sie gediegenen Privatunterricht von dem Direktor der dortigen Latein-Schule. Sie hatte sich schon als kleines Mädchen durch stilles, nachdenkliches Wesen ausgezeichnet und so gern und rasch gelernt, daß sie bereits mit zwölf Jahren in einer Sonntagsschule Unterricht ertheilen konnte. Nach dem Tode der Mutter, welche wohl kaum ein so rastloses Studiren im Interesse der Gesundheit ihres Kindes gelitten haben würde, und nach des Vaters Uebersiedelung nach Foleshill bei Coventry, begann für Mary Ann die Zeit angestrengtester geistiger Arbeit. Bis zum Jahre 1849, in welchem ihr Vater starb, studirte sie unausgesetzt und brachte es dadurch zu einer Reife und Allgemeinheit der Bildung, wie sie wohl überhaupt nur von sehr wenigen Frauen auch nur annähernd je erreicht worden ist. Charakteristisch für sie als Schulmädchen ist der Umstand, daß sie schon damals von ihren Mitschülerinnen ihre „kleine Mama" genannt wurde; wie denn diese mütterliche Art ihr stets, im Verkehr mit ihrem Geschlecht besonders, eigen geblieben ist. Auch hielten die Schülerinnen in Coventry, dem Beispiel der Erwachsenen folgend, bereits für sich Gebetsversammlungen ab, bei denen Mary Ann Evans eine

hervorragende Rolle spielte, obgleich sie selbst Gewissensbisse darüber empfand, daß sie immer so kalt und verständig blieb, während ihre Altersgenossinnen von warmer jugendlicher Schwärmerei hingerissen waren. Dabei lagen ihr aber zu jener Zeit skeptische Neigungen noch gänzlich fern, sie las im Gegentheil die trockensten Werke argumentativer Theologen mit dem naivsten Eifer. Sie ließ sich überhaupt von der Erlernung einer wissenschaftlichen Lehre nie durch den Zweifel an der Wichtigkeit und Richtigkeit derselben abbringen, und diesem Umstande verdankt sie wohl hauptsächlich die Weite und Gründlichkeit ihres Wissens. Die Vielseitigkeit ihrer Studien und stetige Arbeit hielt sie auch von vielem fruchtlosem und selbstquälerischem Grübeln ab: die sämmtlichen philologischen und philosophischen Disciplinen, Literatur und Musik füllten die Zeit, die ihr ihre weiblichen Pflichten im Hause — welche sie sehr ernst nahm — noch übrig ließen, vollständig aus. Sie hatte bei dieser Arbeit die höchsten Ziele vor Augen, dachte auch wohl daran, dieselben schriftstellerisch zu verwerthen, aber nicht im Gewande der „Fiction". „Könnte ich es erleben, Kant's und Locke's Philosophie mit einander zu versöhnen!" soll sie in jungen Jahren einmal ausgerufen und oft erklärt haben, nichts schreiben zu wollen, wenn es nicht etwas Ausgezeichnetes sein könnte. Als Mädchen von acht Jahren hatte sie einmal Scott's Waverlay in die Hand bekommen, aber zu ihrer großen Betrübniß nicht auslesen können. Sie schrieb nachher aus ihrem eignen Kopf das Ende, wie sie es sich dachte, nieder. Auch machte sie noch vor ihrem zwanzigsten

Jahr und ſpäter Verſe die Menge, aber trotz dieſer Anzeichen eines poetiſch produktiven Geiſtes ſtoßen wir weder in Briefen noch Aeußerungen von Freunden in dieſen Jahren auf irgend welche Anzeichen, welche auf eine frühe Selbſtentdeckung der ſpäteren großen Novelliſtin ſchließen ließen. Wie ſehr ſie von klein auf befähigt geweſen ſein muß, die Menſchen und Dinge, die ſie umgaben, vom Standpunkte des Dichters aus anzuſehen, das beweiſt die treffliche Benutzung derſelben in ihren Romanen. Es iſt ſchon darauf hingewieſen worden, was für Züge ihre Eltern manchen ihrer Figuren leihen mußten; die Liſte ihrer Vorbilder aus der Wirklichkeit läßt ſich aber viel weiter ausdehnen, obwohl ſie niemals nach der Natur photographirte, als welches Verfahren die prahleriſche Schule der Naturaliſten als Gipfel der Kunſt anſieht, ſondern vielmehr ihre Modelle ſtets in den Dienſt ihrer Idee ſtellt und harmoniſch dem Rahmen eines Ganzen einfügt. So iſt z. B., wie engliſche Gewährsleute wiſſen, in den „Scenes of clerical life“ Cheverel Manor gleich Arbury Hall, dem Sitze des Sir Roger Newdigate, dem Hauptbeſchäftiger ihrers Vaters, Shepperton gleich Chilvers Coton und Milby gleich Nueaton zu ſetzen, und viele der vorkommenden Perſonen ſind auch in jenen wirklichen Orten zu ſuchen. Aus ihrem eigenen inneren Leben und der Scenerie in der Umgebung des Vaterhauſes iſt viel in der „Mühle am Floß“ zu finden, in welchem Buch wir überhaupt allein wirklich autobiographiſche Züge erblicken dürften, wenn wir den Cyclus von Gedichten ausnehmen, von welchem ſpäter noch die Rede ſein wird.

Ueber die Aehnlichkeit der Methodistenpredigerin Dinah Morris in Adam Beede mit einer Tante Mary Anns, Elisabeth Evans, ist in England viel gestritten worden. Die Autorin selbst giebt in einem Briefe an Miß Kenell darüber folgenden Aufschluß: „Sie — Elisabeth Evans — war damals eine alte Frau von etwa Sechzig und hatte wie ich glaube, das Predigen schon seit Jahren aufgegeben. Eine zarte kleine Frau, mit glänzenden, kleinen dunklen Augen und Haar, welches wohl einst schwarz gewesen, jetzt aber grau war; eine hübsche Frau in ihrer Jugend, aber von ganz anderem physischen Typus als Dinah. Der Unterschied war, wie Sie sich wohl denken können, nicht nur physisch — kein Unterschied ist es. Sie war eine Frau von starker natürlicher Erregbarkeit, welche, wie ich aus den Berichten meines Vaters und meiner Halbschwester weiß, sie oft hinderte, unter dem Einfluß ihres Eifers das rechte Maß zu halten. Aber jetzt war dies Gewaltsame durch Alter und Krankheit unterdrückt; sie war sehr sanft und ruhig in ihrem Gebahren sehr liebend und das, was sie stets gewesen sein muß, eine wahrhaft religiöse Seele, in welcher die Liebe zu Gott und zum Nächsten ineinander flossen. Es war nichts besonders Merkwürdiges in ihren religiösen Gesprächen; das einzig Frische in ihrer Rede kam daher, daß sie die längste Zeit ihres Lebens Wesleyanerin gewesen war; und obwohl sie die Gesellschaft verließ als den Frauen das Predigen verboten ward und zu den neuen Wesleyanern überging, so bewahrte sie sich doch ganz die Art des Denkens, welche die alten echten Wesleyaner ausgezeichnet." In demselben

Sinne, wie dieſe Tante, werden ihr wohl noch ſehr viele Leute zu Modellen gedient haben, doch hat ſie, wie ſie ſpäter einmal ſelbſt bemerkte, meiſt nach ſich ſelber gearbeitet, d. h. ſich ſo in den zu ſchildernden Charakter hinein gedacht und gelebt, daß ſie den ganzen großen Zuſammenhang zwiſchen Fühlen, Denken und Handeln in ſich, von der eigenen Individualität losgetrennt, erleben und dann objectiv danach ſchildern konnte. Dieſe Fähigkeit iſt es eben, die ſie groß gemacht hat.

Ein Bekannter aus jener Zeit, da Mary Ann Anfang der zwanziger Jahre war, beſchreibt den Eindruck, den ſie damals auf ihn machte, mit folgenden Worten: „Auf den erſten Blick waren wohl kaum Anzeichen des Genies an dieſem ſtillen, ſanften Mädchen mit dem blaſſen, ernſten Geſicht und dem von Natur nachdenklichen Ausdruck wahrzunehmen, und gewöhnliche Bekannte achteten ſie hauptſächlich um des liebenswürdigen Intereſſes wegen, das ſie immer und an Jedem zeigte. Aber für die, unter denen ſich ihre Seele, durch eine gewiſſe geheime Verwandtſchaft getrieben, auslaſſen konnte, leuchteten ihre ausdrucksvollen grauen Augen in vielſagender Bedeutſamkeit und Humor auf, und die tiefe, ſüße Stimme, mit ihrer eigenthümlich manierirten Sprechweiſe, brachte ſo reiche, ſeltene Gedanken zum Ausdruck, daß eine Unterhaltung mit Miß Evans ſchon zu jener Zeit einem das Geſpäch faſt mit Jedermann ſonſt flach und gewöhnlich erſcheinen ließ.“ Das Griechiſche, Lateiniſche, Franzöſiſche, Deutſche und Italieniſche beherrſchte ſie damals ſchon vollkommen, Hebräiſch lernte ſie ohne Lehrer. Zudem war ſie ſehr

muſikaliſch und eine ebenſo geſchmackvolle, wie techniſch ſichere Klavierſpielerin. Wenn man nun noch bedenkt, daß ſie ſeit dem Jahre 1841 allein beim Vater war und ihm das Haus führte, ihn pflegte und unterhielt, ſo erſcheint uns dieſes großartige Studiren um ſo erſtaunlicher.

Von wichtigem Einfluß auf ihr äußeres wie inneres Leben war die Bekanntſchaft des Bray'ſchen Ehepaares, welche ſie in Coventry machten. Mr. Bray — ein Bandfabrikant — war ein eminent philoſophiſcher Kopf, ein theoretiſcher und, was mehr iſt, ein praktiſcher Philantrop und was für einen Engländer das meiſte iſt, ein vorurtheilsloſer Mann, der ſeine Oppoſition gegen die landläufige theologiſche Dogmatik offen bekannte. Seine Frau theilte ſeine freien, kühnen Gedanken vollſtändig, nur daß ſie ſich wohl die anerzogene Sympathie für die äußerlich anmuthenden Formen des Chriſtenthums noch mehr bewahrt hatte. Bei uns in Deutſchland gilt es ja ſchon lange für ziemlich ſelbſtverſtändlich, daß ein wiſſenſchaftlich gebildeter und frei denkender Menſch aus allem religiöſen Dogmatismus heraus iſt, in England aber gehört ein ganz beſonderer Muth dazu, es offen einzugeſtehen, daß man über irgend etwas was in der Bibel oder im Katechismus ſteht ſeine eigene Anſicht habe. Ich fuhr einmal mit einem engliſchen Landedelmann, einem jovialen Herrn, der gewiß nicht allzu tiefe religiöſe Bedürfniſſe hatte, über Land, um mir von ihm die ſchönſten Parks und Edelſitze der Gegend zeigen und mich hier und dort einführen zu laſſen. Bei einem beſonders hübſchen Schloß in herrlichem Park fuhren wir ohne anzuhalten vorüber. „Wollen wir

denn nicht hier auch absteigen? Wer ist denn der glückliche Besitzer dieses schönen Hauses und Gartens?" „Oh dear no! we may not stay here — Sir John is an unbeliever, you know,"* gab mein Gastfreund zur Auskunft. Das ist charakteristisch: das simple Glauben der öffentlich gelehrten Religion gehört einfach zum allgemeinen Anstand, zum guten Ton. Wer so ungezogen ist, in diesen heiligen Dingen eine eigene Meinung zu haben, ist deshalb — ganz abgesehen davon, daß er jedenfalls im Höllenfeuer schmoren muß — einfach gesellschaftsunfähig. Wunderbar, daß sich gerade auf das sonst so freie England, die Wiege des Deismus und den Tummelplatz des Freidenkerthums krassester Art am Ende des vorigen Jahrhunderts, der Alp dieses bornirten, geistlosen, wohlanständigen Kirchenthums legen konnte! Traurig, daß ein Volk, welches den größten Dramatiker, den größten lyrischen Epiker, den größten Humoristen und die größte Novellistin hervorgebracht hat, sich noch nicht dazu aufgerafft hat, in der literarischen Kritik das Vorhandensein der kirchlichen Aichungsmarke als Nebensache anzusehen. Lord Byron ist immer noch ein Mensch, von dem eigentlich in guter Gesellschaft nicht geredet werden darf: ein Verworfener, dem leider vom Satan ein verführerisches Talent verliehen war und das er daher in dessen Dienste allein verwendete. Zwei Eigenschaften muß ein englischer Autor besitzen, wenn er auf eine gerechte Würdigung rechnen will: das kirchliche Dogma muß ihm felsenfest im Centrum seines Gedankenkreises

* „O ja nicht! Hier können wir nicht bleiben. Sir John ist ein Ungläubiger, wissen Sie!"

ſtehen und das Geſchlechtliche darf für ihn nicht vorhanden ſein! Wer eine von dieſen Cardinalforderungen nicht erfüllt, der kommt überhaupt nicht dazu, ſeine Leiſtungen geprüft zu ſehen — er iſt von vornherein verdammt. Ich bin überzeugt, daß die engliſche Nation einen weit höheren geiſtigen Aufſchwung nehmen würde, wenn ſie ſich entſchließen könnte, den Bleiklotz geheiligter Einfalt, der ihr am Fuße hängt, mit einem kräftigen Ruck ins Meer zu ſchleudern.

Im Umgang mit dieſen hochgebildeten, freidenkenden „unbelievers“ lernte Miß Evans die ganze Hohlheit und Ueberflüſſigkeit der doktrinären Theologie erkennen und warf ſich nun mit demſelben Eifer, den ſie früher auf das Studium derſelben verſchwendet hatte, auf die Lektüre der Werke kühner und originaler Denker. Im Bray'ſchen Hauſe zu Roſehill verkehrten hervorragende Männer, wie der bekannte amerikaniſche Eſſayiſt Ralph Waldo Emerſon, der Verfaſſer einer glänzenden Geſchichte der Tudors Froude, der tiefſinnige Robert Mackay und andere Leute desſelben Schlages, welche alle dazu beitrugen, die junge Gelehrte höhere und weitere Anſichten von Gott und Welt ſchauen zu laſſen. Es iſt natürlich, daß ſolche Köpfe ſich für ein Werk wie Strauß's „Leben Jeſu“ auf das lebhafteſte intereſſirten; aber ſie brachten ſogar gemeinſchaftlich Geld auf, um dies kühne Buch in muſtergiltiger engliſcher Uebertragung erſcheinen zu laſſen. Mit dieſer gewiß nicht leichten Ueberſetzung wurde eine Freundin der „Marian von Roſehill“, wie Miß Evans von ihren Bekannten genannt wurde, Miß Brabant, die Tochter eines denkenden Theologen betraut.

Sie führte das Werk jedoch nur bis zur Hälfte des ersten Bandes, weil sie sich inzwischen mit Charles C. Hennel, dem Verfasser einer „Untersuchung über den Ursprung des Christenthums", verheirathete. Miß Evans eilte nach der Hochzeit der Freundin nicht nur an das Krankenbett des dadurch hilflos gewordenen alten Dr. Brabant, sondern sie vollendete auch die Uebersetzung zur größten Zufriedenheit der Auftraggeber und zur Bewunderung der Kritik. Das englische „Leben Jesu" erschien 1846 bei John Chapmann in London. Ich will hier gleich hinzufügen, daß sie dieser Uebersetzung im Jahre 1854 die ebenso treffliche von Feuerbachs „Grundlage des Christenthums" folgen ließ, und daß sie im selben Jahre eine Uebersetzung von Spinozas Ethik anfertigte, die jedoch nicht im Druck erschienen ist. Es ist wohl nicht zu verwundern, daß sie durch diese öffentliche Bestätigung ihres inneren Abfalls von der populären Form des Christenthums mit ihren Verwandten in einen Zwiespalt gerieth, welcher kaum zu mildern war durch die Unanfechtbarkeit ihrer persönlichen, weiblichen Eigenschaften. Uebrigens ging ihr so wie so bald aller Zusammenhang mit der Familie verloren, als im Jahre 1849 ihr Vater, den sie mit Aufopferung der eigenen Gesundheit gepflegt hatte, starb und sie nun ganz bei den Bray's wohnte, welche sie zunächst zu einer Tour durch den Continent mitnahmen, wo sie sich, besonders während eines mehrmonatlichen Aufenthalts in Genf, zu neuer Arbeit Kräfte holte.

III.

Im Jahre 1851 übersiedelte sie auf Bitten des Dr. Chapmann in dessen Haus nach London, um ihm bei der Herausgabe der jetzt allgemein bekannten Westminster Review behilflich zu sein. Die größeren Artikel, die sie für diese Zeitschrift lieferte, handelten über: „Frauen in Frankreich" (Madame de Sable), „Evangelische Lehre" (Dr. Cumming), „Deutscher Witz" (Heinrich Heine), „Alberne Romane aus Damenfedern", „Naturgeschichte des deutschen Lebens" und „Weltlichkeit und Außerweltlichkeit" (Young). Ihr Verhältniß zur Westminster Review dauerte bis zum Jahre 1853. Das Kritisiren war ihr übrigens keine angenehme Arbeit. Sie liebte es mehr, das Gute an einem Buche in seiner Art bestehen zu lassen, als auszuklügeln, wie und weshalb es gut sei, und außerdem war das Gefühl der Verantwortlichkeit so stark in ihr, daß es ihr eine wahre Erlösung schien, als sie diese Beschäftigung aufgeben konnte. Dennoch aber trugen ihr diese drei Jahre einen unschätzbaren Gewinn für das Leben ein, nämlich die Bekanntschaft zweier hochbedeutender Männer, deren eines Namen sie lange Jahre mit Stolz getragen hat: des berühmten Philosophen Herbert Spencer, und des durch seine anmuthende Goethe-Biographie in Deutschland allbekannten George Henry Lewes. Spencer hat später selbst gesagt, daß sie schon als er sie kennen lernte durch jene „Weite der Bildung und universale geistige Kraft, welche sie seither aller Welt bekannt gemacht hat" ausgezeichnet

gewesen sei und daß er nicht, wie man meinte, zu ihrer Ausbildung so viel beigetragen habe. Eine enge Freundschaft verband diese beiden ernst denkenden Köpfe. Lewes aber ist es, dem wir eigentlich — George Eliots sämmtliche Werke verdanken; denn er war es, der sie auf die stärkste Seite ihres Talentes, die sie, wie fast alle großen Genien, lange verkannte, aufmerksam machte, der ihr Selbstvertrauen zu kräftigen, ihre Phantasie und ihre Freude am Schaffen stets munter zu erhalten wußte. Seine Begeisterung für Auguste Comtes Philosophie und seine eifrige Bemühung, deren Theorien praktisch zu verwerthen und durch Lehre weiter zu verbreiten, wandten ihm zunächst ihr lebhaftestes Interesse zu. Das Studium Feuerbachs hatte sie schon vorbereitet auf die Verehrung des Ideals des Positivismus, welches ihr durch den Verkehr mit Lewes nun nahe gebracht wurde und welches wohl ungefähr in dem Satze ausgedrückt sein möchte: Der Mensch findet sein höchstes Sein, seinen Gott, in sich selbst; nicht in dem Selbst als Individuum, sondern in dem Selbst seiner ureigenen Natur — seiner Gattung. Im Lichte dieses Satzes betrachtet, erweisen sich sämmtliche Romane George Eliots als Nutzanwendungen Comte'scher Lehre im Beispiel des realen Lebens. Das begeisterte Gefühl der Pflicht gegen die Gattung, als einer wahrhaft religiösen, ist es was alle ihre Helden und Heldinnen trägt, oder worin sie nach langen Irrgängen Ruhe finden. Begeisterung für eine große Sache, Unterjochung des Egoismus und jener christlichen Gemüthlichkeit, welche die Hände in den Schoß legt, den lieben Gott

walten läßt und das Gute thut, damit es ihm droben vergolten werde, das ſind die Forderungen, welche die Autorin immer wieder im Beiſpiel ihrer Helden an uns ſtellt. Eine Conſequenz dieſes Glaubens an hohe Menſchenpflicht war es, daß ſie den Glauben an Unſterblichkeit aufgeben mußte, einen Glauben, welcher ein angenehmer Troſt für die geiſtig Armen und die nur durch Furcht und Hoffnung gehaltenen moraliſchen Federbälle iſt, aber dem einzig gewiſſen Leben allen Werth benimmt und die Pflichten gegen daſſelbe illuſoriſch macht, inſofern ſie nicht durch das „geoffenbarte" oder das geſchriebene Geſetz diktirt werden. Ich kann es mir nicht verſagen, an dieſer Stelle einige Sätze aus dem Aufſatz über Youngs Nachtgedanken zu citiren, welche ihre Vorſtellungen über Unſterblichkeit ſchön und klar ausdrücken. Sie commentirt die Verſe Young's:

„As in the dying parent dies the child,
Virtue with Immortality expires:
Who tells me he dinyes his soul immortal,
Whate'r his boast, has told me he's a knave".
„(Wie in der todten Mutter ſtirbt das Kind,
Vergeht mit der Unſterblichkeit die Tugend:
Wer ſeiner Seele ewiges Leben leugnet,
Sagt mir, was ſonſt ſein Ruhm, er ſei ein Schurke.")

und ſagt: „Da können wir uns vorſtellen, daß der Mann, der „ſeiner Seele ewiges Leben leugnet" antwortet: es iſt ſehr leicht möglich, daß Du der Schurke wäreſt und nur dich ſelbſt liebteſt, wenn nicht Dein Glaube an Unſterblichkeit wäre; aber du ſollſt mir nicht aufzwingen, was aus deinem vollſtändigen Mangel an moraliſchem Empfinden

folgen würde. Ich bin ehrlich, weil ich nicht Anderen in dieſem Leben Uebles zufügen mag, nicht weil ich mich vor dem Uebel für mich ſelbſt in einem andern fürchte. Die Sache iſt die, daß ich nicht nur mich ſelbſt liebe, was dafür auch immer in deinem Sinn für eine logiſche Nothwendigkeit vorhanden ſein mag. Für mich iſt es ein Schmerz, das Leiden eines Mitmenſchen anzuſehen, und ich fühle ſein Leiden um ſo heftiger, weil er ſterblich iſt, weil ſein Leben ſo kurz iſt, und ich es womöglich voll Glück ſtatt voll Elend wiſſen möchte. Durch meine Einheit und Kameradſchaft mit den Menſchen, die ich kenne, fühle ich auch mit denen eine, wenn auch ſchwächere Sympathie, die ich nicht kenne, und ſo kann ich mit kommenden Generationen leben in der Einbildung, daß, was ihnen frommt, mir nicht ſo fern liegt und für mich ein Antrieb ſei zu einer Arbeit, deren Reſultat nicht mir, ſondern erſt ihnen zu Gute kommen mag. Und ich möchte behaupten, daß, wenn du keinen andern Beweggrund zur gemeinen Moralität empfindeſt, als deine Furcht vor dem himmliſchen Criminalgeſetz, du ein Menſch biſt, auf den die irdiſche Polizei ihr Auge halten müſſe, da es eine Erfahrung ſo alt wie die Welt iſt, daß die Furcht vor fernen Folgen eine ſehr ungenügende Schranke gegen den Anprall eines plötzlichen Verlangens iſt. Und entgegen deiner Theorie, daß Glaube an Unſterblichkeit die einzige Quelle der Tugend ſei, behaupte ich, daß eine moraliſche Handlung, welche auf jenem Glauben beruht, nicht wirklich moraliſch, ſondern noch im Zuſtande des Egoismus geſchehen ſei und die höhere Entwickelung der Sympathie

noch nicht erreicht habe. In demſelben Verhältniß wie ein Menſch für die Rechte und das Wohl ſeiner Mitmenſchen weniger ſorgen würde, wenn er nicht an ein zukünftiges Leben glaubte, wird es ihm an ächtem Wohlwollen und Gerechtigkeit mangeln: wie z. B. ein Muſiker, der ſich mehr daraus machte, eine Beethoven'ſche Sonate öffentlich gut auszuführen, als in ſeinem Zimmer, wo er nicht dafür bezahlt wird, keinen wahren Enthuſiasmus für Muſik beſitzen würde." Sie giebt dann zu, daß die ſog. außerweltlichen Gefühle allerdings in dieſem Glauben ihre Nahrung fänden und fährt dann fort: „Aber was diejenigen Tugenden angeht, die für den untheologiſchen Sinn von unmittelbarerer Bedeutung ſind — als: ein feiner Sinn für das Recht unſeres Nächſten, eine thätige Antheilnahme an Freude und Leid unſeres Mitmenſchen, eine großherzige Uebernahme von Entbehrung und Schmerz zum beſten Anderer, mit einem Wort, die Ausdehnung und Anſpannung unſerer mitfühlenden Natur — ſo glauben wir, beſtreiten zu müſſen, daß ſie eine direktere Beziehung zum Glauben an den zukünftigen Zuſtand haben, als etwa der Gaswechſel in der Lunge zu der Wahrheit der Weltſyſteme hat. Ja, wir können uns wohl vorſtellen, daß für manchen Geiſt das tiefe Pathos unſerer Sterblichkeit — der Gedanke, daß wir hier nur eine kleine Weile ſind, um dann zu verſchwinden; daß dies irdiſche Leben alles iſt, was uns für unſere Lieben und unſere leidenden Brüder gegeben iſt — den Grundlagen moraliſchen Empfindens näher liege, als die Vorſtellung einer erweiterten Exiſtenz. Und es ſollte doch ſicherlich eine willkommene Thatſache

sein, daß der Gedanke an Sterblichkeit der Tugend ebenso günstig ist, als der an Unsterblichkeit. Für uns ist es eine wahre Freude, daß die Notwendigkeit eines gesunden Lebens unabhängig von theologischem Geschreibsel ist, und daß ihre Entwickelung in der Wechselbeziehung unter den Menschenseelen gesichert ist, so gewiß wie die Entwickelung von Kunst und Wissenschaft, von denen sie in der That nur ein Zwillingsstrahl ist, zur Einheit verschmelzend an einem unbestimmbaren Punkte."

Solche Vertiefung ihres Denkens, solche Klärung ihrer Erkenntniß förderte der Umgang mit Lewes, dessen leichtere Sinnesart und freudigere Lebensanschauung zugleich ein glückliches Gegengewicht für Mary Ann's damalige etwas trübe und vielleicht gar pedantische Geistesrichtung war. Die von jeder Eifersucht entfernte helle Freude, die er an ihrem starken Talent fand, die fortwährende innigst theilnehmende Aufmunterung, die er ihr zu theil werden ließ, die Sorgfalt, mit der er ihre geistige Selbständigkeit selbst gegen ein zu rasches Eingehen in seine Ansichten zu bewahren sich bestrebte — alles das empfand sie als einen so anregenden, segensreichen Einfluß, daß es ihr wünschenswerth erscheinen mußte, auf immer unter seiner Macht zu stehen. Andererseits mußte sie glauben, in diesem Manne Jemanden gefunden zu haben, „dessen Leben ohne sie an Werth verlieren würde" und für den liebend zu leben das, seit dem Tode ihres Vaters gegenstandslose, Bedürfniß ihres edelsten weiblichen Triebes in schönster Weise befriedigen werde.

Lewes' eheliches Leben war eine Tragödie gewesen,

welche durch ein nicht wieder gut zu machendes, entſcheidendes Ereigniß ihren Abſchluß gefunden hatte, ohne daß eine förmliche Scheidung von der Frau, die Schmerz auf Schmerz über ſeine ſchönſten Jahre gehäuft, eine, wenigſtens äußerliche, Sühne gebracht hatte. Das engliſche Geſetz huldigt bekanntlich in dieſem Punkte einer ſchmählichen Barbarei, welche eine Löſung ſolcher fürchterlicher Feſſeln nur durch Parlaments-Akt in ſeltenen Fällen — und nur für reiche Leute — möglich macht. So kam zu der tiefwurzelnden Geiſtesneigung und Dankbarkeit auch noch herzlichſtes Mitleid hinzu, um Miß Evans den hochherzigen Entſchluß zu erleichtern, ihr Leben, obſchon ohne die formale Billigung des Geſetzes und die Weihe der Kirche, mit dem dieſes ſchwergeprüften und ruhebedürftigen Mannes zu verbinden. Sie ſelbſt ſahen von Anfang an ihre Vereinigung als eine wirkliche Heirath an und das fünfundzwanzigjährige Beſtehen derſelben in ungetrübtem, reinem Glück hat ihr eine edlere Weihe verliehen, als Prieſterwort allein ſie geben kann. Sollten die bis jetzt noch geheim gehaltenen intimſten Beweggründe zu dieſem Schritt jemals der Welt bekannt werden, ſo wird es ſich herausſtellen, daß ſich keiner darunter befand, der mit ihrer eigenen ſelbſtentäußernden Lehre nicht in Einklang zu bringen wäre: keine Wahl perſönlichen Glückes zum Schmerze eines Dritten, kein Hintanſetzen höherer Pflicht durch die Leidenſchaft. Die Idee, welche uns George Eliots Bücher und die Aeußerungen vertrauter Freunde von ihrer Perſönlichkeit und beſonders von ihrer im engeren Sinne weiblichen Artung geben, läßt es ſogar ſehr

wahrſcheinlich erſcheinen, daß dieſer Geiſtesehe das körperliche Band ganz gefehlt habe; und dies würde ſelbſt dem großen Haufen der „anſtändigen Geſellſchaft“ das Recht nehmen, jenes Verhältniß mit irgend einem häßlichen Namen zu verdammen. Uebrigens wurde die geſellſchaftliche Anerkennung dieſer Ehe, ſogar in der prüden und vom Vorurtheil mehr als irgend eine andere beherrſchten engliſchen Welt, ohne weiteres zu theil — wenigſtens von allen denen, die je Gelegenheit hatten, dieſe Gatten nebeneinander zu ſehen. „Ohne Bangen, ohne Zögern ſtellte ſie ſich an ſeine Seite, ohne Reue war ſie bis zum Tode die Seine; ſie machte ihre Matronenwürde ruhig, ohne Oſtentation geltend und der faſt königliche Ausdruck ihres Geſichtes war die unbewußte Beſtätigung des göttlichen Rechtes der Ehe“ — wie Einer, der das Glück hatte, ſie zu kennen, in der Weſtminſter Review ſchrieb. Miſter Lewes' umſichtige Liebe erſparte ihr jede Berührung mit den gemeinen Sorgen des Lebens, denen ſie ganz hülflos gegenüberſtand; er war der ſelbſtloſeſte Freund, der treueſte Helfer und Berather, der ſcharfſichtigſte Kritiker und aufrichtigſte Bewunderer ihrer Arbeiten, und dafür dankte ſie ihm dadurch, daß ſie alle ſeine Erwartungen von ihrem Talent auf das herrlichſte erfüllte, alle ſeine geiſtigen Bedürfniſſe und Genüſſe mit ihm theilte und ihm ſein Haus zu einem ſturmesſichern Hafen des ruhigſten Glückes machte, ihn mit Aufopferung pflegte, wenn er krank war und ſeinen Söhnen eine wahrhaft mütterliche Liebe entgegentrug, welche ſie damit krönte, daß ſie ihnen den größten Theil des durch ihre Bücher erworbenen Vermögens hinterließ.

Ihr äußeres Leben floß nun sehr ruhig und gleichmäßig dahin. Das Jahr 1854—55 brachte sie mit ihrem Gatten in Weimar und Berlin zu, wo sie einen regen Verkehr mit allerlei hervorragenden deutschen Denkern und Künstlern unterhielt. Es ist zu bedauern, daß von dieser Seite keine Erinnerungen an ihre Persönlichkeit bekannt geworden sind. Wenn sie schon damals George Eliot gewesen wäre, d. h. die Verfasserin so ganz außergewöhnlicher Romane, so würde der Fall gewiß anders liegen. Es ist sehr wohl möglich, daß sie sich durch den Hauch einer glorreichen literarischen Vergangenheit, welcher sie in Weimar umwehte, sowie durch den Verkehr mit deutschen künstlerischen Freunden zuerst zu eigener Production angeregt fühlte. Ihr Gatte begann, sowie er die ersten Zeichen erwachenden Schaffensdranges in ihr spürte, unabläßig zu einem Versuche zu treiben, so zur Entdeckung der starken Seiten ihres Talentes behülflich zu sein und mit seinem vortrefflichen Humor, als dem nothwendigen Sauerteige dichterischen Schaffens, besonders für den realischen Schilderer wirklichen Lebens, ihr allzu ernstes, etwas schwerfälliges Denken und Trachten zu durchsetzen und dadurch in glücklichen, fruchttragenden Fluß zu bringen. So entstanden langsam die „Bilder aus dem Leben der Geistlichkeit" (Scenes of clerical life). Im Herbst 1856 schickte Mr. Lewes das Manuskript der ersten Novelle „eines anonymen Freundes" — „Die traurigen Schicksale Amos Barton's (The sad fortunes of A. B.) an den Redakteur von Blackwood's Edinburgh Magazine. Die scharfe Kritik, welche dieser — Mr. John Blackwood

— über die Arbeit übte, hatte zunächst einen entmuthigenden Eindruck auf Frau Lewes gemacht. Doch schrieb Blackwood kurz darauf an Lewes, daß sich der unbekannte Verfasser doch ja nicht abschrecken lassen möge: Amos Barton zeige trotz mancher Mängel ein ganz bedeutendes Talent und eine außerordentliche Frische des Stiles. Er wolle nicht nur Amos Barton bald abdrucken, sondern auch gern weitere Beiträge annehmen. Wirklich erschien auch Amos Barton bereits im Januar und Februar 1857. Als ihm dann bruchstückweise die übrigen „Bilder aus dem Leben der Geistlichkeit" zu Gesicht kamen, stieg Blackwood's Achtung vor dem Talent des Verfassers und seine Hoffnung auf dessen Zukunft immer mehr und er druckte bis zum November desselben Jahres in ununterbrochener Folge auch „Mister Gilfil's Liebesgeschichte" (Mr. Gilfil's Love story) und „Janet's Buße" (Janets Repentance) in seinem Magazin ab.

Unter dem großen Publicum machten die „Bilder", welche übrigens schon 1858 in Buchform erschienen, kein besonderes Aufsehen; berufene Kenner aber wurden sofort darauf aufmerksam und ergingen sich alsbald in Vermuthungen über die Person des Autors. Herr Blackwood selbst glaubte aus der Aehnlichkeit der Handschriften auf Professor Owen schließen zu müssen, besonders da die vielen wissenschaftlichen Anspielungen auf einen Gelehrten deuteten. Andere hielten Lord Lytton für den Verfasser. Charles Dickens richtete an den Unbekannten einen Brief voll warmer Anerkennung, welcher Frau Lewes ungemein erfreute und im Glauben an sich selbst befestigte. So

konnte Blackwood ſchon im Januar 1858 an Lewes ſchreiben: „George Eliot (denn auf der Buchausgabe erſchien dieſes Pſeudonym zuerſt) hat eine wahrhafte literariſche Reputation unter den Kennern erworben, und das Publikum muß folgen, obwohl noch einige Zeit darüber hingehen mag.“

Dieſe Zeit kam eher, als irgend Jemand erwartet hatte, denn ſchon mit ihrem nächſten Werke „Adam Beede“, welches im Februar 1859 in drei Bänden bei Blackwood erſchien, eroberte George Eliot nicht allein ihr Vaterland, ſondern die ganze gebildete Welt im Sturme. Man hatte ſehr bald in Warwickſhire das Lokal und einen Theil der Perſonen entdeckt, welche in dem Roman verwerthet erſchienen, und dadurch wurde ſofort die allgemeine Neugier, den Verfaſſer zu kennen, erregt. Ein Mr. Liggins machte ſich die günſtige Gelegenheit, zu Ruhm und Geld zu gelangen, zu Nutze, indem er dem in Nuneaton entſtandenen Gerücht, er ſei der Verfaſſer von „Adam Beede“ Recht gab und ſich öffentlich als ſolcher bekannte. Dadurch wurde Frau Lewes gezwungen, aus ihrer Anonymität herauszutreten. Trotzdem war aber, wenigſtens auf dem Continent, ihr wahrer Name ſehr Vielen bis zu ihrem Tode unbekannt. Die Meiſten wollten es damals kaum glauben, daß der ſo ungemein durchdachte, von ſo weiter, ſogar gelehrter Bildung Zeugniß ablegende Roman von einer Frau herrühren könnte. Charles Dickens iſt der Einzige, ſoweit bekannt, welcher gleich das Geſchlecht George Eliot's nicht nur ahnte, ſondern ſogar ſchrieb: „Wenn der Autor keine Frau iſt, ſo werde ich anfangen zu glauben, daß ich ſelbſt eine ſei.“

Dieſer erſte große Erfolg war entſcheidend. George Eliot ſelbſt war ſich fortan ihrer Stärke bewußt und der Drang zu ſchreiben, fortzuſtudiren, ſich immer mehr in die Geheimniſſe der Menſchenſeele zu vertiefen, wurde immer unwiderſtehlicher und fruchtbringender, ſo daß ſie trotz ihrer verhältnißmäßig langſamen Art zu arbeiten in ziemlich kurzen Zwiſchenräumen ihre immer umfangreicher werdenden großartigen Werke zu Tage förderte. Zwei kleinere Geſchichten „Der gelüftete Schleier“ (The lifted veil) und „Bruder Jakob“ (Brother Jacob) erſchienen 1859—60 gleichfalls in Blackwood's Magazin. Im April 1860 folgte dann der zweite große Roman in drei Bänden: „Die Mühle am Floß“ (The mill on the Floss). Im März 1861 bereits erſchien „Silas Marner, der Weber von Ravenloe“ in einem Bande. Von 62—63 „Romola“, zunächſt im Cornhill Magazine und nach Vollendung ſogleich als Buch. Drei Jahre ſpäter in drei Bänden „Felix Holt, der Radicale“. 1868 trat ſie mit ihrem erſten großen poetiſchen Werke „Die ſpaniſche Zigeunerin“ (The spanish Gypsy) vor das Publicum, welches ſich jedoch ſehr kalt dagegen verhielt, und zwar mit Recht, denn die poetiſche Form iſt eine zu ſchwere Feſſel für die Fülle ihres Geiſtes, und ihr Talent nicht ſtark genug, dieſelbe zu brechen. Der Verleger ſoll einen gewaltigen Verluſt durch dies Gedicht gehabt haben. Ein zweiter Band von Gedichten und poetiſchen Erzählungen („The Legende of Jubal and other poëms“) erſchien 1874. Inzwiſchen war ſchon ſeit 1871 ihr größtes, unübertreffliches Werk „Middlemarch“ in monatlichen Heften (eine

durch Dicken's Vorgang in Aufnahme gekommene Publicationsart) allmählich zu Tage getreten. In gleicher Form erschien von Februar 1876 an „Daniel Deronda" und schließlich 1879 „Die Eindrücke des Theophrastus Such" (The impressions of Th. S.) eine Sammlung von Aufsätzen über allerlei öffentliche und moralische Irrthümer und Uebelstände.

IV.

Es war etwas ganz Natürliches, daß George Eliot in ihren ersten Versuchen auf belletristischem Gebiete an die Erinnerungen der Scenerien, Personen und inneren Eindrücke ihrer Jugend anknüpfte. In den „Bildern aus dem Leben der Geistlichkeit" (Scenes of clerical life [bisher noch nicht ins Deutsche übersetzt]) finden wir demgemäß die Landschaft von Warwickshire in der Umgebung von Nuneaton, hier Milby genannt, sowie mancherlei portraitähnliche Züge von Leuten, welche in jener Grafschaft lebendig einherwandelten. Die alle diese Bilder, wie auch noch späterhin Adam Beede, Silas Marner und mehr oder weniger sämmtliche übrigen Werke durchziehende Grundstimmung ist ernsthaftes religiöses Empfinden und namentlich der ewige Kampf zwischen fanatischen, oder wenigstens tief enthusiastischen, Sektirern und den in Vorurtheilen verhärteten oder gemüthliches indolentes Gehenlassen übenden Vertretern der high church, der Anglikanischen Staatskirche. Auch erklärt die Ver-

faſſerin gleich anfangs, daß es nicht ihre Abſicht ſei, wunderbare Schickſale und Ausnahme-Menſchen zu ſchildern, ſondern im Gegentheil, nach Art der holländiſchen Genremaler, das Kleine, gänzlich Unauffällige, „hervorragend Mittelmäßige“ mit Liebe auszuführen. So iſt denn der Landpaſtor Amos Barton, deſſen traurige Schickſale die erſte Novelle erzählt (The sad fortunes of Amos Barton) ein Muſter von Gewöhnlichkeit — und doch mit wie feiner Kunſt der Detailmalerei weiß ſie dieſe einfachen Lebensereigniſſe intereſſant zu machen! Die aus der Jugendzeit herübergebrachte Empfindung von der liebenswürdigen Herzlichkeit, welche den alten engen religiöſen Begriffen innewohnt, verband ſie durch ihre friſche künſtleriſche Kraft mit ihrem tief humanen Fühlen und einer feinen, humoriſtiſchen Beobachtungsgabe, welche ſie Thackeray einigermaßen nähert, beſonders — wie ein engliſcher Autor ſehr hübſch ſagt — „in ſeinem vertraulichen Geflüſter fein ſatiriſcher Reflectionen“ .... Die durchdurchdringenden Blicke, welche George Eliot in die Schwächen und Affectationen, die Anmaßungen und eingebildete Wichtigkeit der Männer und Frauen that, denen wir im gewöhnlichen Leben begegnen, machen ſie einem moraliſchen Detectiv ähnlich. Aber ſie hat die Allwiſſenheit der hellſehenden Liebe; einer Liebe jedoch, welche keine Unwahrheit duldet. Sie ſelbſt ſagt im ſiebenten Capitel: „Du lieber Himmel! Da ich keine fruchtbare Phantaſie habe und unfähig bin, aufregende Abenteuer zu eurer Unterhaltung zu erfinden, ſo muß mein einziges Verdienſt in der Gewiſſenhaftigkeit liegen, mit welcher ich euch die

beſcheidenen Erfahrungen eines gewöhnlichen Mitmenſchen zu Gemüthe führe. Ich möchte euer Mitgefühl durch ganz triviale Leiden erregen, eure Thränen für wirklichen Schmerz gewinnen: ſolchen Schmerz, der vielleicht Thür an Thür mit euch wohnt, der weder in Lumpen, noch in Sammt gekleidet iſt, ſondern in einen ſehr gewöhnlichen, anſtändigen Anzug.“ Und von ihrem erkorenen Helden ſagt ſie Folgendes: „Der hochwürdige Amos Barton, deſſen traurige Schickſale ich zu ſchildern unternommen habe, war, wie man bereits bemerkt hat, in keiner Weiſe ein idealer oder ausnahmsweiſer Charakter, und vielleicht iſt es ein gar zu kühnes Unterfangen, eure Sympathie für einen Mann gewinnen zu wollen, der von allem Beſonderen ſo gar weit entfernt war — einen Mann, deſſen Tugenden nicht herriſch waren und der kein unentdecktes Verbrechen in ſeiner Beichte verbarg; der nicht das leiſeſte Geheimniß um ſich hatte, ſondern vielmehr handgreiflich und unzweifelhaft gewöhnlich war; welcher nicht einmal verliebt war, ſondern dieſen Zuſtand ſchon längſt überwunden hatte. ‚Ein ganz und gar unintereſſanter Charakter!‘ höre ich eine meiner Leſerinnen ausrufen — ſagen wir Mrs. Farthingale, welche das Ideale im Roman liebt, und für welche die Tragödie aus Hermelinmänteln, Ehebruch und Mord, die Komödie aus den Abenteuern irgend einer Perſönlichkeit beſteht, welche ſo recht ein „Charakter“ iſt. Aber, meine verehrte Frau, es iſt bei weitem der größte Theil Ihrer Mitmenſchen, welche dieſen Stempel der Unbedeutendheit trägt. Wenigſtens 80 von 100 erwachſenen Landsmännern ſind weder ungewöhnlich

albern, noch ungewöhnlich niederträchtig, noch ungewöhnlich weise; ihre Augen sind weder tief noch feucht vor Empfindsamkeit, noch voll unterdrückten Witzes blitzend; wahrscheinlich sind sie nie mit knapper Noth Gefahren entronnen und haben gar keine aufregenden Abenteuer gehabt; ihre Gehirne sind entschieden nicht schwanger von Genie und ihre Leidenschaften haben sich durchaus nicht vulkanmäßig geäußert. Sie sind einfach Männer mit mehr oder weniger schmutzigem Teint, deren Unterhaltung mehr oder weniger fadenscheinig und unzusammenhängend ist. Dennoch haben alle diese gemeinplätzigen Leute — oder wenigstens viele — ein Gewissen und haben den göttlichen Trieb, das unangenehme Rechte zu thun, empfunden; sie haben ihr unausgesprochenes Weh, ihre heiligen Freuden; ihr Herz ist ihnen vielleicht aufgegangen, als ihnen das erste Kind geboren ward, oder sie haben über unersetzliche Todte getrauert. Ja, liegt nicht ein gewisses Pathos gerade in ihrer Unbedeutendheit? In dem Vergleich ihrer trüben, engen Existenz mit den ruhmreichen Möglichkeiten, welche dem Menschenthum, das sie theilen, offen stehen? Glauben Sie mir, Sie würden unendlich gewinnen, wenn Sie lernen könnten so wie ich, etwas von der Poesie und dem Pathos, von dem Tragischen und Komischen zu sehen, welches in der Erfahrung einer Menschenseele liegt, welche aus trüben grauen Augen schaut und die mit höchst gewöhnlich klingender Stimme redet. In diesem Falle brauchte ich keine Furcht zu haben, daß es Ihnen gleichgültig sein könnte, wie es dem hochwürdigen Amos Barton weiter erging, oder daß Sie die

häuslichen Details, welche ich erzählen will, alle Ihrer Beachtung unwerth halten möchten. Jedenfalls können Sie, wenn Sie wollen, sich weigern, meine Geschichte weiter zu lesen, und Sie werden leicht Lectüre finden, die mehr nach Ihrem Geschmack ist, da ich in den Zeitungen gelesen habe, daß allein innerhalb der letzten Saison viele hervorragende Romane erschienen seien, voll packender Situationen, erstaunlicher Zufälle und beredter Schreibweise."

Amos Barton ist ein Landprediger auf einer elenden Hungerpfarre in einem reizlosen Kohlendistrict, dessen Bildung gerade ausreicht, um Predigten zu halten, welche für seine Zuhörer immer noch zu hoch sind, obwohl er im Uebrigen nicht gerade grammatikalisch richtig spricht, wenn auch nicht sehr falsch, denn selbst seine Fehler sind mittelmäßig. Dieser gute Mann ist mit einer engelgleichen Frau gesegnet, welche das allgemeine Urtheil der Leute als entschieden zu gut für ihn erklären würde, die aber gerade wegen seiner Mittelmäßigkeit ihm wohl zu gönnen ist. Selbstverständlich hat er sechs Kinder und eins wird immer erwartet. Die große Aufgabe seines Lebens ist die, mit achtzig Pfund jährlich stets im Freien in einem anständigen schwarzen Anzug zu erscheinen, „welcher nicht durch plebejischen Spiegelglanz oder anstößige Weißheit der Nähte die Grundlage der Kirche zu erschüttern geeignet ist; in einer schneeigen Kravatte, welche einen bedenklichen Arbeitsaufwand für das Säumen, Stärken und Bügeln erfordert; welcher durch die Ausdehnung seines Sprengels ein stetes äußerliches Bedürfniß für reichliches

Schuhleder und ein ſtetes inneres Bedürfniß für reichliches Rind- und Hammelfleiſch hat; der überdies gezwungen iſt, ſowohl der Leute als ſeines eigenen Stolzes halber Weib und Kind von dem Hut- bis zu den Schuhbändern ſtandesgemäß anzuziehen."

Die häuslichen Leiden und Freuden dieſes Biedermanns werden auf das Anmuthigſte in Verbindung gebracht mit dem Leben und Treiben ſeiner ebenſo unbedeutenden Nachbarn. Die Frau-Baſen-Geſpräche am Theetiſch der Mrs. Patten gehören zu den köſtlichſten Blüthen des Eliot'ſchen Humors. Sämmtliche dabei auftretenden Figuren: die kränkelnde Mrs. Patten, welche ihre altjüngferliche Nichte tyranniſirt, die grundgütige, vielſchwatzende Mrs. Hackit, der Landdoctor Mr. Pilgrim, welcher in tödlicher Feindſchaft mit ſeinem Collegen Mr. Brand lebt und noch manche andere unmittelbar aus dem Leben gegriffene Dörflerfiguren mit ihrem komiſchen Aberglauben, ihren engen Begriffen und ihrem unbegrenzten Intereſſe am Thun und Laſſen des lieben Nächſten, alle geben ſie uns ein ungemein anſchauliches, peinlich ausgeführtes Bild von dem gleichförmig dahinſchleichenden Leben in ſolch einem todten Erdenwinkel.

Die Kataſtrophe, wenn man von einer ſolchen überhaupt reden kann, wird herbeigeführt durch eine nicht ganz unzweifelhafte Gräfin Czerlaski, deren Mann Tanz- und Fechtlehrer geweſen ſein ſoll, und welche mit einem ſchrecklich langweiligen Bruder eine Villa in der Nachbarſchaft von Shepperton gemiethet hat. Die reizende Paſtorsfrau iſt dieſer von der Langenweile arg geplagten Dame eine

hochwillkommene Geſellſchafterin. Sie dehnt ihre überſchwängliche Liebenswürdigkeit auch auf den ungrammatikaliſchen Mann aus, indem ſie ihm das wärmſte Intereſſe für ſeine Predigten heuchelt und ihm alle mögliche Beförderung durch Fürſprache bei ihren nie zum Vorſchein kommenden einflußreichen Bekannten verſpricht. Eines Tages erſcheint ſie mit Sack und Pack in der Hungerpfarre und bittet um ein Obdach, da in der Villa ihres Bleibens nicht länger iſt. Ihr Herr Bruder nämlich, der längſt aufgegebene Hageſtolz, hat ſich aus lauter Langerweile in ihr Kammermädchen verliebt und die Unverſchämtheit gehabt, ſie heirathen zu wollen. Die guten Bartons können der Gräfin ihre Bitte um Obdach nicht abſchlagen und räumen ihr, ihren Kiſten und Kaſten und ihrem Schoßhund ein übriges Zimmerchen und zwei durchaus nicht übrige Kämmerchen ein. Aus den anfänglich in Ausſicht genommenen acht Tagen werden eben ſo viele Monate, ohne daß die Gräfin jemals Miene macht, weiter zu ziehen oder auch nur einen Pfennig in die Wirthſchaftskaſſe fließen zu laſſen. Natürlich giebt dieſer lange Aufenthalt der immer noch recht hübſchen, eleganten Dame in der Pfarre den geſchäftigen Zungen der Nachbarſchaft viel zu reden. Es iſt doch eine Schande für einen geiſtlichen Herrn, der einen Engel zur Frau hat, in ſeinem eigenen Hauſe ein ſolches Verhältniß zu haben, ſagen die Leute, denn daß es ein Verhältniß ſein müſſe, bezweifelte natürlich Niemand. Die guten Freunde ziehen ſich entrüſtet über ſolchen Skandal von den Paſtorsleuten zurück, die kleinen Victualiengeſchenke und Geldvorſchüſſe bleiben aus

und die Herren Amtsbrüder machen bedenkliche Gloſſen. Trotz all' des Elends im Hauſe und der immer fühlbareren Vereinſamung nach Außen können ſich die Bartons nicht entſchließen, der Gräfin höflich die Thür zu weiſen. Das nagt dem braven, alten „Mädchen für Alles" ſo an dem anhänglichen Herzen, daß es ſeiner Herrſchaft dieſen Dienſt erweiſt — aber gröblich:

„Jetzt, mein kleiner Jet," ſagte die Gräfin, indem ſie ihr Hündchen ſanft auf den Kaminteppich ſetzte, „jetzt ſollſt Du ein nettes, nettes Frühſtück haben." Jet bezeugte, daß er dieſe Bemerkung für außerordentlich zeitgemäß und zweckentſprechend halte, dadurch, daß er ſich auf ſeine Hinterbeine ſetzte, und die Gräfin leerte das Sahnentöpfchen in die Untertaſſe aus. Nun ſtand gewöhnlich neben der Sahne zum Frühſtück für Jet ein kleiner Topf Milch auf dem Theebrett, aber an dieſem Morgen hatte Nanny, die ihren brummigen Tag hatte, dieſen Theil des Arrangements vergeſſen, ſo daß die Gräfin, als ſie ihren Thee gemacht hatte, bemertte, daß kein zweiter Topf da ſei und die Klingel zog. Nanny erſchien, ſehr roth und erhitzt — ſie hatte das Küchenfeuer angeblaſen und das iſt eine Arbeit, welche durchaus nicht die Laune verbeſſert.

„Nanny, Sie haben Jet's Milch vergeſſen; wollen Sie mir, bitte, noch etwas Sahne bringen." Das war nun gerade ein wenig zu viel für Nanny's Geduld.

„Ja, das glaube ich! Da bin ich mit allen Händen voll mit den Kindern und dem Eſſen und die Frau krank zu Bett, und der Doctor kann alle Augenblick hier ſein.

Und da muß ich ins Dorf laufen und Sahne holen, weil Sie sie dem ekligen kleinen Kaffern gegeben haben."

„Ist Mrs. Barton krank?"

„Krank — ja — ich dächte wohl, sie wäre krank, und Sie machen sich viel daraus. Sie wird wohl krank sein, geplagt von früh bis spät, wie sie ist, von Leuten, die besser wo anders wären."

„Wie kommen Sie zu so einem Betragen?"

„Wie ich dazu komme? Na, ich denke, daß die Frau sich ihr Leben abarbeitet mit Nachtsauffitzen für Leute, welche eher sie bedienen sollten, statt im Bett zu liegen und den lieben langen Tag nichts anderes zu thun wie Stramin pimpeln."

„Verlassen Sie das Zimmer und sein Sie nicht unverschämt."

„Unverschämt! Da will ich doch lieber unverschämt sein, als was manche Leute sind, die von fremden Leuten leben und ihnen obendrein noch einen schlechten Ruf einbringen."

Damit fuhr Nanny zum Zimmer heraus, um die Dame mit Muße dies unerwartete Frühstück verdauen zu lassen. —

Diese Sprache ist selbst für die schwerhörige Gräfin verständlich genug, und schon am folgenden Tage verläßt sie die erleichtert aufathmenden Pastorsleute, welche kaum im Stande sind, ein anständiges Bedauern über ihren Fortgang auszudrücken. Bald darauf giebt Mrs. Barton einem weiteren Kinde das Leben, aber das arme Würmchen stirbt nach wenigen Tagen und zieht die Mutter nach

ſich. Jetzt erſt empfindet Barton, was er an ihr gehabt hat, beſonders da nun plötzlich alles mögliche Unheil über ihn hereinbricht und er Shepperton verlaſſen muß, um in eine noch ſchlechtere Stelle verſetzt zu werden. Das älteſte Mädchen hat die herrlichen Eigenſchaften der Mutter geerbt, wird die Erzieherin ihrer Geſchwiſter und bringt Sonnenſchein in das Alter des gebeugten Vaters.

Das iſt die ganze unendlich einfache Geſchichte und doch iſt ſo viel des herzlich Komiſchen, innig Rührenden und des köſtlich beobachteten Details darin erhalten, daß das Intereſſe des feinfühlenden Leſers von Anfang bis zu Ende wach erhalten und die reinſte poetiſche Stimmung dadurch hervorgerufen wird. —

Shepperton und ſeine Umgebung iſt auch der Schauplatz der zweiten Novelle: „Mr. Gilfil's Liebesgeſchichte.“ Auch dieſer iſt durchaus kein Held im gewöhnlichen Romanverſtande: weder ein großer Gelehrter noch Kanzelredner, noch ſonſt ein irgendwie hervorragender Menſch — eben nur ein guter Kerl mit etwas ſtattlicherer Perſönlichkeit als Mr. Barton. Er iſt als Junge von Sir Chriſtopher Cheverel, einem prächtigen Edelmann vom beſten altengliſchen Schrot und Korn erzogen worden, und hat im Grunde genommen — wie gar viele ſeines Gleichen — weit mehr Intereſſe für Vieh und Feldwirthſchaft und allerlei noblen Sport, als für die Kirchenväter. Sir Chriſtopher hat ein zweites Pflegekind in Italien aufgefiſcht: Caterina, das Töchterchen eines armen Notencopiſten, welches ſich unter der liebevollen Pflege von Lady Cheverel und deren alter Haushälterin zu einer reizenden Mädchen-

blüthe entfaltet hat. Ihre vom Vater ererbte wundervolle Stimme und ihr großes Musiktalent verschaffen ihren Pflegeeltern so viele genußreiche Stunden, daß sie sie immer lieber gewinnen. Aus der geschwisterlichen Liebe der beiden Pflegekinder wird auf des warmherzigen Gilfil's Seite eine ernste Neigung, welche Caterina zwar nicht erwidert, aber doch gern duldet und welche von Sir Christopher und seiner Gattin mit Freuden bemerkt wird. So weit wäre kein ernstliches Hinderniß für ihre Vereinigung vorhanden, wenn nicht der Neffe und Erbe Sir Christophers, Captain Wybrow, das arme Mädchen in eine heiße Liebe zu ihm hineingeredet hätte, welche er nur als Zeitvertreib bei Gelegenheit seiner Besuche in Cheverel Manor auffaßte. Es ist dies ein eitler blasirter Geck, mit einem untadelhaften Wachspuppengesicht, welcher die kindliche, unerfahrene kleine Italienerin durch süße Worte und Liebkosungen und dadurch, daß er ihr sogar die Ehe verspricht, gänzlich fesselt. Sie hat Gelegenheit genug, seine Falschheit zu erkennen, aber jeder Kuß, den er ihr raubt, zwingt sie wieder in den Bann ihrer unseligen Leidenschaft. Sie weiß, daß Wybrow im Begriff ist, eine vornehme junge Dame zu heirathen, sie weiß, daß er nur mit ihr spielt und daß es ihr nur ein Wort kosten würde, um die Frau des vortrefflichen Gilfil zu werden; trotzdem aber vermag sie nicht, ihr Gefühl zu bekämpfen und leidet fürchterliche Qualen der Eifersucht, als jene Braut Wybrow's selbst nach Cheverel Manor kommt. Ebenso quält natürlich den armen Gilfil die Eifersucht. Wybrow macht sich kein Gewissen daraus, ihr immer noch vorzureden, daß er

eigentlich nur sie liebe und immer lieben werde. Die Braut überrascht ihn mit Caterina in tête-à-tête und es giebt eine aufgeregte Scene, nach welcher Wybrow durch neue Lügen beide Mädchen zu beruhigen sucht. Das heiße italienische Blut beginnt sich in Caterina zu regen, sie verschafft sich einen Dolch und hängt in ihren schlaflosen Nächten wilden Rachegedanken nach. Reizend ist es geschildert, wie das arme Kind zwischen Wuth und Liebe kämpft.

„Sie schritt rastlos auf und nieder, wie sie zu thun pflegte, die Hände geballt, die Augen leidenschaftlich glühend und unstät umherwandernd, als suchten sie einen Gegenstand, auf den sie sich einer Tigerin gleich stürzen könnte.

„Wenn ich ihn nur sprechen könnte — flüsterte sie — und ihm sagen, wie ich ihn hasse, verabscheue, verachte!"

Plötzlich, als ob ein neuer Gedanke in ihr aufblitzte, zog sie einen Schlüssel aus ihrer Tasche, schloß damit einen eingelegten Schreibkasten auf, in dem sie ihre Andenken aufbewahrte, und nahm ein kleines Miniaturgemälde heraus. Es befand sich in einem schmalen goldenen Rähmchen mit einem Ring daran, um es an einer Kette befestigen zu können, und unter dem Glas an der Rückseite waren zwei Haarlocken, eine dunkel, die andere kastanienbraun, in einen phantastischen Knoten gebunden. Es war ein heimliches Geschenk Anthony's vom letzten Jahre — er hatte das Portrait nur für sie machen lassen. Den ganzen letzten Monat hatte sie es nicht aus seinem Versteck genommen: wozu auch die Vergangenheit noch

lebendiger machen! Aber jetzt erfaßte sie es wüthend und warf es quer durch die Stube gegen den nackten Heerdstein.

Wird sie es zertreten und unter ihrem Stöckelschuh zermalmen, bis jede Spur von diesen falschen, grausamen Zügen verwischt ist? Ach nein! Sie lief durch die Stube dorthin und als sie das Kleinod, welches sie so zärtlich bewahrt, so oft mit Küssen bedeckt, so oft unter ihr Kissen gelegt und beim ersten Erwachen des Bewußtseins am Morgen wieder hervorgeholt hatte — als sie diese einzige sichtbare Reliquie einer all' zu glücklichen Vergangenheit so liegen sah, das Glas zerbrochen, das Haar herausgefallen, das dünne Elfenbein geplatzt, da kam der Rückschlag des überreizten Gefühls, die Reue über sie und sie brach in Thränen aus.

Sieh, wie sie niederkniet um ihren Schatz zusammen zu raffen, das Haar sucht und an seine Stelle zurückthut und dann traurig den Riß betrachtet, welcher das einst geliebte Bild entstellt. Ach! da ist kein Glas mehr, um Haar und Portrait zu schützen; aber sieh, wie sorgfältig sie Seidenpapier darum wickelt und es wieder an seinem alten Platz verwahrt. Armes Kind! gebe Dir Gott, daß Du immer so weich werdest, ehe Du eine unabänderliche That gethan hast."

Am nächsten Tage bittet Captain Wybrow sie, ihm eine Zusammenkunft im Park zu gewähren. Er hat sich eine schöne Trostrede zurecht gelegt, durch welche er das aufgeregte Mädchen entgültig zur Ruhe zu bringen hofft. Caterina sagt mit Freuden zu, da ihr plötzlich der Gedanke aufgestiegen ist, daß dieses eine günstige Gelegenheit sei,

ihre Rache zu kühlen. Mit dem Dolch in der Tasche, fest entschlossen, ihn in Anthonys falsches Herz zu stoßen, geht sie zum Stelldichein und findet den Captain — todt im Grase liegend. Ein Blutsturz hatte seinem Leben ein plötzliches Ende gemacht. In fürchterlicher Aufregung läuft sie mit der Schreckensbotschaft ins Haus zurück und holt alle Leute zusammen. Als ihr durch den Arzt die Gewißheit seines Todes geworden ist, zieht sie sich in ihr Zimmer zurück, wo sie in dumpfem Grübeln Tag und Nacht verbringt. Immer mehr gewinnt der schreckliche Gedanke Macht in ihr, daß ihre böse rachsüchtige Absicht so gut wie die wirkliche That gewesen und sie Anthony's Mörderin sei. Sie redet sich ein, daß sie nun nicht mehr werth sei, im Hause ihres Wohlthäters, dem sie den Erben geraubt, zu verweilen und begiebt sich mit Tagesgrauen auf die Flucht.

Die Entdeckung ihrer Abwesenheit ruft große Angst hervor; man durchsucht alle Gewässer der Umgegend, weil man vermuthen muß, sie habe sich in der Verzweiflung das Leben genommen. Nach fünf Tagen endlich kommt an Gilfil die Nachricht, daß sie krank und ohne Bewußtsein in dem Hause eines braven Bauern liege, welcher eine frühere Köchin Sir Christophers geheirathet hat. Gilfil begiebt sich sofort dahin und theilt sich mit der guten Frau in die Pflege der Kranken. Er ist der Erste, welchen sie wieder erkennt, er spricht ihr milden Trost zu und sucht ihre Gewissensskrupel zu zerstreuen. Als sie wieder aufzustehen vermag, bringt er sie zu seiner verheiratheten Schwester, wo sie mit zartester Sorgfalt gehegt

und gepflegt wird. Nach Cheverel Manor will sie nie mehr zurückkehren, da ihr ihre vermeintliche Schuld nicht auszureden ist. Wie wohl sie sich auch in Sir Christophers Hause befunden hat, so war doch ihr Verhältniß zu dem Baronet und Milady nie ein so zwangloses und herzliches, wie es dasjenige mit Gilfils Schwester sogleich wird. In dieser sonnigen, stillen Häuslichkeit gelingt es auch Gilfils geduldiger Liebe endlich, ihr ganzes Vertrauen und ihre herzliche Neigung zu gewinnen. Sie reicht ihm als Gattin die Hand und zieht mit ihm in die Shepperton'sche Pfarre ein. Aber er soll das schwer erkämpfte Glück nicht lange genießen. Die schmerzliche Erfahrung ihrer ersten unseligen Liebe hat die Lebenskraft der zarten Pflanze untergraben und sie stirbt am ersten Versuch eine Blüthe zu treiben. Gilfil bewahrt die wehmüthige Erinnerung an sie als Heiligthum ein langes segensreiches Leben hindurch. Auch er ist kein auserwählter Mann Gottes, aber seine Gemeinde hängt mit inniger Verehrung an ihm und findet seine Predigten, welche alle Jahre regelmäßig wiederkehren, höchst erbaulich. Dafür scherzt er mit allen Kindern im Dorfe, giebt den Männern gute Rathschläge bei Pferdekrankheiten und weiß sich sogar das Wohlwollen derselben älteren Damenwelt von Shepperton zu erwerben, welche seinem Nachfolger Amos Barton, wie wir gesehen haben, so böse Dinge nachsagte. Er trinkt seinen Grog und raucht seine Pfeife wie jeder andere Philister, aber Caterinas Schlafzimmer ist für ihn ein Zufluchtsort zartester Poesie, welche keine noch so banale Gewohnheit ihm rauben kann.

„Es war ein rührender Anblick wenn Martha alle Vierteljahr die dicken Gardinen und Läden aufmachte und den gothischen Rahmen des Erkerfensters aufstieß. Auf dem kleinen Toilettentisch war ein niedlicher Spiegel in vergoldetem geschnitztem Rahmen. Wachslichtendchen steckten noch in dem Armleuchter, der darauf stand, und auf einem dieser Arme hing ein schwarzes Spitzentüchelchen. Ein verblichenes seidenes Nadelkissen mit verrosteten Nadeln darin, ein Riechfläschchen und ein großer grüner Fächer lagen auf dem Tisch. Ein Arbeitskörbchen stand neben dem Spiegel auf der Toilette, darin lag ein halbfertiges, vergilbtes Kindermützchen. Zwei Kleider von längst vergessener Mode hingen an Nägeln an der Thür, und ein Paar rothe Pantöffelchen mit blindgewordener Silberstickerei standen unter dem Bett. Zwei oder drei Aquarellen, Ansichten von Neapel, hingen an den Wänden und über dem Kaminsims zwei Miniaturen in ovalem Rahmen, darunter ein paar seltene Porcellan-Nippes." 2c. 2c.

Man sieht, auch in dieser Geschichte ist nichts von spannender Verwickelung, keinerlei Außergewöhnlichkeit vorhanden, aber die liebevolle Schilderung des Details, die feine Seelenmalerei und der köstliche, humoristisch verklärte Realismus machen auch sie zu einem kleinen Meisterwerke. Die geschilderten Personen treten so lebendig vor uns, daß man sie nicht so leicht vergessen wird, obwohl die Farben sorgfältig gemischt und nicht so dick aufgetragen sind, als z. B. bei Dickens, dem Meister unvergeßlicher Charakteristik. Auch hier sind wieder die Nebenpersonen, die Dienerschaft in Cheverel Manor, der alte

Gärtner Bates mit seinem komischen Dialekt, Mrs. Sharp, die Haushälterin und die Familie Knott, zu welcher Caterina flieht, prächtige Figuren, und die alte Lady Asher, die Mutter von Wybrows Braut, ist mit ihrer etwas schüchternen Würde, welche sie vornehmeren Leuten nicht sehr geschickt nachahmt, und ihrer sprunghaften Conversation ein trefflich gelungener Typus einer in England äußerst zahlreichen Klasse von alten Damen höheren Stils. Ich schließe mit einer kleinen Probe ihres Unterhaltungstalentes. Beim ersten Thee ist Lady Asher herablassend genug, sich auch einmal neben die kleine Italienerin zu setzen und dabei entspinnt sich folgendes Gespräch:

„Ich höre, Sie sind eine vortreffliche Sängerin," war natürlich die eröffnende Bemerkung. „Alle Italiener singen so wundervoll. Ich reiste nach der Hochzeit mit Sir John nach Italien; nach Venedig, wissen Sie, wo sie immer in Gondeln herumfahren. Ich sehe, Sie pudern sich nicht. Meine Beatrice auch nicht; obwohl viele Leute meinen, ihre Locken würden gepudert weit besser aussehen. Sie hat so dickes Haar, nicht wahr? Unsere letzte Zofe machte es viel besser, als diese; aber, denken Sie, sie zog Beatricen's Strümpfe an, ehe sie in die Wäsche kamen und danach konnten wir sie doch nicht mehr behalten, wie?"

Caterina, welche die Frage nur als einen kleinen rhetorischen Effekt auffaßte, hielt eine Antwort für überflüssig, bis Lady Asher wiederholte: „Das konnten wir doch nicht, was?" als ob ihre Zustimmung zur Ruhe ihres Gewissens erforderlich sei. Nach einem schwachen „nein" fuhr sie fort:

„Zofen sind so unangenehm, und Beatrice ist so eigen, Sie können sich's gar nicht vorstellen. Ich sage so oft zu ihr: Mein Liebchen, Vollkommenheit ist nicht zu verlangen. Das Kleid, das sie heut anhat — jetzt sitzt es freilich wunderschön — aber es ist zweimal aufgetrennt und wieder zusammengenäht worden. Sie ist auch gerade wie der arme Sir John — er war so sehr eigen mit seinen Sachen, Sir John. Ist Lady Cheverel eigen?"

„Ziemlich. Aber Mrs. Sharp ist schon zwanzig Jahre ihre Jungfer."

„Ich wünschte, wir hätten irgend welche Aussicht unsere Griffin zwanzig Jahre zu behalten. Aber ich fürchte, wir müssen Sie gehen lassen, denn ihre Gesundheit ist so zart und sie ist so eigensinnig und will partout nichts Bitteres einnehmen wie ich ihr immer rathe. Wissen Sie, Sie sehen auch zart aus. Lassen Sie mich Ihnen Kamillenthee empfehlen, morgens ganz nüchtern. Beatrice ist so wohl und stark; sie nimmt nie ein; aber wenn ich zwanzig Mädchen gehabt hätte und sie wären so zart gewesen, so hätte ich ihnen allen Kamillenthee gegeben. Es stärkt die Constitution wie nichts. Sie müssen mir wirklich versprechen, Kamillenthee zu trinken . . ." 2c. 2c.

Die dritte und ausgedehnteste Erzählung: „Janets Buße" (Janets repentance) enthält zum ersten Male jenes später so oft wiederkehrend feinfühlige Eingehen auf religiöse Fragen. Die altgewohnte Stille des kleinen Kreisstädtchens Milby, in dessen Umgebung, wie wir wissen, Shepperton liegt, ist bedroht worden durch die Ankunft eines neuen Predigers, welcher die Anmaßung besitzt zu

behaupten, daß der alte Mr. Crewe nicht das reine Evangelium predige, und welcher Milby mit dem Sauerteige des Evangelicalism durchſetzen will. Ich kann es mir nicht verſagen, die ganze eingehende Beſchreibung der kirchlichen Zuſtände jenes guten Pfahlſtädtchens hier einzufügen.

„Der moraliſche Standpunkt von Milby war, wie man ſieht, in jenen guten alten Zeiten nicht gerade unbequem hoch und ein oder zwei nette Laſterchen ſetzte jedermann an ſeinem Nächſten voraus. Der alte Mr. Crewe, der Pfarrer z. B. durfte in Ruhe ſich ſeines Geizes erfreuen, ohne Furcht vor ſarkaſtiſchen Gemeinde-Demagogen; und ſeine Gemeinde hatte ihn um ſo lieber dafür, daß er ſich aus ſeiner Schule und Pfarrei und den Zinſen von den 3000 Pfund, welche ihm ſeine kleine taube Frau zugebracht hatte, ein hübſches Vermögen zuſammenſcharrte. Es war ganz klar, daß er ein gelehrter Mann ſein müſſe, denn er hatte einſt eine große Privatſchule in Verbindung mit einer Lateinſchule gehalten und hatte ſogar zwei oder drei junge Edelleute unter ſeinen Schülern gehabt. Die Thatſache, daß er jetzt gar nichts mehr las und daß ſeine Gedanken in den allergewöhnlichſten Dingen aufzugehen ſchienen, war zweifelsohne die Folge davon, daß er die Quellen ſeiner Bildung in ſeinem früheren Leben erſchöpft hatte. Es iſt freilich wahr, man ſprach nicht gerade in Ausdrücken des höchſten Reſpectes von ihm und man machte häufig Witze über des alten Crewe knickrige Haushaltung; aber das war ein gutes, altmodiſches Charakteriſtikum für einen Paſtor, der ein halbes Jahrhundert hindurch ein Stück Milby'ſchen Lebens geweſen war: Das

war wie die Beulen und Schrammen an einem alten Familienkrug, von dem sich nicht so leicht einer trennt und sei es um ein neues Stück Silberzeug frisch von Birmingham. Die Gemeindeglieder sahen durchaus keine Ursache, warum es wünschenswerth sein sollte, einen Pastor oder sonst irgend jemand zu verehren; sie fühlten sich viel gemüthlicher, wenn sie ein bischen auf ihre Mitmenschen herabsehen konnten.

Sogar der Milby'sche Dissent war von einer laxen und indifferenten Art. Die Baptisten-Gemeinde, welche unter einer schweren Schuldenlast sich krümmte, hatte ihren halben Beetsaal als Posamentierladen vermiethet; und Methodismus war nur zu entdecken, wie man manche seltenen Insekten entdeckt, nämlich durch fleißiges Herumkriechen in schmutzigen Winkeln. Die Independenten war die einzige Secte, von deren Existenz die „Gesellschaft" von Milby berührt wurde, und sie hatte die dunkle Vorstellung, daß die springenden Punkte ihres Glaubens im Beten ohne Buch, rothem Backstein und Heuchelei bestänben. Die Independeten Kapelle, bekannt als „Salem", stand in ihrer auffälligen Röthe in einer breiten Straße; mehr als ein Stuhlinhaber derselben hielt sich ein auf Federn ruhendes Gig und Mr. Jerome, ein zurückgezogener Kornhändler, das hervorragendste Mitglied der Gemeinde, war einer der reichsten Leute im Kirchspiel. Aber trotz dieser augenscheinlichen Prosperität, in Verbindung mit der üblichen Quantität von extemporirten Predigten (durch heimliche Noten abgeschwächt) strafte Salem doch seinen Namen lügen und war nicht immer eine Wohnung des Friedens. Es war aus einem oder dem anderen Grunde

unglücklich in der Wahl seiner Seelsorger. Der hochwürdige Mr. Horner, der mit glänzenden Hoffnungen gewählt war, entpuppte sich als ein Mann, der gern zu tief ins Glas guckte und sich mit seiner Frau zankte. Des hochwürdigen Mr. Roses Lehre war etwas zu hoch, da sie an Antinomianismus grenzte; des hochwürdigen Mr. Stickneys Rednergabe wurde bei näherer Bekanntschaft weniger erschütternd gefunden und der hochwürdige Mr. Smith, ein hervorragender Mann Gottes, mit einer poetischen Ader, der in den Eisendistricten sehr gesucht war, machte sich unliebsam wegen seiner Neigung, Verse an die jungen Damen seiner Gemeinde zu richten. Es wurde ganz logisch geschlossen, daß Verse, wie die Mr. Smiths, ziemlich viel Zeit kosteten und daß die angedeutete Gewohnheit seine pastoralen Pflichten ernstlich in den Hintergrund drängen mußte. Alle diese hochwürdigen Herren gaben ihre Meinung dahin ab, daß die Mitglieder von Salem unter die wenigst erleuchteten im Volke Gottes gehörten, und daß Milby ein tiefstehender Ort sei, wo eine lange Periode ihres Lebens verweilen zu müssen, ihnen ein hartes Loos erschienen wäre. Dennoch hätte jedermann glauben müssen, wenn er die anständige und dichte Versammlung bei Gelegenheit der jährlichen Wohlthätigkeitspredigt sah, daß der Geistliche von Salem eine ziemlich glänzende Stellung in den Reihen des Dissentismus einnehme. Manche hochkirchliche Familien pflegen bei dieser Gelegenheit zu erscheinen, denn Milby hatte in jenen ungebildeten Tagen noch nicht gehört, daß die schismatischen Priester von Salem unverkennbar ihren

Typus in der Rotte Corah, Dathan und Abiram fanden, und viele „Kirchenleute“ waren der Meinung, daß Diſſenterie wohl eine Schwäche, aber ſchließlich doch harmlos ſei. Dieſe laxen Epiſkopalen waren, glaube ich, meiſtens Kaufleute, welche dafür hielten, daß man den Congregationalismus, in ſo fern er Kerzen verbrauche, unterſtützen müſſe und machten infolge deſſen ſich eine Pflicht daraus, zur Nachmittags-Wohlthätigkeitspredigt in Salem zu erſcheinen, in der Erwartung, zum Tellerhalten aufgefordert zu werden. Mr. Pilgrim fehlte auch nie mit ſeinem halben Sovereign, denn da kein diſſentiſcher Doctor in Milby war, ſo blickte Mr. Pilgrim mit großer Toleranz auf alle religiöſen Schattirungen, welche nicht den Glauben an Wundercuren erforderten.“

In dieſe Geſellſchaft kommt nun der neue Prediger Mr. Tryant hinein, ein Mann, welcher ſeine Aufgabe mit dem hingebenden Ernſt einer willensſtarken Mannesſeele erfaßt und ein Feind alles bequemen Gehenlaſſens und aller Halbheit iſt. Bei den oben geſchilderten Verhältniſſen iſt es wohl nicht zu verwundern, daß ſein Auftreten eine große Entrüſtung bei den Kirchenleuten und ihrem engherzigen Anhang hervorruft. So lange er ſich darauf beſchränkt in Salem zu predigen, kann man ihm nicht viel anhaben, als er aber in der Hauptkirche einen Abendgottesdienſt einrichten will, wird eine vollſtändige Verſchwörung ins Werk geſetzt. Der Rechtsanwalt Dempſter ſetzt ſich an die Spitze der Bewegung, von allerlei anderen dunkeln Ehrenmänner nunterſtützt. „No cant!“ (Keine heuchleriſche Winſelei!) iſt das Feldgeſchrei der würdigen Conſervativen. Aber trotz ihrer Umtriebe, trotz ſarkaſtiſcher Placate, trotz

der Eingaben an die kirchlichen Behörden erreicht Tryant seine Absicht. Seine Anhängerschaft begleitet ihn in geschlossener Colonne zum ersten Gottesdienst und muß mit ihm förmlich Spießruthen laufen. Trotzdem gewinnt er sich sehr bald immer mehr Zuhörer. Zunächst sind es die Damen, welche für ihn schwärmen und das Bedürfniß nach seinem geistlichen Beistande plötzlich sehr heftig empfinden. Durch sie werden die Ehemänner und so immer weitere Kreise der „evangelischen" Heerde zugeführt. Dempster ist ein Trunkenbold roheſter Sorte, welcher seine schöne Frau, eine wahre Judith von Erscheinung, fast allnächtlich zu prügeln pflegt. Sie — Janet — die Heldin — hat sich in ihrer Verzweiflung gleichfalls dem Trunke ergeben und kann sich trotz fürchterlichster Anstrengung und Gewissensqual nicht mehr aus den Fesseln dieses Lasters befreien. Eines Nachts kommt es zur Katastrophe: eines geringfügigen Streites wegen reißt sie ihr brutaler Mann aus dem Bett und stößt sie im Hemd in die kalte Winternacht hinaus. Sie findet Zuflucht bei einer guten Frau, welche eine treue Anhängerin Tryants ist. Diese redet ihr so lange zu, bis sie den bisher von ihr mitleidlos verspotteten Seelsorger zu sich kommen läßt. Dadurch, daß er sich vollständig mit ihr auf das gleiche Niveau stellt und ihr erzählt, wie auch er durch die Reue über eine große Sünde zu neuem Leben erweckt worden sei, gelingt es ihm, die Eisrinde um ihr Herz zu schmelzen, sie von der Verzweiflung loß zu reißen und ihr Muth zu einem neuen Anfang zu machen. Bald darauf wird Dempster von zwei jungen Pferden, welche er in der Trunkenheit

zu fahren ſich nicht abhalten ließ, aus dem Wagen geſchleudert und geſchleift. Man bringt ihn halbtodt nach Hauſe und ſeine mißhandelte Gattin legt ſich ſelbſt die Buße auf, ihn in den letzten ſchrecklichen Stunden zu pflegen. Die Schilderung derſelben iſt von erſchütternder Tragik.

„Janet war nicht zu bewegen, das Zimmer zu verlaſſen. Sie wachte und ſehnte ſich nach dem Moment, in welchem ihres Gatten Augen bewußt auf ihr ruhen würden und er wiſſen dürfte, daß ſie ihm vergeben habe.

Wie verändert er war nach jenem ſchrecklichen Montag vor vierzehn Tagen! Er lag regungslos, nur der unregelmäßige Athem bewegte die breite Bruſt und den dicken muskulöſen Hals. Seine Züge waren nicht länger purpurn und geſchwollen; ſie waren blaß, eingeſunken und mager. Ein kalter Schweiß ſtand in Tropfen auf ſeiner hervortretenden Stirn und auf den eingeſchrumpften Händen, welche ohne Bewegung auf der Bettdecke lagen. Es war immer noch beſſer, die Hände ſo zu ſehen, als wie ſie eine Woche früher krampfhaft in die Luft griffen.

Janet ſaß auf dem Bettrand die langen Stunden der Nacht hindurch und bewachte die halb geſchloſſenen Augen, wiſchte ihm den Schweiß von der Stirn und den Wangen und hielt ihre linke Hand auf der kalten lebloſen rechten, welche neben ihr auf dem Bett lag. Sie war faſt ſo blaß, wie ihr ſterbender Gatte, denn es war bereits die dritte Nacht, daß ſie ihre Kleider nicht abgelegt hatte, aber der raſtlos angeſtrengte Blick ihrer dunklen Augen und die ſcharfe Gefühlsintenſität, welche in jeder der Linien um ihren Mund lag, bildeten einen ſtarken

Contraſt mit der nackten Bewußtloſigkeit und dem abgemagerten Leichenantlitz, welches ſie bewachte.

Es herrſchte eine tiefe Stille im Hauſe. Sie hörte keinen Laut, als das Athmen ihres Gatten und das Ticken der Stutzuhr auf dem Kamin. Das hochſtehende Licht goß einen ſanften Schein über den einen Gegenſtand, den zu ſehen ſie nur Intereſſe hatte. Es war ein Branntweingeruch im Zimmer. Er war ihrem Mann von Zeit zu Zeit eingegeben worden; aber dieſer Duft, welcher zuerſt ein ſchauderndes Gefühl in ihr erzeugt hatte, war ihr jetzt gleichgültig geworden. Sie bemerkte ihn nicht einmal, denn ſie war ihrer ſelbſt zu unbewußt, um Verſuchung oder Anklagen zu empfinden. Sie fühlte nur, daß der Mann ihrer Jugend im Sterben liege, fern außer ihrem Bereich, als ob ſie hülflos am Strande ſtünde, während er in die ſchwarzen Sturmwellen verſänke; ſie ſehnte ſich nur nach einem Augenblick, in dem ſie das tiefe, vergebende Mitleid ihrer Seele durch einen Blick der Liebe, ein zärtliches Wort ſtillen könnte .....

Plötzlich lief eine leichte Bewegung wie ein vorübergleitender Schatten über ſein Geſicht und er ſchlug ſeine Augen groß zu Janet auf.

Es war faſt, als ob ſie ſich nach der Nacht des Grabes am Auferſtehungsmorgen wiederſähen.

„Robert, kennſt Du mich?“

Er hielt ſeine Augen auf ſie gerichtet und eine kaum bemerkbare Bewegung ſeiner Lippen ſchien anzudeuten, daß er ſprechen wolle.

Aber der Augenblick zu ſprechen war für immer da-

hin — der Augenblick, um Verzeihung zu bitten, wenn er das gewollt hätte. Konnte er die volle Vergebung, die in ihren Augen geschrieben stand, lesen? Sie erfuhr es nie; denn als sie sich über ihn beugte, um ihn zu küssen, fiel der dichte Schleier des Todes zwischen sie, und ihre Lippen berührten einen Leichnam." — —

Sie verbringt den Rest ihrer Tage in treuer Sorge für das Wohl des Mannes, der sie vom geistigen Tode errettete. Mr. Tryant stirbt, ein Opfer treuer Pflichterfüllung, an der Schwindsucht. Von Niemand mehr betrauert, als von Janet, die durch ihn einen neuen Inhalt ihres Lebens empfing.

Der Charakter des betrunkenen Gatten mit seiner hohlen Moralität und seiner verrohten Seele und seines Weibes mit ihrer Grundanlage zum Guten und ihrem zeitweiligen Rückfall in die Sünde, sind mit einer Kraft und Feinheit geschildert, welcher nur die genaueste Kenntniß des Lebens fähig ist. Alle die charakteristischen Eigenschaften von George Eliot's Genie erscheinen schon in dieser, oder vielmehr in diesen Geschichten: jene intensive, sich in Alles hineinversetzende Phantasie, jener aufblitzende Witz und auflachende Humor, das gleichmäßige Verständniß aller Arten von Menschenseelen und die liebevolle Anerkennung jedes ernstlichen geistigen Strebens, liege es auch noch so weit außerhalb der Sphäre ihrer eigenen Gedankenwelt. Schon hier finden wir die Grundprincipien ihres Glaubensbekenntnisses ausgeprägt: „Religion ist Güte. Das erste Erforderniß menschlicher Güte ist etwas zum Lieben, das zweite, etwas zum Verehren."

V.

In „Adam Bede", dem ersten großen Roman George Eliot's, erschien ihr Genie bereits in herrlicher Reife. „Die große Anlage, die satte Farbe, das ernste Zweckbewußtsein, die strenge und edle Ethik, der wunderbare Humor, die weite Bildung, das feinwähleriſche und ſchöpferiſche Talent, welches ſich darin offenbart, machten Thackeray's Prophezeihung wahr, daß ein Stern erſter Größe bald über dem literariſchen Horizonte aufſteigen werde" — ſagt ein engliſcher Kritiker. Die Verfaſſerin ſelbſt erklärt in einer Abſchweifung, „daß ſie ſich verpflichtet fühle, der Natur und den Thatſachen ſclaviſch nachzukriechen, daß ſie ſich nicht mehr zu geben vorgenommen habe, als einen getreuen Bericht von Menſchen und Dingen, ſo wie ſie ſich in ihrem Geiſte ſpiegelten." Die äußere Scenerie tritt ebenſo klar hervor, als der innere Schauplatz ihrer Erzählung. Kein Maler kann treuer copiren, kein Anatom ſorgfältiger ſeciren, als dieſes Weib mit dem durchdringenden Blicke.

Der Inhalt läßt ſich ſchwer in kurzen Worten wiedergeben, er iſt ſo vorwiegend innerlicher Natur, daß die ganze äußere Handlung ſich eigentlich auf die Verführung, den Fall, den Kindesmord und die Verurtheilung der hübſchen Hetty Sorrel beſchränkt, eines Mädchens, welches anfangs von dem Helden, Adam Bede, geliebt wird; während dieſer ſelbſt eigentlich nur innere Schickſale erlebt und die ganze reiche Fülle der übrigen handelnden

Personen zwar mit ihm in Beziehung tritt, aber im Grunde genommen doch nur um ihrer selbst willen da zu sein scheint. Und doch ist für jeden Leser, welcher mit der Verfasserin der Ansicht ist, daß jeder Mensch in seiner Besonderheit interessant ist, unendlich viel des tief Fesselnden an allen diesen Personen vorhanden, weil sie wirklich alle individuell gestaltet sind. Es giebt in der That keine allgemeinen Menschen, sie sind alle besonders, gleichwie an ein und demselben Baume doch kein Blatt irgend einem andern völlig gleich ist. Die allermeisten von uns gehen aber blind durch das Leben und fassen nur sich selbst als das Besondere, jeden andern Menschen als etwas Allgemeines auf. George Eliot ist diejenige Schriftstellerin, welche uns mehr als je zuvor geschehen, über diesen tief eingewurzelten Irrthum die Augen zu öffnen vermag. Daher sind ihre Bücher so ungemein lehrreich, und gerade die an äußeren Ereignissen armen, wie besonders Adam Bede, am aller lehrreichsten. — Statt den Inhalt zu erzählen, will ich lieber die einzelnen Personen des Romans charakterisiren und die Verfasserin in markanten Proben selbst sprechen lassen. Man nehme nur aus dieser Manier des Vortrags nicht etwa ab, daß auch George Eliot in diesem Buche nur ein interessantes Photographien-Album ohne rechten Zusammenhang gäbe. Die Kunst der novellistischen Composition ist trotzdem eine ganz eminente und beruht vorzüglich auf der ungemein geist- und wirkungsvollen Vertheilung von Licht und Schatten und der Gegenüberstellung und inneren Verbindung ganz verschiedener oder sich ergänzender Charaktere.

Da haben wir zunächst die Familie der Bede. Der Vater, früher ein fleißiger, ordentlicher Mann, der sich im Leben gut vorwärts bringt, bis er dem Laster des Trunkes verfällt, seine Familie vernachlässigt, das Seinige vergeudet und von den Seinen ernährt und streng bewacht werden muß. Die Mutter, eine treffliche, rastlose Hausfrau, die aber mit ihrer stets geschäftigen Zunge und ihrem ewigen Klagen eine rechte Plage werden kann. Es heißt von ihr an einer Stelle:

Lisbeth saß nun allein und weinte. Frauen, die niemals bitter und rachsüchtig sind, klagen oft am schlimmsten, und wenn Salomo's Weisheit wirklich so groß war wie ihr Ruf, so hat er bei dem Worte: „Ein zänkisches Weib und stetiges Triefen, wenn es sehr regnet, werden wohl mit einander verglichen", gewiß nicht an eine Furie mit langen Nägeln, ein bissige und selbstsüchtige Hexe gedacht, sondern vielmehr an so'n recht gutmüthiges Geschöpf, das keine Freude hat als das Glück seiner Geliebten, für die es sorgt und sich selbst alles entzieht — um bei Gelegenheit seinen gehörigen Regentag zu haben. Solch eine Frau war z. B. Lisbeth; sie war zugleich geduldig und klagte viel, zugleich aufopfernd und anspruchsvoll, brütete den lieben langen Tag über das, was gestern vorgefallen war und was wohl morgen kommen werde, und weinte sehr leicht, beides über gutes und böses. Ihr Sohn Adam jedoch flößte ihr neben vergötternder Liebe auch eine gewisse Scheu ein, und wenn er sagte: „laß mich zufrieden, Mutter!" so war sie immer gleich stille.

Die beiden Söhne Adam und Seth, beide wie der Vater Schreiner und Zimmerleute, sind recht verschiedene Naturen und vielleicht gerade deswegen herzlich mit einander verbunden. Adam ist praktisch-weltlich, voll guter Pläne und honetten Ehrgeizes, ernst und willensstark, dabei von tiefer, reiner Empfindungsfähigkeit, treu

in Allem, was er denkt und thut. Seth dagegen schwärmerisch, sinnend, etwas zu weltentrückt, weich und lenkbar. Die Liebe, welche sie beide im Herzen tragen, entspricht ganz diesen Verschiedenheiten in der Anlage. Adam liebt Hetty Sorrel, das wunderhübsche, aber recht inhaltslose, ja im Grunde ganz gefühlsarme, leichtsinnige Ding — wie so oft, ja fast immer, eine starke Mannesnatur sich zu dem haltlosesten, schwächsten Weibe hingezogen fühlt und von dem Reiz zarter Schönheit und liebenswürdiger Nichtigkeit desto mehr verblendet wird, je weiter sie sonst die Augen den Dingen dieser Welt offen zu halten pflegt. Seth dagegen liebt Dina Morris, die Methodistin, jenes wunderbare Mädchen, welches auf der Gemeindewiese dem Volke predigt, in wunderbarem Fluß ergreifend einfacher Gedanken, naiv-religiösen Empfindens, schlicht im Ausdruck und doch wie von höherer Eingebung getrieben. Zu dieser unbegreiflichen, engelhaften Erscheinung blickt Seth voll Verehrung hinauf, sein Herz schlägt ihr voll scheuer Ehrfurcht entgegen und er wagt selbst kaum sich die Kühnheit seiner Wünsche zum Bewußtsein zu bringen.

Die vortreffliche Schilderung der Nacht, in welcher der alte Bede ertrinkt, während Adam wacht, um dessen Arbeit zu thun, ist nicht nur wegen der Stimmungsmalerei des unheimlichen Vorgefühls, sondern auch wegen der Charakteristik der beiden Brüder der Anführung werth.

In diesem Augenblick geschah ein kurzer rascher Schlag wie mit einer Weidenruthe an die Hausthür, und Gyp, statt wie gewöhnlich zu bellen, fing laut an zu heulen. Adam erschrak heftig, ging sofort an die Thür und öffnete. Da war nichts; alles war

still, wie eine Stunde zuvor; kein Blättchen rührte sich, und das Sternenlicht zeigte auf den ruhigen Feldern zu beiden Seiten des Baches nichts lebendiges. Adam ging rings um das Haus, und das einzige, was er sah, war eine Ratte, die sich unter den Holzstoß verkroch. Verwundert ging er wieder hinein; der Ton war so eigenthümlich gewesen, daß ihm sofort die Vorstellung kam, eine Weidenruthe schlüge gegen die Thür. Er konnte einen kleinen Schauder nicht unterdrücken, da ihm einfiel, wie oft seine Mutter ihm gesagt habe, gerade solch ein Ton zeige an, einer liege im Sterben. Adam war nicht so leicht abergläubisch, aber er hatte Bauernblut in den Adern, und ein Bauer kann es so wenig lassen, an einem hergebrachten Aberglauben zu hangen, wie ein Pferd, beim Anblick eines Kameeles zu zittern. Dabei gehörte er zu den Geistern, die auf dem Gebiete des Geheimnißvollen so schüchtern sind wie kühn auf dem Gebiete des Wissens; an seiner Abneigung gegen starre kirchliche Dogmen hatte eine tiefe Frömmigkeit gerade so großen Antheil wie sein derber gesunder Menschenverstand, und oft wies er die Grübeleien seines Bruders Seth mit den Worten zurück: „Ja! 's ist 'n tiefes Geheimniß, und Du weißt nicht viel davon.“ So kam es, daß Adam zugleich scharfsinnig und leichtgläubig war. Wenn ein neues Gebäude eingestürzt wäre und man hätte darin ein Gericht Gottes gefunden, so würde er geantwortet haben: „Mag sein, aber die Mauern und das Dach müssen nicht in Ordnung gewesen sein, sonst wär' es nicht eingestürzt,“ und dabei glaubte er wieder an Träume und Vorbedeutungen, und wie wir sehen, schauderte ihn bei dem Gedanken an den Schlag mit der Weidenruthe.

Aber in der Nothwendigkeit, an dem Sarge weiter zu arbeiten, hatte er das beste Gegenmittel gegen alle eingebildeten Schrecken, und die nächsten zehn Minuten klangen seine Hammerschläge so ununterbrochen, daß sie jedes etwaige andere Geräusch übertönt hätten. Doch trat eine Pause ein, als er den Zollstock anlegen mußte, und da geschah wieder der seltsame Schlag an die Thür, und wieder heulte Gyp. In einem Sprunge war Adam an der Thür, aber wieder war alles still, und die Sterne beleuchteten nur das thaubenetzte Gras vor dem Häuschen.

Einen Augenblick überkam Adam eine gewisse Unruhe wegen seines Vaters, aber in den letzten Jahren war dieser von Treddleston niemals im Dunkeln zurückgekehrt, und alles sprach für die Annahme, daß er um diese Stunde ruhig seinen Rausch im Wirthshaus verschliefe. Zudem war für Adam das Bild seiner Zukunft so unzertrennlich von dem traurigen Bilde seines Vaters, daß die Furcht, diesem könne ein Unglück zustoßen, durch die tiefgewurzelte Befürchtung ausgeschlossen wurde, er werde immer tiefer sinken. Sein nächster Gedanke ging auf Seth und die Mutter; rasch legte er die Schuhe ab und ging leise die Treppe hinauf, um an ihren Schlafzimmern zu horchen; er hörte beide ruhig athmen.

Und wieder ging Adam an die Arbeit. Er sagte sich: „die Thür mach' ich nicht wieder auf; es hilft nichts, daß einer sich umsieht, um ein Geräusch zu sehen. Möglich, daß es eine Welt um uns her giebt, die wir nicht sehen können, aber das Ohr ist rascher als das Auge und erhascht dann und wann einen Ton, der von ihr herkommt. Manche Leute glauben zwar, sie thäten auch wohl mal einen Blick hinein, aber das sind meistens solche, deren Augen sonst zu nichts taugen. Ich für mein Theil halte es für besser, richtig zu sehen, ob das Loth gerade hängt, als einen Geist zu sehen."

Gedanken dieser Art werden natürlich stärker und stärker, wenn das Tageslicht heraufkommt und die Vögel ihr Lied anstimmen, und als erst das rothe Sonnenlicht den Messingbeschlag auf dem Sargdeckel beschien, hatte Adam über der Befriedigung, daß die Arbeit fertig und das Versprechen erfüllt sei, alle Vorbedeutung von dem Schlag mit der Weidenruthe vergessen. Seth ließ sich nicht erst rufen: es regte sich in seiner Kammer, und bald kam er hinunter.

„Nun, mein Junge", rief ihm Adam zu, „der Sarg ist fertig, und wir können ihn nach Broxton hinübertragen und vor halb sieben wieder hier sein. Ich will nur erst einen Mundvoll Gerstenkuchen essen und dann wollen wir fort."

Die beiden Brüder nahmen den Sarg auf ihre hohen Schultern und gingen, von Gyp begleitet, aus dem kleinen Holzhofe auf den Feldweg hinter dem Hause. Es war nur eine gute halbe Stunde nach Broxton über den Hügel hinüber, und der Weg zog sich sehr

angenehm durch die Felder hin, wo die blassen Winden und die wilden Rosen die Hecken kränzten und die Vögel zwischen den mächtigen laubreichen Aesten der Eichen und Ulmen zwitscherten und trillerten. Es war ein seltsam gemischtes Bild — der frische junge Sommermorgen mit seiner paradiesischen Ruhe und Lieblichkeit, die stämmige Kraft der beiden Brüder in ihrem groben Arbeitszeuge und der lange Sarg auf ihren Schultern. Bei einem kleinen Bauernhause vor dem Dorfe Broxton hielten sie an. Um sechs Uhr war ihre Arbeit gethan, der Sarg zugenagelt und die Brüder machten sich auf den Rückweg. Sie wählten jetzt einen kürzeren Weg, der sie über die Felder und den Bach vorn in's Haus zurückführte. Adam hatte gegen Seth nicht erwähnt, was er in der Nacht erlebt, aber der Eindruck in seinem Innern war doch noch so mächtig, daß er sagte:

„Du, Seth! wenn Vater beim Frühstück noch nicht nach Hause kommt, so denk' ich, Du thust gut und gehst nach Treddleston hinüber und siehst nach ihm; Du kannst mir dann den Kupferdraht mitbringen, den ich gebrauche. Wenn Du auch eine Stunde von der Arbeitszeit verlierst, das macht nichts; die bringen wir schon wieder ein. Was meinst Du?"

„Mir ist's recht," sagte Seth. „Aber sieh' mal wie die Wolken sich zusammengezogen haben, seit wir unterwegs sind. Ich glaube, es giebt noch mehr Regen. Eine böse Heuernte, wenn die Wiesen wieder überschwemmt werden! Der Bach ist jetzt sehr hoch; noch ein Tag Regen und das Wasser geht über das Brett und wir werden den Umweg über die Chaussee machen müssen."

Sie durchschritten jetzt das Thal und waren auf dem Wiesengrunde, durch welchen der Bach floß.

„Aber was ist das! was steckt da an der Weide fest?!" fuhr Seth fort, indem er seinen Schritt beschleunigte.

Adams Herz schwoll auf: die unbestimmte Angst um seinen Vater wurde zum gewaltigen Schrecken; er antwortete dem Bruder nicht, sondern stürzte vorwärts, der Hund mit unruhigem Gebell vor ihm her, und in wenigen Sprüngen war er an der Brücke.

Das also hatte das Zeichen bedeutet! Und sein greiser Vater,

an den er vor wenigen Stunden mit Bitterkeit als an eine böse Last für viele kommende Jahre gedacht hatte, kämpfte vielleicht gerade in dem Augenblick mit dem nassen Tode! Das war der erste Gedanke, der Adam durch's Gewissen schoß, ehe er Zeit hatte, die Kleider des Ertrunkenen zu fassen und den großen schweren Körper herauszuziehen. Seth war schon ihm zur Seite und half, und als sie den Leichnam auf das Ufer hingelegt hatten, knieten sie beide nieder und blickten mit stummem Schauder auf die gläsernen Augen, vergaßen, daß es hier zu handeln gelte, vergaßen alles, außer — daß ihr Vater todt vor ihnen lag.

Die oben erwähnte Methodisten-Predigerin Dina Morris ist eine Figur, welche wohl ewig im Bewußtsein der englischen Nation leben wird. Für uns Deutsche sind solche Erscheinungen fast etwas Unbekanntes, jedenfalls etwas Befremdliches. Solche der Oeffentlichkeit activ gegenübertretende religiöse Schwärmerei, und sei sie noch so sehr aus innerstem Herzensbedürfniß, Naturanlage und erziehlichen Einflüssen entsprungen, ist uns als „Muckerthum" verdächtig oder doch wenigstens nur eine pathologische Abnormität, die wir mitleidig belächeln. In England, der Heimath des Puritanismus, Quäkerthums und so vieler ähnlicher pietistischer Sekten, sind solche Erscheinungen zwar auch Ausnahmen, aber doch Ausnahmen, welche man begreift, weil sie aus demselben Boden erwachsen, wie so unzählige Arten weit gefährlicheren Spleens. Wir wissen ja auch, daß George Eliot das Vorbild für diese meisterhaft durchgeführte Figur in ihrer eigenen nächsten Verwandtschaft gefunden hatte. Diese Meisterschaft der Durchführung vermag auch uns deutsche „Ungläubige" für die stille, überall tröstende, helfende, lehrende und

pflegende Schwärmerin auf das Wärmſte zu intereſſiren, und wer mit dem hiſtoriſchen Werdeprozeß der engliſchen religiöſen Zuſtände vertraut iſt, wird wohl begreifen können, wieſo gerade dieſe Figur am meiſten dazu beitragen konnte, den Namen George Eliot mit einem Schlage berühmt zu machen. Ueber Dina's Predigten werden wir vielleicht ein wenig gähnen, aber wer ſollte ihr nicht gut ſein, wenn ſie das Bibelorakel befragt, ob ſie zu Hetty in die Schlafkammer gehen ſoll, in der dunkeln Ahnung, daß dieſem leichtſinnigen Mädchen wohl noch Unheil erwachſen und ein bischen geiſtlicher Zuſpruch daher auch im Voraus ganz gut angebracht ſein möchte; wie ſie die mit ihrem Jammern ſchier unerträgliche Frau Bede tröſtet und ganz ſanft und ergeben zu ſtimmen weiß, und wie ſie endlich die faſt ſtumpfſinnig gewordene Kindesmörderin Hetty im Gefängniß aufſucht und die Eisrinde um ihr Herz zu ſchmelzen verſteht. Alle dieſe Scenen wird Niemand ohne tiefe Rührung leſen können, und ſie prägen das liebliche Bild der jungen Schwärmerin feſt in unſere Seele ein. Die letzte derſelben möge als Beiſpiel dienen.

Die Thür ſchloß ſich wieder, und das einzige Licht in der Zelle war der matte Abendſchimmer, der durch das ſchmale, hohe Gitter hereinſchien; man konnte dabei menſchliche Geſichter eben noch erkennen. Dina ſtand einen Augenblick ſtill; ſie zögerte zu ſprechen, weil Hetty im Schlaf ſein konnte, und ſah die bewegungslos zuſammengekauerte Geſtalt mit ſehnſuchtsvollem Herzen an. Dann ſagte ſie ſanft:

„Hetty!"

Eine leiſe Bewegung war an Hetty zu bemerken, ein Zuſammenzucken wie etwa von einem ſchwachen, elektriſchen Schlage, aber ſie

blickte nicht auf. In einem Tone, der von übermächtiger Bewegung ſtärker anſchwoll, fing Dina wieder an:

„Hetty! Ich bin's, Dina."

Wieder bebte Hetty leiſe zuſammen, und ohne die Hände vom Geſicht zu nehmen, richtete ſie ihren Kopf etwas auf, als wenn ſie horche.

„Hetty! Dina iſt bei Dir."

Noch einen Augenblick und Hetty hob den Kopf langſam und ſchüchtern empor und ſchlug die Augen auf. Die beiden blaſſen Geſichter ſahen einander an, das eine mit dem Ausdruck harter, wilder Verzweiflung, das andere voll wehmüthiger, heißer Liebe. Unwillkürlich breitete Dina ihre Arme aus und ſtreckte ſie der anderen entgegen.

„Kennſt Du mich nicht mehr, Hetty? Kennſt Du Dina nicht mehr? Dachteſt Du, ich würde Dich nicht aufſuchen in Deiner Noth?"

Hetty hielt ihre Augen auf Dina's Geſicht gerichtet — zuerſt wie ein Thier, welches ſcheu blickt und ſich nicht herantraut.

„Ich bin gekommen, um bei Dir zu bleiben, Hetty; ich will Dich nicht mehr verlaſſen, will bei Dir ausharren, will Deine Schweſter ſein bis an's Ende."

Während Dina ſprach, hatte ſich Hetty langſam erhoben, trat einen Schritt vor und lag in Dina's Armen.

So ſtanden ſie eine lange Zeit, denn keine von beiden fühlte ſich getrieben, ſich von der andern zu trennen. Ohne klares Bewußtſein hing ſich Hetty an dieſes Etwas, von dem ſie ſich jetzt umſchloſſen fühlte, während ſie hülflos in einen finſtern Abgrund ſah, und Dina empfand tiefe Freude über dies erſte Zeichen, daß die unglückliche Verlorene ihre Liebe gern annähme. Der Lichtſchimmer wurde immer matter, als ſie ſo zuſammenſtanden, und als ſie ſich endlich beide auf das Strohbett ſetzten, waren ihre Geſichter nicht mehr zu ſehen.

Sie ſprachen kein Wort. Dina wartete, daß Hetty von ſelbſt anfange; aber Hetty ſaß da in derſelben dumpfen Verzweiflung, klammerte nur die Hand feſt, welche die ihrige ergriffen hatte, und lehnte ihre Wange an Dina's. Es war die Berührung mit einem

menſchlichen Weſen, woran ſie ſich hielt, aber ſie ſank immer tiefer und tiefer in den finſtern Abgrund.

Dina fing an zu zweifeln, ob Hetty ein klares Bewußtſein habe, wer bei ihr ſei; ſie fürchtete, Kummer und Noth habe die Unglückliche um den Verſtand gebracht. Aber, wie ſie ſpäter erzählte, der Geiſt gab ihr ein, ſie dürfe das Werk Gottes nicht übereilen, nicht vorſchnell ſprechen; Gott offenbare ſich ja auch durch unſer ſchweigendes Gefühl und mache ſeine Liebe fühlbar durch die unſrige. Sie wußte nicht, wie lange ſie ſo dageſeſſen hatten, aber es wurde dunkler und dunkler, bis nur noch ein blaſſer Fleck auf der Wand dem Gitter gegenüber zu bemerken war; ſonſt war alles finſter. Aber ſie empfand die Nähe Gottes mehr und mehr — ja, empfand ſie ſo, als wäre ſie ſelbſt aufgenommen in die göttliche Allgegenwart, als ſei was ihr im Herzen ſchlage das göttliche Erbarmen ſelber, welches die Unglückliche retten wolle. Endlich fühlte ſie ſich getrieben zu ſprechen und ſich zu überzeugen, wie weit Hetty ſich der Gegenwart bewußt ſei:

„Hetty", ſagte ſie ſanft, „weißt Du, wer bei Dir ſitzt?"

„Ja", erwiderte Hetty langſam, „Dina, Du biſt's."

„Und erinnerſt Du Dich der Zeit, wo wir zuſammen auf dem Pachthof waren, und jener Nacht, wo ich Dich bat, Dich auf mich zu verlaſſen, wenn Trübſal über Dich käme?"

„Ja", ſagte Hetty, und nach einer Pauſe fügte ſie hinzu: „aber Du kannſt nichts für mich thun; Du kannſt bei den Leuten nichts machen. Am Montag werd' ich gehängt, und heute iſt Freitag."

Bei dieſen letzten Worten rückte Hetty ſchaudernd noch näher an Dina heran.

„Nein, Hetty, von dem Tode kann ich Dich nicht retten. Aber iſt Dein Leiden nicht weniger hart, wenn jemand bei Dir iſt, der Gefühl für Dich hat, mit dem Du ſprechen, dem Du ſagen kannſt, was Du auf dem Herzen haſt? .... Ja, Hetty, Du lehnſt Dich an mich; Du freuſt Dich, daß ich bei Dir bin?"

„Du willſt mich alſo nicht verlaſſen, Dina? Willſt bei mir bleiben, bei mir aushalten?"

„Nein, Hetty, ich will Dich nicht verlaſſen; ich will bei Dir bleiben bis zum letzten Augenblick .... Aber, Hetty, es iſt noch ein anderer hier in der Zelle als ich, einer ganz nahe bei Dir.“

Hetty bebte zuſammen und flüſterte ängſtlich: „Wer?“

„Einer, der in der ganzen Zeit Deiner Sünde und Trübſal bei Dir geweſen iſt — der um alle Deine Gedanken gewußt — Dich geſehen hat, wo Du auch gingſt und Dich niederlegteſt und wiederaufſtandeſt, und alle Deine Thaten geſehen hat, die Du in Nacht und Dunkel zu verbergen ſuchteſt. Und am Montag, wenn ich Dir nicht mehr folgen kann, — wenn meine Arme Dich nicht mehr erreichen können — wenn der Tod uns getrennt hat, — dann wird Er, der jetzt bei uns iſt und alles weiß, immer noch bei Dir ſein. Es iſt einerlei — ob wir leben oder ſterben, wir ſind vor Gott.“

„O, Dina, wird niemand etwas für mich thun? Werde ich gewiß gehängt?.... Wenn ſie mich doch nur am Leben ließen!“

„Meine arme Hetty, der Tod iſt Dir ſchrecklich; ich weiß, er muß Dir ſchrecklich ſein. Aber wenn Du nun einen Freund hätteſt, der ſich nach dem Tode Deiner annähme in jener Welt, — einen Freund, deſſen Liebe größer iſt als meine, der alles, alles kann .... wenn Gott unſer Vater Dein Freund wäre und Dich retten wollte aus Sünde und Noth, daß Du nie wieder wüßteſt, was ſündige Gedanken ſind noch Schmerz? Wenn Du glauben könnteſt, daß er Dich liebt und Dir helfen will, wie Du glaubſt, daß ich Dich liebe und Dir helfen will, — dann wäre es doch nicht ſo ſchwer zu ſterben, nicht wahr? lange nicht ſo ſchwer?“

„Aber davon weiß ich ja nichts,“ ſagte Hetty halb trotzig, halb betrübt.

„Weil Du Deine Seele gegen ihn verſchließeſt, Hetty, indem Du die Wahrheit zu verbergen ſuchſt. Gottes Liebe und Erbarmen kann alles überwinden — unſere Unwiſſenheit und Schwachheit und die ganze ſchwere Laſt unſerer früheren Sündhaftigkeit, — alles, nur nicht unſern Sündentrotz, alles, nur nicht die Sünde, an der wir feſthalten und von der wir nicht laſſen wollen. Du glaubſt an meine Liebe und mein Erbarmen für Dich, Hetty; aber wenn Du mich nicht hätteſt zu Dir kommen und mich zu Dir ſprechen laſſen,

dann hätteſt Du mich gehindert, Dir Beiſtand zu leiſten, dann hätte ich Dir nicht meine Liebe zeigen, Dir nicht ſagen können, was ich für Dich empfinde. Verſchließ Dich nun auch nicht gegen Gottes Liebe, indem Du Dich an die Sünde feſtklammerſt. Er kann Dir ſeinen Segen nicht geben, ſo lange Du eine Lüge auf der Seele haſt; ſeine erbarmende Verzeihung kann nicht zu Dir dringen, als bis Du ihm Dein Herz öffneſt und ſagſt: „ich habe dieſe große Sünde begangen; rette mich, o Gott! und mache mich rein von Sünden.“ So lange Du an dieſer Sünde feſthältſt und nicht davon laſſen willſt, zieht ſie Dich auch für jene Welt in's Elend, wie ſie Dich hier auf Erden hineingezogen hat, meine arme, arme Hetty. Die Sünde iſt es, welche Schrecken, Dunkelheit und Verzweiflung über uns bringt; Licht und Segen aber kommt über uns, ſobald wir ſie von uns werfen; dann zieht Gott in unſere Herzen ein und unterweiſt uns und giebt uns Kraft und Frieden. Wirf die Sünde von Dir, Hetty — jetzt, jetzt gleich; geſtehe, was Du Böſes gethan haſt — bekenne die Sünde, deren Du Dich ſchuldig gemacht haſt gegen Gott, unſern himmliſchen Vater. Laß uns zuſammen niederknieen, denn wir ſind vor Gottes Angeſicht.“

Hetty gehorchte und ſank mit Dina auf die Kniee. Sie hielten einander bei der Hand, aber lange noch herrſchte tiefe Stille. Dann ſagte Dina:

„Hetty, wir ſind vor Gott! Er erwartet, daß Du die Wahrheit ſagſt.“

Noch immer kein Wort. Endlich ſprach Hetty mit flehender Stimme:

„Dina .... hilf mir .... ich kann nicht fühlen wie Du .... mein Herz iſt hart.“

Dina hielt die Hand, welche die ihrige feſt umklammerte, und ihre Seele ſchwang ſich auf zum Gebet:

„Jeſus, Allgegenwärtiger, Erlöſer! Du haſt alle Tiefen des Leidens ergründet; du haſt das ſchwarze Dunkel betreten, wo Gott nicht iſt, und haſt ausgeſtoßen den Schrei der Verlaſſenen. Komm, Herr, und ſammle die Früchte Deiner Mühen und Deiner Fürbitte; ſtrecke Deine Hand aus, Du, der Du mächtig biſt zu erlöſen, wo nie-

mand mehr helfen kann, und errette diese verlorene Sünderin. Sie ist rings umfangen von dichter Finsterniß; die Ketten ihrer Sünde belasten sie und sie kann sich nicht regen, zu Dir zu kommen; sie kann nur fühlen, daß ihr Herz hart, daß sie hülflos ist. Sie ruft zu mir, Deinem schwachen Geschöpfe ... Herr, Erlöser! es ist nur ein blindes Rufen zu Dir. Höre, o erhöre es! Dringe durch das Dunkel! Blicke sie an mit Deinem Antlitz voll Liebe und Kummer, welches Du auf den wandtest, der Dich verleugnete, — blicke sie an und löse ihres Herzens Härtigkeit .....

„Dina," schluchzte Hetty und schlang ihren Arm um Dina's Hals, „ich will sprechen .... ich will es gestehen .... und nicht länger verschweigen."

Aber sie weinte und schluchzte zu heftig. Dina hob sie sanft von den Knieen auf, legte sie wieder auf das Strohbett und setzte sich zu ihr. Es dauerte lange, ehe sie das krampfhafte Schluchzen überwinden konnte, und auch dann saßen sie noch einige Zeit schweigend und hielten einander bei der Hand.

In höchst wirkungsvollem Gegensatz zu dieser Gruppe von ernsten, arbeitsamen, tief fühlenden Leuten aus niederem Stande, steht die Gruppe der Vertreter der „Gentry" — die Familie Donnithorn, deren Sohn und Erbe Arthur durch seinen Leichtsinn die Katharstrophe herbeiführt, und der Rector (d. h. so ungefähr Superintendent) Irwine mit den Seinigen, welcher mit seiner feineren Bildung, seinem gesellschaftlichen Schliff, seiner bequemen Lebensauffassung und Religionsübung und seinem liebenswürdigen, gesunden Humor ein im höchsten Grade künstlerisch individualisirter Vertreter jener im englischen Roman von jeher sehr beliebten Gattung der „gentlemanlike clergy", der noblen Geistlichkeit, wie man sie vielleicht nennen könnte. Da George Eliot ihren Lesern gegenüber diese Gestalt selbst

rechtfertigt und eine für die Tendenz ihrer künstlerischen Arbeit höchst interessante Betrachtung daran knüpft, so setze ich die betreffende Stelle ganz hierher:

Welch ein Unterschied zwischen dem Eindruck, den ein Mann auf uns macht, wenn wir in vertraulichem Gespräch mit ihm umherschlendern oder ihn in seiner Häuslichkeit sehen, und der Figur, die er spielt, wenn man ihn von einem erhabenen historischen Gesichtspunkte auffaßt oder auch nur mit den Augen eines Kritikers ansieht, der in ihm mehr die Verkörperung eines Systems oder einer Ansicht sieht, als einen Menschen. Herr Roe z. B., der Reiseprediger in Treddleston, hatte unsern Pastor Irwine in einer allgemeinen Schilderung der hochkirchlichen Geistlichkeit des Bezirks eingeschlossen, wonach sie alle den Lüsten des Fleisches ergeben und hochmüthig waren, auf die Jagd gingen, ihre Häuser prächtig schmückten, nur fragten, was werden wir essen, was werden wir trinken und womit werden wir uns kleiden, lässig waren, das Brod des Lebens ihren Gemeinden auszutheilen, im besten Falle eine schale, geistlose Moral predigten und mit den Seelen der Leute Schacher trieben, indem sie für die Besorgung ihrer geistlichen Geschäfte in Kirchspielen Geld nähmen, wo sie ihre Pfarrkinder höchstens einmal im Jahre eben zu Gesicht bekämen. Auch wer Kirchengeschichte schreibt, findet in den parlamentarischen Berichten jener Zeit von ehrenwerthen Volksvertretern, die sehr für die Hochkirche eifern und ganz frei sind von jener Sympathie für das „Geschwätz der Methodisten", Schilderungen über den Zustand der Geistlichkeit, die kaum weniger trübe klingen als die des Herrn Roe. Und ich selbst kann unmöglich behaupten, Pastor Irwine habe in jene allgemeine Darstellung ganz und gar nicht hineingehört. Er hatte wirklich keine sehr hohen Ziele, keinen theologischen Enthusiasmus; wenn man mich scharf in's Verhör nähme, so würde ich gestehen müssen, daß er über die Seelen seiner Pfarrkinder nicht ernstlich in Angst war und es für eine reine Zeitverschwendung gehalten hätte, mit dem alten Vater Taft oder selbst mit dem Schmied erbauliche und dogmatische Gespräche zu führen. Wäre es seine Art gewesen

zu theoretisiren, so hätte er sich vielleicht so ausgedrückt: „die einzige gesunde Form, welche die Religion in solchen Gemüthern annehmen könne, sei die gewisser dunkler aber starker Empfindungen, die sich reinigend und verklärend über ihre häuslichen und nachbarlichen Pflichten ergössen.“ Er hielt die Gewohnheit des Taufens für wichtiger als die Lehre von der Taufe, und nach seiner Ansicht hing der religiöse Gewinn, den der Bauer aus der Kirche heimbringe, wo seine Vorfahren angebetet haben, und von dem geweihten Fleckchen Erde wo sie begraben liegen, außerordentlich wenig ab von einem klaren Verständniß der Liturgie oder der Predigt. Es ist unzweifelhaft: unser Rektor war nicht, was man heutzutage einen Mann vom rechten Geiste nennt; er trieb lieber Kirchengeschichte als Dogmatik und hatte viel mehr Verständniß für den Charakter der Leute als Interesse für ihre Ansichten; er war weder arbeitsam noch vor den Augen der Leute aufopfernd noch sehr freigebig mit Almosen, und seine Theologie, wie wir sehen, war eine laxe. Sein geistiger Geschmack war ziemlich heidnisch und fand in einem Citat aus Sophokles oder Theokrit eine Leckerei, wie in keinem Spruch aus Jesaias oder Amos. Aber wer einen jungen Hund mit rohem Fleisch futtert, darf sich der wundern, wenn das Thier in späteren Jahren eine feine Zunge hat für ungebratene Schnepfen? Und Irwine's Erinnerungen an den Enthusiasmus und Ergeiz seiner Jugend waren alle verknüpft mit einer Poesie und Philosophie, die mit der Bibel nichts zu thun hat.

Andrerseits muß ich anführen — denn ich bin ein liebevoller Anwalt für das Andenken des Rektors —, daß er nicht rachsüchtig war (und es hat Philanthropen gegeben, die es waren), daß er nicht unduldsam war (und es geht das Gerücht, gewisse eifrige Theologen seien von dem Fehler nicht ganz frei gewesen), daß er zwar es abgelehnt haben würde, sich für eine öffentliche Sache verbrennen zu lassen, und weit entfernt war, alle seine Habe den Armen zu geben, daß er dafür aber jene barmherzige Liebe hatte, die bisweilen bei sehr strahlender Tugend fehlt, — er war nachsichtig gegen anderer Fehler und sagte nicht gern übles nach. Er gehörte zu denen — und sie sind nicht häufig — die wir von ihrer

besten Seite erst dann kennen lernen, wenn wir sie vom Markt, von der Rednerbühne und der Kanzel in ihr eignes Haus begleiten, wenn wir da hören, mit welcher Stimme sie zu Jung und Alt an ihrem Heerde sprechen, und Zeugen sind ihrer umsichtigen Sorgfalt für die täglichen Bedürfnisse ihrer täglichen Genossen, welche all diese Güte als etwas natürliches und selbstverständliches hinnehmen und an Lobreden nicht denken.

Solche Männer haben glücklicherweise in Zeiten gelebt, wo große Mißbräuche wucherten, und sind bisweilen sogar die leibhaftigen Repräsentanten dieser Mißbräuche gewesen. Das ist ein Gedanke, der uns bei der entgegengesetzten Thatsache trösten mag, — daß es nämlich bisweilen besser ist, großen Reformern öffentlicher Mißbräuche nicht über die Schwelle ihres Hauses zu folgen.

Und weiterhin sagt sie, wiederum an eine Eigenschaft Irwine's anknüpfend, welche nicht ganz mit dem Ideal eines Geistlichen zu vereinbaren ist, die köstlichen Worte:

Die Thatsachen treffen ja so selten jene zarte Mitte, die unsern eignen erleuchteten Ansichten und unserm gebildeten Geschmack entspricht! Man antwortet mir vielleicht: „dann ändere doch die Thatsachen ein wenig zum bessern; bringe sie mehr in Uebereinstimmung mit den richtigeren Ansichten, die wir jetzt zu haben so glücklich sind. Die Welt ist nicht grade wie wir sie möchten, putze sie mit einem geschmackvollen Pinsel etwas heraus und bring' etwas Einheit in die verwickelte, verworrene Geschichte. Laß jeden, der tadellos denkt, auch tadellos handeln. Setze deine schlimmsten Charaktere immer in's Unrecht und deine tugendhaften laß immer recht thun. Dann kann man auf einen Blick sehen, wen man verurtheilen und wen man hochstellen muß; dann wird man bewundern dürfen, ohne in seinen Vorurtheilen gestört zu werden, und hassen und verachten mit der rechten unerschöpflichen Lust unzweifelhafter Gewißheit."

Aber, liebe Leserin, was willst du denn mit dem Nachbar anfangen, der deinen Mann im Gemeinderath angreift? mit dem neuen Pastor, dessen Predigten betrübt weit zurückstehen hinter

denen seines tiefbetrauerten Vorgängers? mit deinem ehrlichen Dienstmädchen, bei deren Versehen dir beinahe die Geduld ausgeht? mit deiner Nachbarin, die in deiner letzten Krankheit wahrhaft liebevoll gegen dich gewesen ist, aber nach deiner Genesung sich einigemale sehr unfreundlich über dich geäußert hat? und was endlich mit deinem vortrefflichen Mann selbst, der noch ganz andere ärgerliche Gewohnheiten hat, als sich die Stiefel nicht abzuputzen? Alle diese Mitmenschen vom ersten bis zum letzten mußt du nehmen, wie sie sind, kannst ihre Nasen nicht grade machen, ihren Witz nicht schärfen, ihre Anlagen nicht bessern; und diese Mitmenschen, unter denen du dein Leben verbringst, die mußt du ertragen, bemitleiden und lieben; an diesen mehr oder weniger häßlichen, dummen, ungereimten Mitmenschen mußt du fähig bleiben die guten Regungen zu bewundern; gegen sie sollst du nicht verlernen, alle Hoffnung, alle Geduld zu üben. Und darum, selbst wenn ich die Wahl hätte, möchte ich nicht der geschickte Romanschreiber sein, der eine viel bessere Welt als die unsres täglichen Lebens schaffen könnte, weil du dann versucht wärest, die staubigen Straßen und die grünen Felder und die wirklichen lebendigen Menschen kälter und gefühlloser anzusehen, die unter deiner Gleichgültigkeit leiden und von deinen Vorurtheilen verletzt werden können, und die andrerseits dein Mitgefühl, deine Nachsicht, dein ausgesprochenes tapferes Rechtsgefühl aufmuntern und fördern kann.

Und so begnüge ich mich denn, meine einfache Geschichte zu erzählen, ohne den Dingen einen bessern Anstrich geben zu wollen, als sie wirklich haben, ohne etwas anderes zu fürchten als das Falsche, wovor man beim besten Willen allen Grund hat auf der Hut zu sein. Das Falsche ist so leicht und das Wahre so schwer. Der Griffel geht so köstlich leicht, wenn man einen Greif zeichnet, — je länger die Klauen und je größer die Flügel, desto besser; aber diese wunderbare Leichtigkeit, die wir fälschlich für Genie hielten, läßt uns bös im Stich, wenn wir einen natürlichen Löwen ohne Uebertreibung zeichnen wollen. Man prüfe seine Worte genau und man wird finden, daß es selbst, wenn man keinen Grund hat falsch zu sein, außerordentlich schwer ist, haarscharf die Wahrheit zu

sagen und wäre es auch über die eigene unmittelbare Empfindung — viel schwerer, als etwas hübsches über das zu sagen, was nicht die genaue Wahrheit ist.

Wir werden sicherlich alle der Verfasserin beistimmen, daß dieser Mann, der sich seiner würdevollen und hübschen Mutter und seinen unbedeutenden Schwestern gegenüber, von denen eine durch ihre ewige Krankheit eine große Plage für das ganze Haus ist, so musterhaft benimmt und eine so praktische Nächstenliebe zeigt, unserer Achtung weit mehr werth ist, als es ein religiöser Eiferer und pedantischer Tugendheld sein könnte. Rektor Irwine's Aufgabe in diesem Roman ist die des vielumworbenenen und stets hülfbereiten Vermittlers zwischen geistiger Schwäche und geistlicher Ueberspanntheit einerseits und einer tüchtigen Lebensweisheit und gesunden Vernunft andererseits.

Sehr gut ist auch der alte Squire Donnithorne und sein solider, gesunder Hausstand geschildert, ein hübsches Bild gut altenglischen Lebens. Arthur Donnithorne, der eine so hervorragende Rolle dadurch spielt, daß er, mit dem besten Herzen von der Welt und ohne irgend schändliche Absichten zn hegen, der Verführer und Verderber der armen Hetty wird, ist ebenso ein rechtes Prototyp des gutmüthigen, liebenswürdigen, gesunden und oberflächlichen englischen Landjunkers, welcher anstandshalber auch eine Offiziersstelle in der Armee inne hat. Sein Schwanken zwischen dem angeborenen moralischen Rechtsbewußtsein und dem angenehmen Drange seines leichtgefangenen Herzens ist mit großer Feinheit geschildert. So wie er, gerade so, entschuldigen tausende von sonst sehr anständigen,

braven jungen Männern ihre Schwachheit dem Drängen des holden sinnlichen Triebes gegenüber, gerade so nehmen sie sich vor, stets „morgen" ein Ende zu machen, vernünftig mit ihrem Mädchen zu reden oder sich dem Rathe eines erfahrenen Mannes — hier des Mr. Irwine — zu unterwerfen, und gerade so geben sie sich immer wieder dem Zauber des trauten Augenblicks gefangen und warten ab, bis der nothwendige Zusammenhang der Dinge das Ende bringt, in der gemüthlichen Voraussetzung, daß das arme Mädchen die theuer erkauften Stunden der Liebesseligkeit ebenso leicht vergessen würde, als der elegante Galan seine kleine Passion. Das ist, wie gesagt, Alles vortrefflich klar gelegt; minder gelungen ist jedoch diese Figur in manchen Details der Ausführung. Besonders ist Arthurs Redeweise nicht so charakteristisch wie die sämmtlicher übrigen Personen des Romans, und man könnte hie und da eine größere Handgreiflichkeit verlangen. Daß er am Schluß die Begnadigung seines zur Mörderin gewordenen Liebchens zur Deportation bringt, ist eine Ueberraschung, aber keine Lösung, seine nachherige Zerknirschung und der Versuch, gut zu machen, was noch gut zu machen ist, zwar aufrichtig und ehrenwerth, aber doch ein matter Schluß für die durch seine Schuld in Scene gesetzte aufregende Tragödie.

Die dritte Gruppe von besonderer Färbung und innerer Zusammengehörigkeit ist die der Famile Poyser. Die Schilderung des Pachthofes ist eine Perle holländischer Malerei. Man höre nur z. B. folgende Schilderung der verschiedenen animalischen Geräusche in dem

Hofe des großen, zur Hälfte todten und verfallenden, zur andern Hälfte blitzsauberen, äußerst lebendigen, weiten Gebäudes:

Leben genug da! Und doch ist's die ruhigste Zeit im Jahre, die Zeit gerade vor der Heuernte, und die ruhigste Stunde des Tages ist's auch, — fast drei Uhr nach der Sonne und halb vier nach Frau Poyser's hübscher Wanduhr. Aber wenn die Sonne nach dem Regen scheint, ist immer Leben in der Welt, und jetzt schießen ja ihre Strahlen so gerade herunter und machen es glitzern in dem nassen Stroh und beleben jedes Fleckchen des hellgrünen Mooses auf den rothen Dachziegeln des Kuhstalls und verwandeln selbst das schmutzige Wasser im Abzugskanal in einen Spiegel für die gelbgeschnäbelten Enten, welche gierig die Gelegenheit ergreifen, endlich einmal den Leib so tief als möglich im Wasser zu haben. Es ist ein wahres Concert von Leben: der große Bullenbeißer, der am Stalle angebunden ist, geräth durch die unvorsichtige Annäherung eines Hahns an das Loch seines Hundehäuschens in fürchterliche Wuth und stößt ein donnerndes Gebell aus; zwei Dachshunde, die in dem Viehhause gegenüber eingesperrt sind, stimmen sofort ein; die alten Hennen mit der Tolle, die mit ihren Küken im Stroh kratzen, erheben ein theilnehmendes Geglucke, als der zurückgescheuchte Hahn wieder zu ihnen tritt; eine Sau mit Ferkeln, die an den Beinen sehr schmutzig sind und ein krauses Schwänzchen haben, grunzt einige tiefe Töne staccato dazwischen; unsere Freunde von vorhin, die Kälber, blöken von fern herein, und durch all dies Geräusch hört ein feines Ohr noch ein stetes Gesumm von Menschenstimmen.

Meisterhaft wie das Lokal sind auch die Personen gezeichnet, welche es bewohnen. Der alte Pächter Poyser, der im Bewußtsein treuer Pflichterfüllung ein glückliches Alter genießt. Er sitzt nach gethaner Arbeit in seinem Lehnstuhl mit dem ruhigen, ganz nach außen gerichteten Blick eines gesunden Alten, der, nicht mehr betheiligt an

innerlichen Vorgängen, die kleinste Nadel auf dem Boden sieht, den kleinsten Bewegungen seiner Umgebung mit einer völlig zweck- und absichtslosen Ausdauer folgt, das Flackern der Flamme und der Sonnenstrahlen an der Wand verfolgt, die Quadersteine des Fußbodens zählt, selbst den Zeiger an der Uhr langsam vorrücken sieht und seine Freude daran hat, wenn er in dem Ticktack einen Rhythmus' oder eine Melodie findet. Neben ihm seine kreuzbrave Gattin, die im Scheuern und Staubwischen, im ewigen Aerger über und rastlosen Erziehungsmühen an den Mägden ihre Befriedigung findet, deren Mundwerk niemals stille steht und deren Liebe zu ihrem spätgeborenen Töchterchen an Abgötterei grenzt. Dieses Töchterchen selbst, dessen Name aus Charlotte zu Totty degenerirt ist, ist eine der köstlichsten Kindergestalten, welche jemals von einem Dichter gezeichnet wurden. An der meisterhaften Ausführung derselben könnte man vielleicht die Weiblichkeit des Autors erkennen, denn Männer werden wohl nur höchst selten ein solches Verständniß für kindliche Art und Weise besitzen. Die liebevolle Ausführung der Personen dieses Haushaltes erstreckt sich bis auf Molly, die Hausmagd. In der Milchkammer ist Hetty Sorrel die wichtigste Persönlichkeit, jenes hübsche, leichtsinnige Ding, welche das Hauptinteresse des Lesers in Anspruch nimmt. Die Entstehung ihrer Liebe zu Arthur Donnithorne ist ein unvergleichliches Idyll, dem in George Eliots Werken nur noch das Verhältniß zwischen Tito Melema und Teresina in „Romola" an die Seite zu stellen ist. Wollte ich dem Leser alle die köstlichen Partieen aus

Hettys Lebensschicksal anführen, welche der Anführung würdig sind, so müßte ich ein Unzahl von Seiten hierher setzen. Es finde hier nur eine derselben Platz, eine ihrer ersten Begegnungen mit Arthur im Parke von Donnithorne.

Nun ist sie an einer andern Pforte, am Eingange in das Tannenwäldchen. Sie geht hinein; da ist es schon Dämmerung, und bei jedem Schritt beschleicht eisigere Furcht ihr das Herz. Wenn er nicht käme! O, wie traurig war der Gedanke, wenn sie am andern Ende des Wäldchens hinaustreten müßte auf die offene Straße, ohne ihn gesehen zu haben! Als sie an die Stelle kommt, wo der Weg die erste Biegung nach der Einsiedelei macht, geht sie langsam — er ist nicht da. Sie haßt das Häschen, welches ihr über den Weg läuft; sie haßt alles, was nicht er ist, nach dem sie verlangt. Sie geht weiter und freut sich über jede Biegung des Weges, denn vielleicht ist er dahinter. Nein, wieder nicht. Sie fängt an zu weinen; ihr Herz dehnt sich mächtig, die Thränen stehen ihr in den Augen; sie stößt einen schweren Seufzer aus, ihre Mundwinkel zittern, und ihre Thränen fließen.

Sie weiß nicht, daß es noch einen andern Seitenweg nach der Einsiedelei giebt, daß sie nahe dabei ist und daß Arthur nur wenige Schritte von ihr steht, auch er ganz erfüllt von einem Gedanken, und dieser Gedanke ist sie, sie ganz allein. Er will Hetty wiedersehen — das ist die Sehnsucht, die in den letzten drei Stunden zu fieberhafter Qual angewachsen ist. Natürlich nicht, um in der zärtlichen Weise mit ihr zu sprechen, in die er vorhin unversehens gefallen ist, sondern nur, um sich liebevoll mit ihr auseinander zu setzen, freundlich und höflich gegen sie zu sein und ihr jede falsche Vorstellung über ihr Verhältniß auszureden.

Wenn Hetty gewußt hätte, daß er da sei, so hätte sie nicht geweint, und das wäre besser gewesen; dann hätte sich Arthur wahrscheinlich so verständig benommen, wie es in seiner Absicht lag. So jedoch fuhr sie zusammen, als sie ihn aus einem Nebenwege heran-

kommen sah, und als sie zu ihm aufblickte, liefen ihr zwei große Tropfen über die Wange. Mußte er da nicht sanft und freundlich mit ihr sprechen?

„Hat Sie etwas erschreckt, Hetty? Ist Ihnen unterwegs etwas zugestoßen? Aber jetzt ängstigen Sie sich nicht; ich werde Sie beschützen."

Hetty erröthete so, sie wußte nicht, ob vor Glückseligkeit oder Elend. Sie weinte schon wieder, — was die Herren wohl von Mädchen dächten, die so weinten? Sie fühlte sich unfähig, auch nur ein Nein zu antworten; sie konnte nur von ihm wegsehen und sich die Thränen von den Wangen trocknen. Doch fiel erst noch ein großer Tropfen auf ihre Rosaschleife, das merkte sie recht gut.

„Nun, sein Sie wieder vergnügt. Sehen Sie mich freundlich an und sagen Sie mir, was Ihnen fehlt. Nun, sagen Sie's mir."

Hetty wandte den Kopf nach ihm hin, flüsterte: „Ich glaubte, Sie kämen nicht" und faßte allmählich Muth, die Augen zu ihm aufzuschlagen. Der Blick war zu viel für ihn. Er hätte Augen von Granit haben müssen, wenn er sie nicht wieder voll Liebe angeblickt hätte.

„Sie kleines, banges Vögelchen! Sie kleines Röschen in Thränen! Sie liebe, kleine Thorheit — wollen Sie wohl nicht wieder weinen, nun ich bei Ihnen bin?"

Ach, er weiß nicht, was er sagt. Und das ist's nicht, was er sagen wollte. Sein Arm legt sich leise um ihre Brust, faßt sie stärker und stärker; er neigt sein Gesicht näher und näher an die runde Wange, seine Lippen begegnen den vollen kindlichen Lippen, und für einen langen Augenblick ist jede Zeit verschwunden. Er könnte ein Hirt in Arkadien sein, der erste Jüngling, der das erste Mädchen küßt, Eros selbst, der an Psyche's Munde hängt — es ist all eins.

Lange sprachen sie kein Wort. Mit klopfendem Herzen gingen sie weiter, bis ihnen das Pförtchen am Ende des Wäldchens zu Gesicht kam. Dann sahen sie einander an; es war anders als zuvor: in ihren Augen lag die Erinnerung an einen Kuß.

Aber schon hatte sich Bitterkeit in den süßen Kelch gemischt;

Arthur fühlte sich unbehaglich. Er ließ Hetty aus seinem Arme los und sagte:

„Da sind wir, fast am Ende des Parks. Wie spät es schon sein mag", fügte er hinzu und zog die Uhr heraus. „Zwanzig Minuten über acht, aber meine Uhr geht vor. Indeß, weiter darf ich doch nicht mitgehen. Machen Sie sich munter auf den Weg mit Ihren kleinen Füßen und kommen Sie gut nach Haus. Gute Nacht, Hetty."

Er nahm ihre Hand und sah sie halb wehmüthig, halb mit erzwungenem Lächeln an. Hetty's Augen schienen ihn anzuflehen, er möge noch bleiben, aber er streichelte ihr die Wangen und sagte wieder: „gute Nacht." So mußte sie sich von ihm wenden und weiter gehen.

Die Scene ferner, in welcher sie sich vor ihrem elenden Stückchen Spiegel auskleidet und sich möglichst hübsch macht in dem Gedanken, wie sie der Geliebte wohl finden möchte, wie Dina Morris vom Geiste getrieben, zu ihr hereinkommt, und sie durch ihren geistlichen Zuspruch ärgerlich und bange zugleich macht, alles das zeugt von einer einzig feinen Beobachtungsgabe. Wir werden gleich bei Beginn ihres gefährlichen Verhältnisses durch die wunderbare Schilderung desselben so gefesselt, daß alle übrigen Personen und Handlungen des Romans aus unserem Interesse mehr oder weniger verdrängt werden. Dies ist besonders im zweiten Bande der Fall, welcher die Erzählung ihres Unglücks enthält. Wie sie den weiten Weg nach Windsor fast ohne Geld zurücklegt, um Arthur dort aufzusuchen, wie sie dort erfährt, daß er nach Irland versetzt sei und wieder zurückpilgert, wie sie mehrere Male liegen bleiben muß, weil sie ihr Zustand und die Ermüdung nicht weiter kommen lassen; wie sie mehrmals

den Versuch macht, sich ums Leben zu bringen und doch den Muth dazu nicht finden kann; wie sie endlich ihr Kind in der Einsamkeit aussetzt und dann, von seinem kläglichen Gewimmer gewaltsam zurückgetrieben, es erstickt — diese Erzählung ist so packend vorgetragen und die psychologischen Consequenzen schließen sich so überzeugend wahr an die äußere Handlung an, daß wir diesen Theil des Romans mit erregtester Spannung und tiefster Ergriffenheit lesen. Wir haben schon oben erwähnt, wie es Dina Morris sanft einschmeichelnder Rede gelingt, die schon fast stumpfsinnig gewordene Hetty kurz vor ihrer Hinrichtung zum erlösenden Geständniß und dadurch ihr Fühlen und Denken in Reue und fromme Ergebenheit hineinzulenken. Arthur erfährt ihr Schicksal erst sehr spät und kommt, wie wir gesehen haben, im Moment der Hinrichtung als deus ex machina mit der Begnadigung zu lebenslänglicher Deportation an.

Nach dieser Lösung von Hetty's tragischem Schicksal vermag uns der recht weitschweifige Schluß nicht mehr besonders zu interessiren. Es kommt hinzu, daß die Verheirathung Adam Bedes mit Dina Morris uns ein wenig trivial erscheinen muß, da Dinas ganzes Wesen von vornherein durchaus nicht zu einem verhältnißmäßig alltäglichen Loose bestimmt zu sein schien. Das scheint mir überhaupt ein großer Mangel dieses Romans, daß neben der erschütternden Tragik der Schicksale Hettys der Held, welcher sich von Anfang bis zu Ende gleich bleibt, uns nicht genügend zu fesseln vermag.

Wie in den „Bildern aus dem Leben der

Geistlichkeit", so sind auch in Adam Bede die Nebenfiguren mit großer Sorgfalt und köstlichem Humor ausgeführt, so besonders Barthel Massey und Josua Rann. — —

Adam Bede machte in England ungeheures Aufsehen, trug George Eliots Namen über den Canal und über den Ocean und brachte ihr binnen drei Jahren 1500 Pfund (ca. 30,000 Mk.) ein. Seit dieser Zeit durfte sie den Verlegern ihre Preise machen, statt von ihnen karge Angebote acceptiren zu müssen. Es erschienen sehr bald Uebersetzungen in holländischer, deutscher und französischer Sprache. Zu den hier angeführten Stellen wurde die treffliche Verdeutschung von Julius Frese (Berlin 1860 bei F. Duncker) benutzt.

VI.

Zwei kleine Novellen: „Der gelüftete Schleier" (The lifted Veil) und „Bruder Jakob" — beide in der Tauchnitz Edition enthalten und von Lehmann ins Deutsche übersetzt — erschienen anonym 1859 und 1860 in Blackwoods „Magazine" und fanden großen Beifall. Erstere erschien mit dem Namen George Eliot sehr bald französisch in der Revue des deux Mondes und wurde von dem Publikum, welches diesen Namen noch nicht als den des Verfassers von Adam Bede kannte, für ein Originalwerk gehalten und als solches in Australien wieder ins Englische zurückübersetzt. Ich kann diese Geschichte,

welche eine Vorahnung, die in Erfüllung geht, psychologisch erklären will, nicht gerade sehr bewundern, trotzdem oder vielleicht gerade weil sie einen so exceptionellen Stoff behandelt, und zwar in einer Form, welche nicht spezifisch Eliotisch ist. Bruder Jakob dagegen ist eine köstliche Humoreske mit einem sehr ernsten Inhalt. Ein Conditorlehrling stiehlt nämlich seiner Mutter Geld aus der Schublade, um damit nach Indien zu gehen, wo er ein weiteres Feld für seinen Ehrgeiz zu finden hofft. Sein ungeschlachter, blödsinniger Bruder überrascht ihn, als er das Geld verstecken will und ist nur durch reichliche Bonbongeschenke ungefährlich zu machen. Durch diese süßen Gaben gewinnt sich aber der Dieb das Herz des blödsinnigen Bruders so, daß er wie eine Klette an ihm hängt und kaum los zu werden ist. Der Conditor macht wirklich in Indien leidliche Geschäfte und kommt unter falschem Namen nach England zurück und läßt sich in einer kleinen Stadt, welche überaus komisch geschildert ist, als Zuckerbäcker und Garkoch nieder. Er prosperirt so, daß er es bald wagen darf, um die Tochter eines benachbarten Gutsbesitzers anzuhalten. Inzwischen hat aber seine Familie von seiner Rückkehr gehört und Bruder Jakob, der sich nach Bonbons sehnt, als hinge sein Leben daran, ruht nicht eher, als bis er ihn aufgefunden hat. Durch seinen Besuch und seine Reden kommt die ganze Schwindelgeschichte des Garkochs an den Tag und er muß mit Schimpf und Schande den Schauplatz seiner schönsten Erfolge verlassen. Ein höchst frappantes, drolliges Beispiel einer unerbittlichen Folge von Schuld und Strafe.

Schon im April 1860 erſchien der nächſte dreibändige Roman George Eliots: „Die Mühle am Floß“ (The mill on the Floss), welcher uns wiederum die einfachen Lebensſchickſale unbedeutender Menſchen in niederer Lebensſphäre vorführt, wiederum dieſelbe niederländiſche Manier in der Schilderung zur Anwendung bringt und wie in Adam Bede durch dieſe Ausführung und die unvergleichliche Beobachtung, welche ſich darin ausſpricht, Alles intereſſant zu machen verſteht. Ein beſonderes Intereſſe gewinnt dies ſchöne Werk noch dadurch, daß die Jugenderinnerungen der Verfaſſerin und ihr eigenes Weſen einen ſtarken Antheil daran haben. Das Verhältniß der Geſchwiſter Tom und Maggie Tulliver iſt, wie wir ſpäter aus ihren Gedichten ſehen werden, in allen Details dem der kleinen Mary Ann Evans zu ihrem älteren Bruder abgelauſcht, und in Maggie's Weſen haben Bekannte aus der Jugendzeit der Verfaſſerin viele Aehnlichkeiten gefunden. St. Oggs iſt die Stadt Gainsborough in Lincolnſhire, aus deſſen Umgebung überhaupt die ganze Scenerie der „Mühle am Floß“ entnommen iſt. Dagegen war „The red deeps“ — der rothe Grund — in der Nähe ihres Vaterhauſes gelegen.

Der Inhalt iſt in kurzen Zügen folgender: Der auf ſeiner prächtigen alten Mühle am Floßſtrome erbgeſeſſene Mr. Tulliver iſt an der Vernunft der Welteinrichtung irre geworden durch das offenbare Unrecht, welches ihm in allen Rechtsſachen durch den verhaßten Advokaten Wakem widerfahren iſt. Er beſchließt daher, daß ſein Sohn Tom, der zwar einen geſunden Menſchenverſtand,

aber gar keine besonderen intellektuellen Fähigkeiten besitzt, soviel lernen soll, um es einst mit den Schurken, den Rechtsverdrehern, aufnehmen und seinen Vater für die erlittene Unbill rächen zu können. Auf den Rath eines als halber Jurist verehrten Bekannten, des Feldmessers Mr. Biley, wird Tom zu einem Pastor Stelling gebracht, wo er gegen sehr theure Pension Lateinisch, Mathematik und andere schöne Dinge lernen soll, denen er trotz alles redlichen Bemühens keinen Geschmack abzugewinnen weiß und von denen absolut nichts in seinen praktischen Jungenskopf hinein will. Seine Schwester Maggie (Gretchen), deren braune Haut und widerspänstiges Haar die stete Verzweiflung ihrer sehr dummen, ganz in Wäsche und anderen Hausfrauen-Sorgen und -Freuden aufgehenden Mutter sind, besitzt das leichte Auffassungsvermögen, welches Tom so völlig abgeht, im höchsten Grade, und dazu noch eine ungemein lebendige Phantasie, heiße Leidenschaftlichkeit und große Empfindlichkeit des Gemüths. Trotzdem sie durch diese Eigenschaften das gerade Gegentheil von ihrem Bruder ist, liebt sie diesen doch mit rührend demüthiger Innigkeit und Bewunderung. Bei Gelegenheit eines Besuches bei Dr. Stelling macht sie sich sogleich mit Eifer an Lomm's Grammatik und Euklid und erfaßt in Stunden, was jenem in Wochen nicht beizubringen ist. Trotz dieser geistigen Ueberlegenheit bleibt sich ihre Verehrung für den Bruder doch immer gleich, wie knabenhaft rücksichtslos er sie auch oft behandeln mag. Bei einem späteren Besuch bei Stelling lernt sie auch den inzwischen dort gleichfalls in Pension gekommenen, ver-

wachsenen Philipp Wakem kennen, den Sohn des Todfeindes ihres Vaters. Dieser Knabe, der eine für sein Alter schon sehr ausgedehnte allgemeine Bildung besitzt, eröffnet ihren Gedanken eine neue Welt und sie schließt sich daher leicht an ihn an. Für den armen, entstellten Philipp ist die zarte, mädchenhafte Rücksicht und Bewunderung, welche Maggie ihm gegenüber zeigt, eine ganz neue, beglückende Erfahrung, welche sich in seinem Herzen rasch zur zärtlichsten Neigung gestaltet. Sie erwiedert dieselbe durch herzliches Mitleid und einen Kuß, den sie bei jeder weiteren Begegnung neu aufzufrischen verspricht. Das Verhältniß zwischen Tom und Philipp ist, bei der ganz verschiedenen Anlage der beiden, ein durchaus anderes. Tom's heftiges, lautes, ungeschliffenes Wesen und seine Beschränktheit sind Philipp gerade so zuwider, als jenem Philipps mädchenhafte Schwäche, seine Verstandes- und Gemüthsbildung. Es kommt einmal zu einer heftigen Scene zwischen beiden, wobei ihm Tom die unverzeihliche Beleidigung ins Gesicht schleudert, daß sein Vater ein Schurke sei. Trotzdem versöhnen sie sich wieder einigermaßen, als Tom krank zu Bette liegt an einer Wunde, die er sich selbst beigebracht hat, und Philipp ihn freundlich behandelt und zu seiner Zerstreuung beizutragen sucht. — Während Tom noch bei Pastor Stelling seine Zeit in vergeblichem Studium hinbringt, bricht ein schreckliches Unglück über die Familie Tulliver herein. Mit seinem verhängnißvollen Eigensinn hat der alte Tulliver einen Prozeß durch alle Instanzen geführt und durch Wakem's geschickte Führung der gegnerischen Sache überall verloren,

so daß er sich endlich genöthigt sieht, sich bankerott zu erklären.

Seine Frau bringt der Schmerz über die Versteigerung ihrer geliebten Wäsche fast vollends um ihr Restchen Verstand, Maggie fühlt sich sehr unglücklich und gedrückt in ihrer Hülflosigkeit, Tom aber findet jetzt endlich Gelegenheit, seine starke Seite hervorzukehren, indem er in das Geschäft seines reichen Onkels Deane eintritt und durch unermüdlichen Fleiß und durch seinen eminenten Geschäftssinn sich so rasch emporarbeitet, daß er die Stütze seiner Familie wird. Wakem bringt die Mühle käuflich an sich, und der alte Tulliver muß seiner Frau zu Liebe, welche den Gedanken, aus ihrem alten Heim ziehen zu müssen, nicht ertragen kann, auch noch das Opfer bringen, bei dem verhaßten Manne in Dienst zu treten. Um aber eine spätere Rache nicht ganz aussichtslos zu machen, läßt er seinen Sohn schwören, daß er unversöhnlichen Haß gegen Wakem und die Seinigen bewahren wolle. Die Scene ist so packend geschildert, daß ich sie hierher setzen will.

„Du kommst so spät, mein Junge; ich habe nach Dir verlangt."

„Hast Du was vor, Vater?" fragte Tom.

„Setzt Euch — alle drei", befahl Tulliver. „Und Du, Tom, setz' Dich zu mir; Du sollst mir was in die Bibel schreiben."

Alle drei setzten sich und sahen ihn an. Langsam begann er zu sprechen, zuerst zu seiner Frau.

„Ich habe meinen Entschluß gefaßt, Betty; ich will Dir Wort halten. Wir werden mal in demselben Grabe zusammen liegen, da darf keine Feindschaft zwischen uns sein. Ich will in unserer alten Wohnung bleiben und bei Wakem in Dienst gehen, und ehrlich will ich ihm dienen; alle Tullivers sind ehrlich, merk Dir das,

Tom" — hier erhob er die Stimme —; „die Leute werden mir vorwerfen, ich hätte nicht alles bezahlt, aber das war nicht meine Schuld; es war blos, weil es Schufte in der Welt giebt. Es waren ihrer zu viele gegen einen, und ich muß mich fügen. Ich will meinen Nacken in's Joch ſtecken, weil Du ein Recht haſt zu ſagen, ich hätte Dich in dieſe Noth gebracht, Betty, und ich will ihm ſo ehrlich dienen, als wenn er kein Schuft wäre; ich bin ein ehrlicher Mann, wenn ich auch nie wieder in die Höhe komme. Ich bin ein gebrochener Baum, nichts als 'n gebrochener Baum."

Er hielt inne und blickte zu Boden. Dann richtete er plötzlich den Kopf empor und ſagte mit lauter, aber tieferer Stimme:

„Aber vergeben werd' ich ihm nie! Ich weiß wohl, was die Leute ſagen, er habe mir nie zu nahe thun wollen; das iſt ſo die Art, wie der Teufel den Schurken beiſteht; er hat hinter der ganzen Geſchichte geſteckt, aber er iſt ein vornehmer Herr, ja, ja, das kenn' ich. Ich hätte keinen Prozeß anfangen ſollen, ſagten die Leute. Aber wer hat's denn ſo eingerichtet, daß ich kein Recht und Gerechtigkeit kriegen konnte? Für ihn iſt das einerlei, das weiß ich; er gehört ſo zu den vornehmen Herren, die ihr Geld an armen Leuten verdienen, und wenn er ſie an den Bettelſtab gebracht hat, dann giebt er ihnen Almoſen. Ich will ihm nicht vergeben! Ich wollte, daß ihn Schande träfe, bis ſein eigener Sohn ſich ſeiner ſchämt. Ich wollte, er thäte was, wofür er in die Tretmühle käme! Aber er wird ſich wohl hüten; er iſt ein zu großer Schurke, als daß er dem Geſetz eine Blöße gäbe. Und Du merk Dir, Tom! Du vergiebſt ihm auch nicht, wenn Du mein Sohn ſein willſt. Es kommt vielleicht 'ne Zeit, wo Du's ihn fühlen laſſen kannſt — für mich kommt ſie nie — ich habe meinen Nacken im Joch. Nun ſchreib — ſchreib mir das in die Bibel."

„Was, Vater, was?" rief Gretchen und ſank ihm bleich und zitternd zu Füßen. „Es iſt ſchlecht, zu fluchen und Böſes zu wünſchen."

„Es iſt nicht ſchlecht, ſag' ich Dir", rief der Vater wüthend, „es iſt nur ſchlecht, daß es den Schurken gut geht; das iſt des Teufels Werk. Thu, was ich Dir ſage, Tom. Schreib."

„Was soll ich schreiben, Vater?“ sagte Tom mit finsterm Gehorsam.

„Schreib, daß Dein Vater Eduard Tulliver Dienst genommen hat bei Johann Wakem, bei dem Menschen, der ihn hat ruiniren helfen, weil ich meiner Frau versprochen hatte, an ihr wieder gut zu machen, was ich könnte, und weil ich in dem alten Hause sterben wollte, wo ich geboren war und mein Vater auch. Setz das in die rechten Worte — Du verstehst das ja — und dann schreib, daß ich Wakem trotzdem nicht vergebe, und obschon ich ihm ehrlich dienen will, verfluche ich ihn und wünsche ihm alles Böse. Das schreib nieder.“

Tiefe Stille herrschte, als Tom's Feder über das Papier fuhr; die Mutter sah blaß aus wie ein Gespenst, und Gretchen zitterte wie ein Blatt.

„Nun laß mich hören, was Du geschrieben hast“, sagte der Vater. Laut und langsam las Tom es vor.

„Und nun schreib, daß Du nie vergessen willst, was Wakem Deinem Vater gethan hat, und daß Du es ihn und die Seinen fühlen lassen willst, wenn je die Stunde kommt. Das schreib und unterzeichne es mit Deinem Namen Thomas Tulliver.“

„Nein, nein, Vater, lieber Vater!“ rief Gretchen fast erstickt vor Angst. „Tom darf das nicht schreiben.“

„Sei ruhig, Gretchen“, sagte Tom; „ich werde es schreiben. Da steht's.“

Es gelingt Tom's Eifer, in verhältnißmäßig kurzer Zeit so viel Geld zurückzulegen, daß er sämmtliche Gläubiger des Vaters befriedigen kann. Dem alten Tulliver steigt die Freude darüber, der Stolz und der genossene Wein so sehr zu Kopfe, daß er die Tollheit begeht, den ihm auf dem Nachhauseritt begegnenden Wakem zu prügeln. Er bekommt nach dieser Aufregung einen Schlagfluß und stirbt bald darauf.

Inzwischen war Philipp Wakem wieder in's Land gekommen und hatte heimliche Zusammenkünfte mit Maggie im rothen Grunde gehabt. Maggie hatte zwar über diese Heimlichkeit Gewissensbisse gefühlt, war aber doch zu glücklich darüber, daß sie im Umgang mit dem feingebildeten Philipp ihren Hunger nach geistiger Nahrung stillen konnte, als daß sie diese zur Gewohnheit gewordenen Zusammenkünfte hätte aufgeben können. Philipp kann sich endlich nicht mehr enthalten, die direkte Frage an sie zu stellen: „Maggie, liebst Du mich?" Und sie, die keinen anderen jungen Mann kennen gelernt hat, und für die des armen verwachsenen Jünglings reicher Geist die einzige Trostquelle bei all der häuslichen Misère und seine Huldigung die alleinige Befriedigung ihrer weiblichen Eitelkeit ist, antwortet auf diese Frage mit „ja". Bald aber kommt Tom hinter dies Verhältniß, und da er jetzt das Haupt der Familie ist und nach dem Schwure, den er seinem Vater gethan, diese ihm unbegreifliche Liebe der Schwester für eine schmachvolle Sünde halten muß, so zwingt er ihr durch furchtbare Drohungen das Versprechen ab, ohne sein Wissen nicht mehr mit Philipp zu verkehren. Maggie hat nun eine Zeit schwerer innerer Kämpfe durchzumachen. Durch die Lecture des „Thomas a Kempis" eignet sie sich eine düster resignirte Lebensanschauung an. Sie zieht nach des Vaters Tode als Lehrerin in die Fremde. Bei Gelegenheit ihres ersten Ferienbesuches im Hause des Onkels Deane lernt sie zum ersten Male in ihrem Leben in dem Anbeter ihrer Cousine Lucy einen mit allen Gaben des Geistes und des Körpers reich ausgestatteten jungen

Mann kennen. Sie ist inzwischen zu einer junonischen Schönheit herangereift und übt durch diese, so wie durch ihr herbes verschlossenes Wesen einen so unwiderstehlichen Reiz auf Stephen Guest aus, daß er von einer tollen Leidenschaft für sie erfaßt wird. Obwohl sie gerade in dieser Zeit auch Philipp wiedersieht und obwohl sie es als schwere Sünde empfindet, ihr Glück auf Kosten der zarten, unschuldigen Lucy zu erkaufen, kann sie sich doch nicht dem Zauber dieser so ganz neuen, heißblütigen Leidenschaft entziehen. Stephen wiegt ihr Denken und Empfinden so in süßes, wenn auch ängstliches Träumen ein, daß es ihm gelingt, sie zu entführen. Die Fahrt im kleinen Kahne den Floß entlang gehört zu den meisterhaftesten Schilderungen George Eliots, hier ist sie:

„Gehen wir", murmelte Stephan flehend, indem er aufstand und sie auch an der Hand emporzog. „Wir bleiben nicht lange zusammen."

Und sie gingen. Gretchen fühlte, Jemand führe sie durch den Garten an den Rosen vorbei, helfe ihr mit sichrer sanfter Hand in's Boot, lege Kissen und Mantel für sie zurecht und öffne ihr den Sonnenschirm; sie ließ das alles geschehen ohne eigenen Willen, ohne Zuthun, ohne Gefühl für anderes; denken und erinnern war verbannt.

Schnell glitten sie dahin, die Ebbe trug sie stromab, Stephan ruderte — an schweigenden sonnigen Feldern und Wiesen entlang, die eine Freude zu athmen schienen, welche der in ihrem Innern keinen Vorwurf machte. Der Hauch des jungen frischen Tages, der köstliche Takt des Ruderschlags, die abgebrochenen Laute der Vögel, die dann und wann vorbeistrichen, die süße Einsamkeit eines doppelten Lebens, welches in dem tiefen unersättlichen Blick, den sie heute nicht von einander zu wenden brauchten, in eins verschmolz

— das war alles, was in der ersten Stunde ihr Herz erfüllte; für anderes war nicht Platz. Von Zeit zu Zeit stieß Stephan lässig rudernd ein leises, unterdrücktes, inniges Liebeswort aus; sonst sprachen sie kein Wort; die Rede wäre ein Zugang gewesen, durch die das Denken sich eingeschlichen hätte, und das Denken gehörte nicht zu dem verzauberten Lichtnebel, der sie einhüllte — gehörte zu der Vergangenheit und Zukunft draußen. Der Ufer, an denen sie entlang fuhren, war sich Gretchen nur dunkel bewußt und die Dörfer erkannte sie nicht; sie wußte, es gebe mehrere, ehe man nach Luckreth käme, wo sie immer an's Land zu steigen pflegten und das Boot zurückließen. Aber endlich hörte Stephan, der immer lässiger gerudert hatte, ganz damit auf, legte die Ruder hin, schlug die Arme über einander, und sah auf das Wasser, als beobachte er, wie rasch das Boot ohne seine Hülfe vorwärts komme. Dieser plötzliche Wechsel weckte Gretchen aus ihrer Träumerei. Sie sah in die weit offenen Gefilde — auf die nahen Ufer — sie waren ihr ganz fremd. Ein fürchterlicher Schreck befiel sie.

„O, sind wir schon Lucreth vorbei — wo sollen wir anlegen?" rief sie aus und sah sich um, ob sie den Ort noch sähe. Aber kein Dorf war zu sehen. Sie wandte sich wieder und sah Stephan ängstlich forschend an.

Er blickte immerfort auf's Wasser und sagte in einem seltsamen, träumerischen Tone wie abwesend: „Jawohl, vorbei — weit weit vorbei."

„O, was soll ich machen?" rief Gretchen in furchtbarer Angst, „es dauert gewiß viele Stunden, ehe wir wieder nach Hause kommen — und Lucie — o Gott, steh mir bei!"

Sie schlang die Hände in einander und brach in Schluchzen aus, wie ein Kind das sich ängstigt; sie dachte nur an das Wiedersehen mit Lucie, an ihren schmerzlich überraschten, zweifelnden — vielleicht gar vorwurfsvollen, mit Recht vorwurfsvollen Blick.

Stephan trat zu ihr, setzte sich neben sie und zog sanft die verschlungenen Hände herunter.

„Gretchen", sagte er mit tiefer Stimme und mit dem Ausdruck ruhigen Entschlusses — „Gretchen, wir wollen nicht wieder nach

Haus — bis uns Niemand mehr trennen kann — bis wir verheirathet sind."

Der ungewöhnliche Ton, die überraschenden Worte brachten Gretchens Schluchzen zum Schweigen, und sie saß ganz still — weniger erschrocken als verwundert, was für einen neuen Ausweg Stephan wohl gefunden habe.

„Sieh doch, Gretchen, wie sich alles ohne unser Zuthun gemacht hat — ja, gegen unsern Willen. Wir haben nicht mehr darauf gerechnet, allein zusammen zu sein; es kommt alles von andern. Sieh, wie die Strömung uns fortträgt — fort von all den unnatürlichen Banden, die wir noch fester zu schmieden uns vergebens bemüht haben. In wenig Stunden führt uns die Ebbe nach Torby, da können wir an's Land gehen, und dann so schnell es geht nach Schottland, ohne einen Augenblick Rast, bis wir fest vereinigt sind und nur der Tod uns scheiden kann. Es ist das einzig Rechte, Liebste — der einzige Weg aus dieser elenden Verstrickung. Alles kommt zusammen, uns auf diesen Weg hinzuweisen; wir haben uns nichts ausgedacht, nichts vorbereitet."

Stephan sprach mit tief ernstem Flehen. Gretchen horchte auf; die Ueberraschung und das Erstaunen war vorbei; jetzt hätte sie von Grund des Herzens gern geglaubt, die Ebbe allein sei Schuld und ruhig könne sie mit der schweigenden Strömung dahingleiten und brauche nicht mehr zu kämpfen. Aber auf die süße Täuschung legte sich der finstre Schatten vergangener Gedanken, und die plötzliche Angst, jetzt endlich sei der Augenblick des verhängnißvollen Rausches nahe, regte sie zu zornigem Widerstande gegen Stephan auf.

„Lassen Sie mich los!" rief sie heftig, indem sie ihm einen Blick der Entrüstung zuwarf und die Hände frei zu machen versuchte „Sie haben mich dahin bringen wollen, daß ich keine Wahl mehr hätte. Sie wußten, wir kämen zu weit; Sie haben es gewagt, meine Unbedachtsamkeit zu mißbrauchen. Das ist unmännlich, mich in solche Lage zu bringen."

Bei diesem Vorwurf ließ er ihre Hände los, setzte sich wieder auf seinen alten Platz und schlug die Arme über einander in einer gewissen Verzweiflung über die Schwierigkeit, die ihm Gretchens

Worte vergegenwärtigt hatten. Wenn sie nicht einwilligte, mit ihm in die Welt zu gehen, so mußte er sich verwünschen, daß er sie in eine solche Lage gebracht hatte. Aber der Vorwurf war nicht zu ertragen; daß sie glaubte, er habe unwürdig an ihr gehandelt, war schlimmer als sich von ihr zu trennen. Endlich sagte er in einem Tone unterdrückter Wuth:

„Zuerst merkte ich nicht, daß wir bei Lucreth vorbei wären: erst beim nächsten Dorfe, und da kam mir der Gedanke: weiter, immer weiter. Ich kann das nicht rechtfertigen, ich hätt's Dir sagen müssen. Nun wirst Du mich hassen — so lieb hast Du mich ja doch nicht, wie ich Dich, daß Du alles andere in die Winde schlügest. Soll ich das Boot wenden und hier anzulegen versuchen? Ich will Lucie sagen, ich sei toll gewesen — Du verabscheutest mich — und Du bist mich für immer los. Dich kann Niemand tadeln, weil ich mich unverzeihlich gegen Dich vergangen habe."

Gretchen war entwaffnet; es wurde ihr leichter, Stephan's Bitten zu widerstehen, als dem Gedanken, daß er leiden solle, während sie frei ausginge — leichter selbst, von seinem zärtlichen Blick sich abzuwenden als von diesem Blicke voll Zorn und Jammer, der sie mit ihrer Selbstsucht ganz von ihm zu trennen schien. Nach seiner Darstellung erschien, was sie aus Gewissenhaftigkeit gesprochen zu haben glaubte, lediglich von persönlichen Rücksichten eingegeben. Das Feuer der Entrüstung in ihren Augen war gedämpft und mit schüchternem Jammer sah sie zu ihm auf. Ihm hatte sie Vorwürfe gemacht, daß er sie in einen unwiderruflichen Fehler gestürzt habe, und war doch selbst so schwach gewesen!

„Als wenn ich nicht auch so mitfühlen würde, was Dich trifft", entgegnete sie mit einem Vorwurf andrer Art, dem Vorwurf gekränkter Liebe, und indem ihr Rechtsgefühl für andere so die Form des Mitleids für Stephan annahm, gab sie die moralische Basis ihres Widerstandes halb auf.

Er fühlte an Blick und Ton, wie sie weicher wurde — er sah wieder den Himmel offen. Er setzte sich zu ihr, nahm ihre Hand, stützte den Arm auf den Rand des Boots und sagte kein Wort. Er wagte nicht zu sprechen, wagte nicht sich zu bewegen, um sie nicht

zu einem neuen Vorwurf, einer neuen Weigerung zu veranlaſſen. An ihrer Einwilligung hing das Leben, ſonſt war alles hoffnungsloſes, wirres, erbärmliches Elend. So glitten ſie hinab, beide in tiefem Schweigen verharrend wie in einem ſchützenden Hafen, beide beſorgt, daß ihre Empfindungen ſich wieder gegen einander ſtellten, bis ſie endlich bemerkten, daß der Himmel ſich mit Wolken bezogen hatte, daß die friſche Briſe immer ſtärker anſchwoll und der ganze Charakter des Tages ein andrer geworden war.

„Du wirſt ganz kalt, Gretchen, in dem dünnen Kleide. Laß mich Dir den Mantel über die Schultern ziehen. Steh auf, Liebſte.“

Gretchen gehorchte; es war unausſprechlich reizend, ſich ſagen zu laſſen, was man thun ſolle — alles durch einen Andern entſcheiden zu laſſen. In den Mantel gehüllt ſetzte ſie ſich wieder, und Stephan fing wieder mächtig an zu rudern; er wollte ſo raſch wie möglich nach Torby. Gretchen war ſich kaum bewußt, irgend was entſcheidendes geſagt oder gethan zu haben. Das Nachgeben iſt immer von einem weniger lebhaften Bewußtſein begleitet als der Widerſtand; es iſt ein theilweiſer Gedankenſchlaf, iſt das Aufgehen unſerer eigenen Perſönlichkeit in eine andre. Alles kam zuſammen, ſie in ſtille Ergebung einzuwiegen: das träumeriſche Hinabgleiten des Boots, das nun ſchon ſtundenlang dauerte und ſie ermüdet hatte, — die Abneigung, in dieſem erſchöpften Zuſtande weit von Hauſe an unbekannter Stelle zu landen und den langen Weg zurückzugehen — alles vereinigte ſich, ſie vollſtändig dem mächtigen geheimnißvollen Zauber zu unterwerfen, der ihr ein letztes Scheiden von Stephan zum Ende alles Glückes machte, ihr die Möglichkeit, ihn zu verwunden, wie die erſte Berührung mit dem Foltereiſen erſcheinen ließ, vor der ihr Entſchluß zurückbebte. Und dann das Glück des Augenblicks, bei ihm zu ſein — das war genug, um ihre ganz ſinkende Kraft zu verzehren.

Als ſie aber die letzte wichtigſte Entſcheidung treffen ſoll, wacht das Bewußtſein von der großen Sünde gegen Philipp, gegen Lucy und gegen ihr eigenes beſſeres Selbſt ſo mächtig in ihr auf, daß ſie Stephens Drängen, durch

eine schnelle Heirath die Brücken hinter sich abzubrechen, zurückweist und nach St. Oggs heimkehrt. Sie wird dort von der Gesellschaft wie eine Verlorene ausgestoßen, bei keinem ihrer Verwandten findet sie eine Zuflucht, der Bruder weist sie rauh zurück, die Mutter aber zieht es erst jetzt mit der ganzen Gewalt vergebender Mutterliebe zu ihrem bisher nie verstandenen und gewürdigten Kinde. Ein vortrefflicher, echt humaner Geistlicher, Pastor Kenn, nimmt sie endlich in seinem Hause auf als Erzieherin seiner Kinder; doch zwingt auch ihn die böse Nachrede der kleinen Welt von St. Oggs, sie wieder zu entlassen. Sie miethet sich bei der braven Familie eines Spielkameraden aus Tom's Bubenjahren ein, deren Häuschen unmittelbar am Floß gelegen ist. Da bricht eine fürchterliche Ueberschwemmung herein. Die Fluth steigt bis an Maggie's Fenster. Sie rettet sich in einen Kahn und treibt in ihm den Floß hinunter bis zu der Mühle, die auch bis ans Dach unter Wasser steht. Tom steigt zu ihr ins Boot, aber gleich darauf wird dasselbe durch einen herantreibenden Balken zertrümmert, und in unzertrennlicher Umarmung sinken Schwester und Bruder in das feuchte Grab. In einem letzten Augenblicke hatten sie wieder die Tage durchlebt, wo sie ihre Kinderhände liebend in einander verschlangen und die blumenbesäten Felder durchstreiften.

So endet dieser Roman.

Auch in diesem Werke finden wir wieder dieselbe überraschende Menschenkenntniß und Beobachtungsgabe, dasselbe feinfühlige Klarlegen seelischer Zustände und den-

ſelben köſtlichen Humor wie in Adam Bede. Die Gegenüberſtellung der Charaktere der beiden Geſchwiſter iſt höchſt wirkungsvoll. Tom iſt praktiſch, entſchieden und in ſeiner ſtrengen Ehrlichkeit engherzig und vorurtheilsvoll. Er iſt unerbittlich realiſtiſch und behandelt die romantiſchen Ideen ſeiner Schweſter mit tiefer Verachtung. Maggie iſt phantaſtiſch, ſtürmiſch und von jenem Pathos erfüllt, welches das Leben ſo leicht zur Tragödie macht. Die Kinderjahre der beiden ſind voll der herrlichſten Epiſoden. Köſtlich iſt auch ihre kindiſche Eiferſucht auf Lucy geſchildert, welche ſie aus Aerger über die Auszeichnung, welche ihr Tom zu Theil werden läßt, in den Schmutz wirft; ebenſo ihre darauf folgende Flucht zu den Zigeunern. Maggie's Entwickelung als Weib konnte vielleicht manche Erwartung enttäuſchen, doch dürfen wir nicht vergeſſen, daß gerade in der Zeit, wo ſich die Blüthe entfalten ſollte, weder Sonnenſchein noch warmer Regen dieſelbe berührten.

Auch in der Mühle am Floß nehmen die Nebenhandlungen mit ihrem zahlreichen Perſonal einen breiten Raum ein. Sämmtliche Mitglieder der berühmten Familie Dodſon werden mit köſtlichem Humor geſchildert, vielleicht zu intim für den ungeduldigen Leſer. Man ſollte ſich dieſe Dodſoniana für eine zweite Lectüre aufſparen; man würde ſich dann mit den Glegs und Pullets ſicherlich lachend befreunden. Die weihevolle Scene, in welcher Tante Pullet ſich entſchließt, ihren neuen Hut zu zeigen, ſei hier als Beiſpiel mehrerer gleich komiſcher angeführt:

Mit einem schwermüthigen Blick erhob sich Frau Pullet und schloß die eine Flügelthür eines schönen großen Schrankes auf. Der Leser denkt vielleicht, da sei der neue Hut drin gewesen. Fehlgeschossen! Solch eine Vermuthung läßt sich nur aus einer sehr oberflächlichen Bekanntschaft mit den Gebräuchen der Familie Dodson erklären. In diesem schönen großen Schranke suchte Frau Pullet nur etwas ganz kleines, was sich leicht zwischen das Leinen stecken ließ — einen Thürschlüssel.

„Du mußt mit in die beste Stube kommen", sagte Frau Pullet.

„Dürfen die Kinder auch mitkommen, Schwester?" fragte Frau Tulliver, welche den beiden Mädchen ihre gespannte Erwartung ansah.

Frau Pullet überlegte einen Augenblick. „Na, 's ist doch wohl 's beste; sie rühren sonst was an, wenn wir sie hier allein lassen."

So zog man denn in Prozession über den glatten Fußboden des langen Korridors, dessen Fensterladen geschlossen waren; nur oben durch die letzte halbrunde Scheibe fiel etwas Licht herein — eine ganz feierliche Beleuchtung. Tante Pullet blieb stehen und schloß eine Thür auf, und nun wurde die Sache noch feierlicher. Man trat in ein dunkles Zimmer, wo man beim matten Schimmer des wenigen Tageslichts verschiedene Gegenstände erblickte, die wie Leichen von Möbeln in großen weißen Laken aussahen. Was keinen Ueberzug hatte, stand mit den Beinen in die Höhe. Lucie faßte Gretchen beim Kleide, und Gretchen schlug das Herz.

Tante Pullet machte den Laden ein wenig auf und öffnete dann einen Schrank, so schwermüthig und nachdenklich wie es die düstere Feierlichkeit der Scene erforderte. Aus dem Schranke kam ein so köstlicher Duft von Rosenblättern, daß es für die Umstehenden ein wahres Vergnügen war, als ein Bogen Silberpapier nach dem andern langsam herausgenommen wurde. Endlich kam der Hut. Gretchen hatte noch etwas wunderbareres, ganz übernatürliches erwartet und fühlte sich einigermaßen enttäuscht; auf Frau Tulliver aber machte der Anblick den höchsten Eindruck. Einige Augenblicke lang besah sie ihn schweigend von allen Seiten; dann sagte sie mit Nachdruck: „Nun, Schwester, sag' ich nie wieder ein Wort gegen die hohen Hüte!"

Das war ein großes Zugeständniß, und Frau Pullet fühlte das; sie mußte auch ihrerseits wieder ein Opfer bringen.

„Soll ich den Hut aufsetzen, Schwester, damit Du ihn ordentlich siehst?“ fragte sie wehmüthig; „ich will den Laden noch etwas weiter öffnen.“

„Ach ja“, erwiderte Frau Tulliver, „wenn's Dir nicht zu viel Mühe macht, Deine Haube abzunehmen.“

Frau Pullet nahm die Haube ab und zeigte eine braunseidene Untermütze, an der seitwärts die Locken saßen, welche damals verständige Frauen im reiferen Alter trugen; dann setzte sie den Hut auf und drehte sich langsam wie eine Gliederpuppe am Schaufenster herum, damit ihre Schwester ihn genau von allen Seiten sähe.

„Es kommt mir beinahe so vor“, sagte sie dabei, „als wenn die Schleife hier an der linken Seite etwas zu dick wäre; was meinst Du, Schwester?“

Frau Tulliver prüfte die Sache sehr ernsthaft, indem sie den Kopf seitwärts hielt. „'s ist doch wohl am besten, Du läßt's wie es ist; wenn Du daran änderteſt, thät's Dir vielleicht nachher leid.“

„Da hast Du Recht“, erwiderte Frau Pullet, indem sie ihren Hut abnahm und aufmerksam betrachtete.

„Und wie viel verlangt die Frau für den Hut?“ fragte Frau Tulliver, die im Stillen schon eifrig an die Möglichkeit dachte, sich aus einem alten Stück Seide, welches sie zu Hause liegen hatte, eine bescheidene Nachahmung dieses Meisterstückes machen zu lassen.

Frau Pullet verzog den Mund, schüttelte den Kopf und flüsterte: „Mein Mann hat mir den Hut geschenkt; er sagte, ich sollte den hübschesten Hut in unserer Kirche haben.“

Damit fing sie an die Bänder zurecht zu legen, ehe sie den Hut wieder in den Schrank stellte, und dabei schienen ihre Gedanken wieder eine schwermüthige Wendung zu nehmen; sie schüttelte bedenklich den Kopf und sagte:

„Ach Schwester, wer weiß ob ich den Hut je wieder aufsetze!“

„Sprich doch nicht so, Schwester“, antwortete Frau Tulliver; „Du bist ja ganz gesund, und hast gewiß einen guten Sommer.“

„Ach, wie leicht kann nicht ein Todesfall in unserer Familie

vorkommen! Als ich damals grade meinen grünseidnen Hut bekommen hatte, starb auch einer; Vetter Abbot kann sterben, und dann müssen wir doch wenigstens ein halbes Jahr Trauer tragen."

„Ja, das wäre allerdings unglücklich", erwiderte Frau Tulliver, welche auf die Möglichkeit eines ungelegenen Todesfalles lebhaft einging. „'s ist nicht das halbe Vergnügen, wenn man einen Hut das zweite Jahr trägt, noch dazu jetzt, wo die Moden so rasch wechseln; sie sind ja nie zwei Sommer hintereinander gleich."

„Ja, so ist's mal in der Welt", sagte Frau Pullet und stellte den Hut wieder in den Schrank, den sie sorgfältig verschloß. Dann blieb sie still und schüttelte fortwährend den Kopf, bis sie die feierliche Prozession wieder zurückgemacht hatten und wieder in der gewöhnlichen Stube waren. Da fing sie an zu weinen und sagte:

„Schwester, wenn Du den Hut nicht wiedersehen solltest, als bis ich todt bin, dann erinnere Dich, daß ich ihn Dir heute gezeigt habe."

Eine prächtige, groteske Figur ist Toms sommersprossiger Freund Bob mit seinem Hunde Mumps. Das Werk ist, wohl zu seinem Vortheil, nicht so sentenziös wie Adam Bede. Der Hauptgewinn aus demselben für uns ist die Lehre, daß die edelsten und geistigsten Naturen am öftesten den Keim zu einer selischen Revolution mit verhängnißvollen, moralischen Folgen in sich tragen.

George Eliot empfing für dieses Buch ein Honorar von 2000 Pfund (40,000 Mk.) ohne die Tantièmen für spätere Auflagen, und es wurde wie Adam Bede in viele Sprachen übersetzt.

VII.

Schon im Jahre 1861 erschien ein dritter, diesmal nur einbändiger Roman aus der fleißigen Feder George Eliots: „Silas Marner, der Weber von Raveloe.“ Diese ergreifende Geschichte ist unendlich einfach, aber in der Ausführung geradezu vollkommen. Der kurze Inhalt ist folgender: Silas Marner, ein armer fleißiger Weber, ist ein strenggläubiges Mitglied einer Methodistengemeinde. Ein Schurke, der sich die Maske eines treuen Freundes und begnadeten Gottesmannes vorhält, bringt ihn um Geld, Ehre und die Geliebte. Ein Gottesgericht soll über Marners Schuld oder Unschuld entscheiden. Er wählt die schwarze Kugel und wird demgemäß mit Schimpf und Schande aus der Gemeinde ausgestoßen. Verzweifelnd an Gott, an Welt und Gerechtigkeit verläßt er seine Heimath und setzt sich in einem abgelegenen Häuschen bei dem Dorfe Raveloe als Weber nieder. Durch rastlose Arbeit sucht er seine Gedanken von der Vergangenheit abzuwenden. Dieselbe rastlose Arbeit verschafft ihm aber auch weit reichere Einnahmen als er früher hatte, und als er das erste Goldstück nach Hause bringt, erwacht in ihm eine Lust an dem glänzenden Metall, welche nach und nach zur Leidenschaft wird, bis er schließlich keine höhere Freude kennt, als sein Geld zu zählen und keinen höheren Lebenszweck, als neues zu erwerben.

Auf eine wunderbare Weise wird das Leben dieses stumpfsinnigen Einsiedlers mit den Geschicken des Hauses

Caß verknüpft. Es herrscht nämlich zwischen den beiden Söhnen des wohlhabenden Gutsbesitzers dieses Namens eine langjährige Feindschaft. Beide sind aus Mangel an mütterlicher Liebe und vernünftiger väterlicher Erziehung auf Abwege gerathen, beide haben Sünden auf dem Gewissen, deren Mitwissenschaft sie zwingt, jedem von des verhaßten Bruders Wünschen nachzugeben und sich gegenseitig bei der Verheimlichung alter und der Begehung neuer Thorheiten zu unterstützen. Gottfried Caß hat heimlich ein Mädchen von niedrigstem Stande geheirathet, welches ihm nun, sammt seinem Kinde, um so mehr auf dem Halse liegt, als er nicht Geld genug hat, es ordentlich zu versorgen, und als er überdies auf den Wunsch des Vaters und aus eigenem Herzenstrieb sich um die Hand eines schönen liebenswürdigen Mädchens aus seinem Stande bewirbt. Sein sauberer Bruder Dunstan, der ihm vom Vater anvertraute Gelder für eigene Zwecke verwendet hat, will ein Pferd Gottfrieds verkaufen, um mit dem Erlös jenen Ausfall zu decken. Er reitet jedoch das Pferd todt, ehe er das Geld dafür empfangen hat und geräth nun in seiner Verzweiflung auf die Idee, dem geizigen Silas durch Drohungen Geld abzuzwingen. Zufällig findet er den Weber nicht zu Hause und stiehlt ihm den ganzen, schwer verdienten Schatz. Silas ist außer sich über den Verlust, der Dieb spurlos verschwunden.

In derselben Nacht, in welcher Squire Caß ein Ballfest giebt, damit sein Sohn Gelegenheit zu einer ernstlichen Werbung finde, hat sich auch dessen heimliche Frau mit ihrem Kinde auf den Weg gemacht, um den Mann, der

ſie in ihrem Elend ſitzen läßt, ohne etwas von ſich hören zu laſſen, ſelbſt aufzuſuchen. In der Nähe von Silas Marners Häuschen ſinkt ſie ermattet zuſammen und erfriert im Schnee, während ihr Kindchen, durch den Lichtſchein angelockt, an des Webers Heerd krabbelt. Der durch den Verluſt ſeines Geldes ſchon dem Wahnſinn nahe Mann wird durch das wunderbare Erſcheinen des Kindes, das ihm ein vom Himmel ſelbſt zum Troſt geſandter Erſatz für den geraubten Schatz deucht, zu neuer Luſt am Leben und an der Arbeit erweckt. Er klammert ſich mit rührend-komiſcher Zärtlichkeit an das kleine Mädchen, das er als ſein eigenes Kind aufzieht und eiferſüchtig hegt und pflegt. Eine kreuzbrave Bauersfrau, Dortchen Winthrop, ſteht ihm mit Rath und That in allen Dingen, welche die leibliche Wohlfahrt des Findlings betreffen, bei und bewirkt durch das anſteckende Beiſpiel ihrer eigenen naiven Religion und ihres guten Humors, daß auch Silas wieder an Gott und Menſchen zu glauben und aller Welt Freund zu werden anfängt. Gottfried Caß hat inzwiſchen Nancy Lameter geheirathet und iſt durch ihren Einfluß ein anderer Menſch geworden. Daß ſie ihm keine Kinder ſchenkt, ſieht er als eine Strafe dafür an, daß er das Kind ſeines erſten unglücklichen Weibes verleugnet hat. Er geſteht ſeiner Frau, nachdem ſie bereits fünfzehn Jahre verheirathet ſind, jene Verirrung ſeiner Jugend ein, und ſie in ihrer Herzensgüte iſt ſofort bereit, Silas Marners Pflegekind als ihr eigenes bei ſich aufzunehmen. Allein Eppie, ſo heißt dieſes, iſt nicht zu bewegen, ihren geliebten Pflegevater und die Verhältniſſe,

in welchen ſie groß geworden iſt, zu verlaſſen. Ein Zufall bringt es an den Tag, daß Dunſtan Caß damals Marners Schatz geſtohlen hat. Er iſt in der Dunkelheit dicht bei der Hütte in den Steinbruch gefallen und ſein Gerippe zuſammt dem Gelde und einem Peitſchengriffe, welcher ſeine Identität feſtſtellt, werden bei Trockenlegung einer Pfütze im Steinbruch aufgefunden. Das wiedergefundene Geld und die Zuwendungen Gottfrieds gewähren dem Weber ein ſorgenfreies Alter und Eppie eine hübſche Ausſteuer. Sie heirathet Dolly Winthrops Sohn Aaron, einen braven Bauernburſchen. So klingt die Geſchichte in ſchönſter Harmonie aus.

Die Vollendung dieſes Werkes liegt in der ſchönen Proportion und Symmetrie aller ſeiner Theile, in der ſorgfältigen Vermeidung alles Ueberflüſſigen und der in jeder Hinſicht, künſtleriſch wie ſittlich gerechten, feinſinnigen Löſung aller Conflikte. „Urwüchſig engliſches Leben — heißt es in einem Artikel der Weſtminſter Review — iſt niemals mit ſo einfacher Wahrheit und anſpruchsloſer Philoſophie geſchildert worden, wie in Silas Marner. Die Nachklänge des alten Geiſterglaubens unter der grauköpfigen Bauernſchaft, das verborgene religiöſe Leben, welches noch in den Straßen unſerer Städte vegetirt, die Ueberzeugung des armen, confuſen Helden der Geſchichte, daß die Religion ſeiner Adoptivheimat dem frommen Volke, unter dem er einſt gelebt, unbekannt geweſen ſei (ähnlich wie in alter Zeit der Glaube herrſchte, daß jedes Land von ſeinen beſonderen eingeborenen Gottheiten regiert werde), das Leid, welches falſche Vorſtellungen, für die wir nichts

können, nach sich ziehen, und besonders das große Leid einer Seele, welche von altem Glauben und alter Treue losgerissen wurde — alles dies ist mit solcher Weisheit und Zartheit hier erörtert, daß die tiefere Bedeutung des Gedankens oft durch die bescheidene Schönheit des Ausdrucks verschleiert wird."

Die ausgeführtesten und psychologisch interessantesten Figuren sind neben dem Helden selbst Gottfried Caß, der in seiner unentschlossenen Schwäche stets auf einen glücklichen Zufall wartet, der wieder gut machen soll, was eigene Thorheit übel gemacht hat, und die gute alte Dolly (Dortchen) Winthrop mit ihren halbheidnischen Vorstellungen von der Einrichtung des Weltalls und ihrem stets hülf- und trostbereiten echten Frauenherzen.

Hier ein Beispiel für ihre Vorstellungen von der ewigen Gerechtigkeit.

„Meister Marner", sagte sie eines Tages, als sie Wäsche für Eppie brachte, „ich habe mich recht gequält über Euer Unglück und die Geschichte mit dem Loosen, und es war mir ganz verdreht, und ich wußte nicht, bei welchem Ende ich anfassen sollte. Aber endlich ging mir ein helles Licht auf, als ich Nachts bei der armen Lisbeth wachte, die nun von ihren Kindern weggestorben ist, Gott helfe den armen Dingern! — Da wurd's mir so klar wie das Sonnenlicht, aber ob ich's jetzt noch so einsehe und es ordentlich über die Zunge bringen kann, das weiß ich nicht. Ich habe oft viel auf der Seele und es will doch nicht recht 'raus, und wenn Ihr von Euren Leuten in der Heimath erzählt, daß die kein Gebet auswendig wissen oder ablesen, dann müssen die grausam klug sein; wenn ich nicht das Vaterunser oder sonst ein gutes Wort wüßte, was ich aus der Kirche mitbringe, dann könnte ich 's Abends noch so viel auf die Knie fallen, ich brächte doch nichts heraus."

„Aber was Ihr sagt, Frau Winthrop, das kann ich meist recht gut verstehen", sagte Silas.

„Also, Meister Marner, was mir in den Sinn kam, war ungefähr so: aus dem Loosen und der verkehrten Antwort, da kann ich nichts draus machen; vielleicht kann's Euch der Pastor sagen, aber der gebraucht so schwere Worte. Was mir aber so klar wurde wie das Sonnenlicht, das war als ich mit der armen Lisbeth zu schaffen hatte, und es kommt mir immer in den Sinn, wenn ich für andere sorge und recht fühle, daß ich keine Macht habe, ihnen zu helfen, und wenn ich auch mitten in der Nacht aufstände, — dann kommt es mir in den Sinn, daß Die über uns viel mehr Liebe im Herzen haben als ich selbst — denn ich kann doch nicht besser sein als Die, die mich geschaffen haben, und wenn mir etwas hart scheint, dann ist's blos deshalb, weil es Dinge giebt, die ich nicht verstehe, und das kann manches sein, was ich nicht verstehe, denn ich verstehe nur wenig — recht wenig, und als ich nun daran dachte, da fielt Ihr mir ein, Meister Marner, und da kam's mit einem Male auf mich eingestürzt: sind nicht Die über uns, die uns geschaffen haben, und wissen's die nicht besser und können alles besser leiten und führen? Das ist das einzige, wovon wir gewiß sind, und alles andere ist ein schweres Räthsel, wenn ich's recht bedenke. Denn da kommt das Fieber und rafft die weg, die groß und stark sind und die Kinder bleiben hülflos zurück, und da bricht einer ein Bein, und die sich rechtschaffen halten und verständig, die müssen von denen leiden, die es nicht sind, und so giebt es viel Trübsal in der Welt und gar manches, wo wir uns gar nicht drin finden können. Und alles was wir zu thun haben, Meister Marner, das ist: wir müssen vertrauen — müssen Recht thun, so weit wir können und vertrauen. Denn wenn wir, die wir so wenig wissen, doch immer etwas Gutes und etwas Gerechtigkeit in der Welt sehen, dann können wir sicher sein, daß es noch viel mehr Gutes und viel mehr Gerechtigkeit in der Welt giebt, wo wir nichts von wissen; das fühle ich so in meinem Herzen, daß das so sein muß. Und wenn Ihr nur mehr Vertrauen gehabt hättet, Meister Marner, dann wär't Ihr nicht so weggelaufen vor Euren Mitmenschen und hättet so allein gestanden."

„Aber das wäre schwer gewesen", sagte Silas mit unterdrückter Stimme; „das wär' schwer gewesen, damals noch zu vertrauen."

„Ja, das ist wahr", sagte Dortchen, beinahe entschuldigend; „so was ist leichter gesagt als gethan, und ich schäme mich ordentlich so zu reden."

„Nein nein", sagte Silas, „Ihr habt ganz recht, Frau Winthrop, ganz recht. Es giebt gutes in der Welt, das fühl' ich jetzt auch, und das beweist einem, daß es noch mehr gutes giebt, als man sehen kann, trotz aller Trübsal und Schlechtigkeit. Die Geschichte mit dem Loosen ist dunkel, aber das Kind ist zu mir gesandt; es giebt Fügungen — wundersame Fügungen."

Der Stammtisch im Wirthshaus zum Regenbogen, der Wirth, der Gemeindediener, der Schlächter und der Hufschmied sind höchst markante Gestaltungen jener humoristischen Kraft, welche eine der schönsten Eigenschaften an George Eliots schriftstellerischem Talente ist. Natürlich muß von diesem Humor, welcher zum guten Theil im Dialekt und der Phraseologie, der Anwendung von Sprichwörtern und andern durchaus nationalen Besonderheiten liegt, bei der Uebersetzung viel verloren gehen. Im übrigen ist die hier von mir citirte, 1861 bei F. Duncker erschienene Verdeutschung von Julius Frese sehr zu loben.

Noch vor der Vollendung Adam Bede's hatte George Eliot ihre Aufmerksamkeit auf das Cinquecento gerichtet und ihre Phantasie hatte sich, an die bunt bewegte Florentiner Geschichte und besonders an die merkwürdige Gestalt Savonarolas anknüpfend, im Lauf der Jahre ein großartiges Spiegelbild jener Zeiten ausgemalt. Das Publi-

kum war nicht wenig überrascht, als aus derselben Feder, welche nur für die Beschreibung des englischen Landlebens bestimmt zu sein schien, jetzt auf einmal ein so erfindungs- und gestaltenreicher Roman aus der Vergangenheit eines fremden Volkes erschien. Romola wurde dem Publikum in monatlichen Heften vom Sommer 1862 bis 1863 dargeboten und der Erfolg bei dem feiner gebildeten Leserkreis, besonders bei solchen Lesern, denen ihre früheren Werke zu arm an romantischer Erfindung gewesen waren, ein ganz außerordentlicher. Dieser Roman legt ein glänzendes Zeugniß ab für die erstaunliche Weite und Tiefe ihrer Studien und ihre hohe künstlerische Fähigkeit, sich gänzlich in die Denk- und Handlungsweise ihr auch noch so fern liegender Menschen und Zeiten hinein zu versetzen. Romola übertrifft in dieser Beziehung das meiste, was selbst von den hervorragendsten Dichtern geleistet wurde, wie z. B. Bulwers Rienzi, ja selbst die Promessi Sposi von Manzoni, gar nicht zu reden von den für die Literatur todtgeborenen Ebers'schen Werken. Trotzdem läßt sich nicht leugnen, daß die Figuren doch nicht so von Fleisch und Bein sind, wie diejenigen in den heimischen Romanen, und daß namentlich ihre Ausdrucksweise nicht so unmittelbar aus ihrem Wesen fließt, wie dort, sondern hie und da etwas Gekünsteltes, Schriftmäßiges hat. Die häufige Einflechtung italienischer Ausdrücke in die Rede soll dazu beitragen, das Localcolorit zu verstärken — für mich hat diese Manier, die sich übrigens bei Autoren und Lesern einer großen Beliebtheit zu erfreuen scheint, immer etwas Komisches gehabt. Die größte Schwäche des Buches

iſt es vielleicht, daß die Geſtalt Savonarolas, obwohl man nicht ſagen kann, daß irgend etwas an ihr fehle, uns doch nicht eigentlich packt. Dagegen iſt die Tendenz des ganzen Werkes, nämlich die, zu zeigen, wie eine kleine Unwahrheit, ein einziges Schwanken vor einer Entſcheidung zwiſchen Annehmlichkeit und Pflicht einen ſchwachen Charakter in einen grundloſen Sumpf von immer neuen Lügen, Unredlichkeiten, ja Verbrechen hinabziehen kann, ſo wunderbar conſequent durchgeführt, wie kaum in einem andern ihrer Werke.

Der Gang der überaus reichen Handlung iſt mit Uebergehung alles Epiſodiſchen folgender: Tito Melema, ein junger Grieche von großer Schönheit, iſt ſchiffbrüchig nach Florenz gekommen, nachdem ſein Pflegevater Baldaſſarre von Seeräubern gefangen genommen und von ihm getrennt worden war. Er ſelbſt hat nur eine Anzahl ſehr werthvoller geſchnittener Steine aus dem Schiffbruch gerettet. In Florenz gelingt es ihm, vermöge ſeiner brillianten geſellſchaftlichen Talente und ſeiner Kenntniſſe in den klaſſiſchen Literaturen ſehr bald ſich in den höchſten und gebildetſten Kreiſen angenehm und nützlich zu machen. Durch den Verkauf ſeiner Gemmen macht er die erſten dieſer Bekanntſchaften, unter ihnen diejenige des erblindeten Gelehrten Bardi, welcher mit ſeiner wunderſchönen Tochter Romola in ſtolzer Zurückgezogenheit lebt. Tito weiß ſich bei ihm durch das geheuchelte Intereſſe für ſeine philologiſchen Arbeiten ſo einzuſchmeicheln, das der alte Bardi in ihm einen Erſatz für den Sohn erblickt, welchen er verſtoßen hat, weil er ſich einem religiöſen Fanatismus,

der dem klassisch heidnisch gesinnten Vater schmachvoll dünkt, in die Arme geworfen hat, — und ihn freudig als Mitarbeiter und künftigen Vollender seines Lebenswerkes begrüßt. Tito denkt sofort daran, Romola für sich zu gewinnen und durch diese Heirath festen Fuß in der florentinischen Gesellschaft zu fassen. Romola, für welche er der erste Mann, ein Ideal von Schönheit, Geist und jugendlicher Liebenswürdigkeit ist, faßt sehr bald eine ernste Neigung für ihn. Tito, der eine weiche, zärtliche Natur hat, liebt sie gleichfalls allen Ernstes, doch hat bereits die Lüge sein Gemüth mit ihrem giftigen Hauch verletzt und der Eigennutz den Blütenstaub von seinem reinen Gefühl gestreift. Dadurch, daß er den reichen Erlös aus dem Verkauf der Gemmen nicht zur Loskaufung seines Wohlthäters Baldassare verwendet, legt er den Grund zu seinem ganzen Schicksal. Je länger er die Erfüllung seiner dringendsten Pflicht hinausschiebt, je mehr er seine Undankbarkeit seinem Gewissen gegenüber beschönigt, desto mehr wächst seine feige Furcht vor den Folgen und andrerseits seine Entschlossenheit, lieber Lüge auf Lüge zu häufen, als das erste Versäumniß noch nachträglich gut zu machen. Romolas verschollener Bruder kehrt als Fra Luca aus dem Orient zurück, wo er mit Baldassare zusammengetroffen ist, welcher ihm den Auftrag gegeben hat, Tito aufzusuchen, von seinem Schicksal zu benachrichtigen und um schnelle Hilfe zu bitten. Er erkennt auch wirklich Tito nach der erhaltenen Beschreibung und überbringt seine Botschaft. Nun wäre für Tito die günstige Gelegenheit gekommen, sein strafwürdiges Versäumniß wieder gut zu machen, aber

er kann sich jetzt weniger als je dazu entschließen, da er gerade jetzt die reichsten Aussichten vor sich sieht, in Florenz eine dauernde, einflußreiche Stellung einnehmen zu können. Da ihm Fra Luca den Gefallen thut, zu sterben, ehe er das Verhältniß Romolas zu ihm erfahren und sie vor ihm warnen kann, wird Tito noch sicherer in seiner Ansicht, daß er in seinem guten Recht sei, wenn er sein Glück und seine schöne Jugend nicht opfere, um eine Pflicht gegen einen Greis, dessen Tage doch gezählt seien, zu erfüllen. Er hat überdies auch ein zärtliches Verhältniß zu einer rührend naiven Contadina, Namens Tessa, das zu Anfang ganz harmlos gemeint war, das aber schließlich zu einer mit zwei hübschen Kindern gesegneten Ehe führt, deren Einsegnung ein Betrug war, welchen er auch aus Gutmüthigkeit dem armen Dinge, daß ihn so hündisch-ergeben liebt, niemals eingesteht. Ich erwähnte schon früher, daß neben der Liebe Hettys zu Arthur in Adam Bede, dieses Idyll zu den glücklichsten Hervorbringungen George Eliots gehöre und gebe deshalb hier eine Probe davon:

So geschah es, daß sie eine große Platane nicht weit außerhalb des Thores fanden, und sie setzten sich unter dieselbe, und das ganze Festmahl wurde in Tessa's Schoos gelegt, während sie sich mit ihrem Rücken an den Baum lehnte und er sich ihr gegenüber hinstreckte, die Ellbogen auf den rauhen grünen, vom Schatten gepflegten Rasen gestützt, während das Sonnenlicht sich durch die Zweige stahl und sie wie ein geflügeltes Wesen umspielte. Tessa's Gesicht drückte nun ihre ganze Zufriedenheit aus, und die Aprikosen und Confituren schienen ihr außerordentlich zu munden.

„Du kleines, reizendes Vögelchen!“ rief Tito, sie betrachtend,

während sie die Ueberbleibsel des Mahls ansah und augenscheinlich überlegte, wie sie dieselben bergen könne, da er erklärt hatte, nichts mehr zu sich nehmen zu wollen. „Wenn man bedenkt, daß es Jemanden giebt, der Dich ausschilt! Was für Sünden beichtest Du denn, Tessa?"

„O, eine große Menge! Ich bin oft ungezogen. Ich mag nicht arbeiten, und kann es nicht ändern, wenn ich gern faullenze, obgleich ich weiß, daß ich Schelte und Schläge dafür bekomme; und ich gebe den Maulthieren das beste Futter, wenn mich Niemand sieht, und wenn die Mutter böse darüber ist, so sage ich, daß ich es nicht gethan habe, und darum habe ich solche Angst vor dem Teufel. Ich glaube, der Zauberer war der Teufel. Ich bin aber nicht so ängstlich, wenn ich zur Beichte gewesen bin. Und seht nur, da habe ich ein Breve, das ein frommer Vater, der diese Ostern in Prato predigte, weihte und uns Allen gab" — dabei zog Tessa ein kleines, sorgfältig zusammengebundenes Säckchen aus dem Busen. — „Ich denke denn auch, die heilige Gottesmutter wird sich meiner annehmen; sie sieht gerade so aus, als würde sie es thun, und vielleicht ließe sie mich auch keine Schläge bekommen, wenn ich nicht faul wäre."

„Wenn sie so grausam gegen Dich sind, Tessa, würdest Du sie denn da nicht gern verlassen und zu einer schönen Dame gehen, die gut gegen Dich wäre, wenn Du sie bedientest?"

Tessa schien ein paar Augenblicke ihren Athem an sich zu halten, dann sagte sie wie zweifelnd: „ich weiß nicht."

„Würdest Du denn gern meine Dienerin sein und bei mir bleiben?" fragte Tito lächelnd; er meinte aber mit diesen Worten nichts, sondern wollte nur sehen, welchen lieblichen Blick sie ihm zuwerfen und was sie antworten würde.

Eine freudige Röthe überflog ihr Gesicht: „Wollt Ihr mich gleich mit Euch nehmen? dann würde ich gar nicht nach Hause gehen und keine Schläge bekommen" — hier hielt sie inne und fuhr dann, etwas unsicherer werdend, fort: „aber ich muß erst meine schwarzköpfige Ziege holen."

„Ja, Tessa," sagte Tito, sich erhebend, „Du mußt zu Deiner Ziege zurückkehren, und ich muß dorthin gehen."

„Beim Jupiter," fuhr er fort, als er aus dem Schatten des Baumes hervortrat, „das ist keine angenehme Tageszeit, um von hier nach der Via de' Bardi zu gehen; ich hätte viel mehr Lust, mich niederzulegen und hier im Schatten zu schlafen."

So kam es auch. Tito hatte eine unüberwindliche Abneigung gegen alles Unangenehme, selbst wenn ein sehr ersehnter oder geliebter Gegenstand dadurch zu erreichen war. Er war früh aufgestanden, hatte gewartet, verschiedenen Scenen beigewohnt und Spaziergänge in der Sonnenhitze gemacht; er war aufgelegt, Siesta zu halten, und zwar um so mehr, als die kleine Tessa da war, die diese Siesta noch sanfter zu machen schien. Er streckte sich nieder, die Mütze unter den Kopf legend, auf dem grünen Rasen in das Gras neben Tessa. Das war nicht ganz bequem, er rückte also wieder weiter und bat Tessa, seinen Kopf in ihren Schoß legen zu dürfen, und in dieser Stellung entschlummerte er schnell. Tessa saß ruhig da wie eine Taube in ihrem Nest, und getraute sich nur, als er fest eingeschlafen war, die wunderbar schönen Locken, die hinter seinem Ohr sich herabringelten, zu berühren. Sie war zu glücklich, um schlafen zu können, zu glücklich, zu denken, daß Tito erwachen, daß er sie dann verlassen würde, und daß sie dann nach Hause gehen müßte. Es braucht wenig Wasser, um für einen kleinen Fisch einen vollständigen Teich zu bilden, wo er seine Welt und sein Paradies vereinigt findet und keine Ahnung vom trockenen Ufer hat. Der spielende sommerliche Schatten, die Ruhe und der leise Athem eines theuren Lebens in der Nähe — das wäre für uns Alle ein Paradies, wenn seine Pforten nicht vom grübelnden Gedanken, dem starken Engel mit der finsteren Stirn, schon längst verschlossen wären.

Es währte lange, bis er erwachte, bis seine großen dunklen Augen sich erschlossen, erst wie staunend, dann mit einem Lächeln, das aber bald von einem beunruhigenden Gedanken vertilgt ward. Tito's fester Schlaf war in einen Halbschlummer übergegangen, in welchem er sich in die Via de' Bardi versetzt glaubte, sein Ausbleiben zur bestimmten Stunde entschuldigend. Die deutlichen Bilder dieses Halbschlafs machten, daß er aufschnellte und in sitzender Stellung seine Arme reckte und die Mütze schüttelte, indem er ausrief:

„Kleine Teſſa, Du haſt mich zu lange ſchlafen laſſen. Mein Hunger und der Schatten, beide ſagen mir, daß die Sonne ſchon einen großen Weg gemacht hat, ſeit ich eingeſchlafen bin. Ich darf keine Zeit mehr verlieren. Addio!“ Mit dieſen Worten ſchloß er, ihre Wangen mit der einen Hand ſtreichelnd und mit der andern ſeine Mütze ordnend.

Sie antwortete nichts, aber in ihrem Geſichte machten ſich Anzeichen bemerkbar, welche ihn veranlaßten, ſo ernſt und tadelnd, wie es ihm möglich war, zu ſprechen.

„Teſſa, Du mußt nicht weinen, ſonſt werde ich böſe. Ich habe Dich nicht lieb, wenn Du weinſt. Du mußt jetzt nach Hauſe zu Deiner Ziege mit dem ſchwarzen Kopf, oder wenn Du willſt, kannſt Du zurückgehen bis ans Thor und dort das Pferderennen mit anſehen. Ich kann nicht länger bei Dir bleiben, und wenn Du weinſt, ſo wirſt Du mir läſtig.“

Die aufſteigenden Thränen wurden bei dieſem Wechſel in Tito's Stimme vom Schreck gebannt. Teſſa erblaßte und ſaß mit von zurückgehaltenen Zähren weitgeöffneten Augen zitternd und ſchweigend da.

„Sieh,“ fuhr Tito begütigend fort, indem er die Taſche, die an ſeinem Gürtel hing, öffnete, „hier iſt ein hübſches Amulet, das ich ſchon lange habe, ſchon als ich in Sicilien, weit weg von hier, war.“

Seine Taſche enthielt zwiſchen Kleingeld eine Menge kleiner Gegenſtände, und er hatte die Schwierigkeit, die man gewöhnlich hat, gerade das zu finden, was man ſucht. Er hakte die Taſche alſo los und ſtreute den Inhalt derſelben in Teſſa's Schoos aus; es war auch ſein Onyxring darunter.

„Ah, mein Ring!“ rief er, ihn auf den Zeigefinger der rechten Hand gleiten laſſend, „ich vergaß ganz, ihn heut' Morgen anzuſtecken. Merkwürdig, ich habe ihn auch gar nicht vermißt. Sieh, Teſſa,“ fuhr er fort, als er die kleineren Gegenſtände auskramte, und denjenigen, den er geſucht hatte, herausnahm, „ſieh dieſes hübſche ſpitze Stück rother Koralle — wie das Horn Deiner Ziege, nicht wahr? und hier iſt ein Loch darin, ſo kannſt Du es an der Schnur um Deinen Hals zuſammen mit dem Breve tragen, und dann können

die böſen Geiſter Dir nichts anhaben. Wenn Du ſie jemals im Halbdunkel um die Ecke kommen ſiehſt, ſo brauchſt Du ihnen nur dieſes kleine Korallenhörnchen entgegenzuhalten, und ſie werden ſich aus dem Staube machen. Es iſt eine „buon' fortuna", und wird Dich vor Leid beſchützen, wenn ich nicht bei Dir bin. Komm, nimm die Schnur ab!"

Teſſa gehorchte mit der beruhigenden Idee, daß das Leben ihr jetzt ganz neu erblühen und Tito ſehr oft bei ihr ſein würde. Wer ſich ſeiner Kindheit erinnert, wird ſich auch der ſeltſamen unbeſtimmten Empfindung erinnern, die ihn, wenn er etwas Neues erlebte, beſchlich, nämlich der Empfindung, daß nun Alles verändert werden und die alte Eintönigkeit nicht wiederkehren werde. So wurde das Stück Koralle neben den kleinen Beutel mit dem bekritzelten Pergament gehängt, und Teſſa fühlte ſich muthiger.

„Und jetzt wirſt Du mir einen Kuß geben," ſagte Tito, die Zeit weiſe benutzend, indem er ſprach, während er zugleich den Inhalt der Taſche einpackte und ſie wieder an den Gürtel hängte, „und vergnügt ausſehen, wie es einem braven Mädchen zukommt, und dann —"

Aber Teſſa hatte ſchon gehorſamlichſt ihre Lippen geſpitzt und küßte ihn auf die Wange, während er den Kopf bückte.

„O Du reizendes Täubchen!" rief Tito lachend, indem er ihre runden Wangen mit den Händen drückte und ihr ganzes Geſicht ſo zuſammenpreßte, daß er ihr einen unparteiiſchen allgemeinen Kuß gab.

Dann ſprang er auf und entfernte ſich, ſich nicht eher umwendend, als bis er etwa zehn Ellen weit gegangen war, da erſt ſah er ſich nach ihr um, ihr ein Lebewohl zuwinkend. Teſſa ſchaute ſich auch nach ihm um, aber er bemerkte, daß ſie kein Zeichen des Kummers von ſich gab. Tito war ſchon zufrieden, wenn ſie in ſeiner Gegenwart nicht weinte, denn die Milde ſeines Charakters verlangte, daß jeder Gram vor ihm verborgen bleiben ſolle.

Der alte Bardi ſtirbt, indem er Tito nächſt der Sorge für Romola zumeiſt die Vollendung ſeiner philologiſchen Arbeit und die Erhaltung ſeiner Bibliothek und ſeiner

Sammlungen ans Herz legt. Nach Verlauf der Trauerzeit findet die Hochzeit statt. Aber Romolas Liebesglück ist nicht von langer Dauer. Sie merkt bald, daß Tito ihr etwas verberge. Er hat nämlich trotz seines gegebenen Wortes die Bibliothek verkauft. Seit dieser Entdeckung ist Romolas Vertrauen dahin. Auch in seinem öffentlichen Auftreten geräth Tito immer mehr in Falschheit und Lüge hinein, da er es mit keiner Partei verderben will, allen dreien, der der Mediceer, der Volkspartei und der französischen gleichmäßig dient und sich nicht scheut, eine an die andere zu verrathen. Er bringt es in der Verstellungskunst so weit, daß er schließlich daran seine Freude findet. Jetzt aber beginnt sich das Netz über seinem Haupte zuzuziehen. Bei Gelegenheit des Einzugs Karls VIII., welcher von Savonarola und seiner Partei als Befreier Italiens und Retter der Kirche hingestellt wird, werden auch Kriegsgefangene aufgeführt, aber von dem durch den Uebermuth der Franzosen gereizten Pöbel befreit. Einer von diesen Gefangenen ist Baldassarre, welcher aus tunesischer Gefangenschaft geflohen und dann nach mancherlei Abenteuern in die der Franzosen gerathen ist. Er flieht auf die Plattform des Domes, wo Tito Melema mit einer Gruppe Signori steht, und ergreift hinsinkend diesen am Arme.

Tito's Empfindungen nach dieser fürchterlichen Begegnung sind ganz vortrefflich klargelegt.

Es war ihm, als ob eine Schlange seine Glieder umringe. Baldassarre am Leben und in Florenz, das war eine lebende Rache, welche ebensowenig rasten möchte, als eine Schlange ruht, bis sie

nicht ihre Beute zermalmt hat. Es lag nicht im Charakter jenes Mannes, einen Schimpf ungeahndet hingehen zu lassen; seine Liebe und sein Haß besaßen jene leidenschaftliche Gluth, welche das ganze andere Wesen des Menschen unterjocht, und bewirkt, daß er sich seiner Leidenschaft opfert, als ob diese eine Gottheit sei, die man mit der Zerstörung seiner selbst verehren müsse. Baldassarre hatte ihn losgelassen und war verschwunden. Tito wußte nur zu wohl, was das zu bedeuten hatte, nämlich daß die Rache wohlüberdacht werden würde, um sicher zu sein. Hätte er nicht die entscheidenden Worte: „es ist ein Verrückter!" gesagt, hätte er die Geistesgegenwart und den Muth gehabt, der nöthig war, um Baldassarre anzuerkennen, wäre da die Gefahr nicht viel geringer gewesen? Er hätte ja erklären können, daß er zuverlässige Mittheilungen von Baldassarre's Tod zu besitzen geglaubt hätte, und die Einzigen, welche sichere Kunde hatten, ihm zu widersprechen, waren Fra Luca, der todt war, und die Bemannung der zweiten Galeere, die diesem die Nachricht von der Begegnung mit den Piraten überbracht hatte. Die Möglichkeit war gar zu gering, daß Baldassarre je wieder mit einem von jener Schiffsbesatzung zusammengetroffen war, und Tito sah voll Bitterkeit ein, daß eine zeitige, wohl ausgesonnene Lüge ihn von allen verhängnißvollen Folgen gerettet haben würde. Aber um diese Lüge zu sagen, hätte es in dem Augenblicke jener krampfhaften Erschütterung der vollkommensten Selbstbeherrschung bedurft; er schien ohne Vorüberlegung gesprochen zu haben, und die Worte waren hervorgekommen, wie eine plötzliche im Dunkel gezeugte und genährte Geburt.

Tito erfuhr jenes unerbittliche Gesetz menschlicher Geister, daß wir uns zu plötzlichen Thaten durch die wiederholte Wahl zwischen Gut und Bös, welche nach und nach den Charakter bildet, vorbereiten.

Es gab nur noch einen Rettungsweg für ihn, nämlich den, daß Baldassarre's Rache mißlang. Und — Tito faßte einen Gedanken, der wirklich grausamer war, als er je einen hatte in sich aufsteigen lassen — konnten seine eigenen zufälligen Worte nicht einige Wahrheit enthalten? wenigstens so viele Wahrheit, ihn in

seinem Ableugnen jeder Auseinandersetzung, die Baldassarre etwa über ihn geben konnte, zu vertheidigen? Der alte Mann mit seinem leidenschafterfüllten Herzen und Hirn sah seltsam und wild aus, sein Leiden mochte aller Wahrscheinlichkeit nach Irrsinn erzeugt haben. Wenn dem so war, konnte die Rache, die darauf ausging, Tito Schmach zu bereiten, vereitelt werden.

Es gab aber noch eine andere Rache, welche nicht durch sinnreiche Lügen unwirksam gemacht werden konnte. Baldassarre gehörte einem Stamme an, dem ein Dolchstoß ein eben so naturgemäßer Antrieb scheint, als das Hervorstrecken einer Tigerkralle. Tito bebte mit schaudernder Furcht vor Beschimpfung zurück, aber er besaß auch jene physische Furcht, welche von einem weichen, vergnügungsliebenden Charakter unzertrennlich ist, und welche den Mann verhindert, Wunden und Tod, als einer willkommenen Erlösung von Schmach, zu trotzen. Seine Gedanken richteten sich sogleich auf eine geheime Rüstung, die ihn vor einer Rache schützen sollte, die keine Schlauheit abzuwenden im Stande war.

Er staunte über die Macht der heftigen Furcht, die sich seiner bemeistert hatte. Es schien ihm, als wäre er von einer verderblichen Krankheit befallen, die plötzlich den fröhlichen, jugendlichen Lebensmuth in Gram verwandelt hätte.

Noch ein Ausweg blieb ihm offen. Er konnte umkehren, Baldassarre aufsuchen, ihm Alles gestehen — ihm und Romola und der ganzen Welt. Das fiel ihm aber gar nicht bei. Die Reue, welche dem Uebel jedes Ankertau kappt, bedingt etwas mehr als selbstische Furcht. Er fühlte nicht, daß Kraft und Sicherheit nur in der Wahrheit liegen; die einzige Kraft, auf die er baute, lag in seiner Schlauheit und Verstellungskunst. Jetzt, da die erste Erschütterung, welche die verrätherischen Anzeichen der Furcht in ihm erweckt hatte, vorüber war, glaubte er vermittelst kaltblütigen Betrugs und einer schützenden Rüstung auf alle Ereignisse vorbereitet zu sein.

Es war eine bezeichnende Thatsache in Tito's Plänen bei dieser Krisis, daß ihm keine ausdrücklichen Mittel, sich von Baldassarre zu befreien, in den Sinn kamen. Alle anderen Möglichkeiten, sogar

seine Flucht aus Florenz schwebten ihm vor, aber er dachte an keinen Entwurf, seinen Feind los zu werden. Seine Angst erzeugte keine thätliche Bosheit, und er wäre noch immer froh gewesen, keinem Menschen einen Kummer zu verursachen. Er hatte es sich einfach zur Aufgabe gestellt, sich das Leben angenehm zu machen, sein irdisches Loos, wenn möglich, so zu tragen, daß es ihn nirgends drücke, und diese Aufgabe hatte ihn zu verschiedenen Malen in unerwartete Lagen gebracht. Die Frage war jetzt, nicht ob er den allgemeinen Druck des Schicksals mit seinen leidenden Nebenmenschen theilen solle, sondern ob alle Hülfsquellen der Lüge verhindern könnten, daß er von den Folgen seiner gewöhnlichen Lebensaufgabe zermalmt würde.

Baldassare, der in den schrecklichen Jahren des Leidens an seiner geistigen Fähigkeit traurige Einbuße gelitten hat, kommt durch jene fürchterliche Enttäuschung fast wirklich um seinen Verstand. Ein glühender Durst nach Rache ist fortan sein einziges Empfinden. Alle seine Versuche jedoch, den undankbaren Sohn öffentlich als Schurken hinzustellen oder ihn zu ermorden, scheitern an Tito's erfindungsreicher Schlauheit und Vorsicht. Feige aber, wie letzterer von Natur ist, verräth sich seine beständige Angst auch in seinem Wesen Romola gegenüber und läßt jene nur immer klarer erkennen, wie grausam ihre Liebe betrogen sei. Ihre edle, durch und durch wahre Natur empört sich so gegen ihn, daß sie das Zusammenleben mit ihm nicht länger zu ertragen vermag. Sie begiebt sich heimlich auf die Flucht und trifft unterwegs auf Savonarola, genannt Fra Girolamo, welcher ihr einen höheren Begriff von ihrer Frauenpflicht beibringt, und sie dadurch veranlaßt, in das Haus ihres Gatten zurückzukehren. Romola, die bisher ganz die helleniſch-

pantheistischen Ansichten, in denen sie groß geworden, bewahrt hatte, und welcher alle Möncherei als eine widerwärtige Komödie erschien, wird von dem glühenden Glaubenseifer Savonarola's so beeinflußt, daß sie sich immer wieder an seinen Rath und geistlichen Zuspruch wendet. Um die durch den Verlust ihrer Liebe im Herzen entstandene Leere auszufüllen, wirft sie sich mit Eifer auf die Kranken- und Armenpflege, wozu ihr bei der bald ausbrechenden Pest reichlich Gelegenheit wird. Sie kommt nach und nach hinter alle Schurkenstreiche Tito's. Ein Zufall führt sie auch in die Häuslichkeit Tessa's.

So kommt sie durch Tessas Geschwätz hinter die Wahrheit. Am selben Tage noch trifft sie ein anderer Schlag, sie erhält nämlich die Gewißheit, daß ihr Pathe Bernardo del Nero, eines der eifrigsten Mitglieder der Mediceer Partei, durch Titos Verrath der Volkspartei ausgeliefert und seine Hinrichtung kaum vermeidlich sei. Sie fleht Savonarola an, seinen Einfluß zur Begnadigung der drei ehrwürdigen Häupter der Mediceer zu verwenden, muß aber die bittere Erfahrung machen, daß für diesen persönliche Rücksichten nicht existiren, wo die Sache Strenge verlangt. Also an allem irre geworden, flieht sie, nachdem sie Bernardo's Hinrichtung mit angesehen, nochmals und läßt sich auf einem Boot ins offene Meer hinaus treiben. Allein ihre Hoffnung, auf diese Weise ohne ihr Zuthun den ersehnten Tod zu finden, geht nicht in Erfüllung. Sie wird vielmehr wieder ans Land getrieben und zwar in der Nähe eines Dorfes, welches durch die Pest fast gänzlich entvölkert worden ist. Sie bringt den

wenigen noch lebenden Einwohnern Hülfe und wird von ihnen als Madonna verehrt. Inzwischen erreicht in Florenz den Verräther Tito endlich sein Schicksal. Die Mediceer-Partei kommt wieder ans Ruder. Savonarola wird verbrannt und Tito, auf der Flucht vor seinen früheren Freunden, fällt Baldassarre in die Hände, welcher nun endlich seine Rache kühlt.

Nachdem die Ruhe in Florenz hergestellt ist, kehrt auch Romola wieder dorthin zurück, nimmt Tessa zu sich und verbringt den Rest ihrer Tage in der Erziehung der beiden Kinder Titos.

Das ist das stoffliche Gerippe, an welches sich eine üppige Fülle abwechslungsreicher Bilder als blühendes Fleisch ansetzt. Einen breiten Raum nimmt die Geschichte Savonarolas ein, dessen Persönlichkeit für George Eliot eine große Anziehungskraft haben mußte, denn wir haben ja schon aus den bisher besprochenen Werken gelernt, welch innige Theilnahme sie jedem feuereifrigen Bestreben schenkt, welches sich die Klärung und Vertiefung religiösen Denkens und Fühlens zur Aufgabe gemacht hat. In Romola wollte sie zeigen, wie die Uebernahme schwerer Pflichten einem Leben, welches um das persönliche Glück betrogen wurde, höheren Werth und Inhalt giebt. Dennoch packt uns diese Gestalt, der es an rechter Leidenschaft gebricht, lange nicht so, als Tito Melema mit seiner gewinnenden Schönheit und Liebenswürdigkeit, seiner ästhetischen Feinfühligkeit, einschmeichelnden Herzlichkeit und Energie des Geistes bei aller moralischen Feigheit und eitler Selbstliebe. Neben diesen Hauptpersonen, zu denen

wir wohl auch Tessa rechnen dürfen, wimmelt das Buch von interessant gezeichneten Portrait- und Studienköpfen. Karl VIII., Nicolo Machiavelli, die verschiedenen Parteihäupter, die Gelehrten- und Künstler-Physiognomien sind alle lebenswahr und gut auseinander gehalten. In den Figuren aus den unteren Volksschichten, dem gebildeten Barbier, dem Tröbler Bratti, der Monna Lisa und vielen anderen sprudelt fast derselbe Humor, als in ihren englischen Bäuern — mutatis mutandis natürlich. Und in der Beschreibung des bunten lärmenden Straßentreibens, sowie der prächtigen Festlichkeiten bewährt sie ein Talent ersten Ranges. Ich will zum Schluß noch ein kleines Beispiel dafür geben, wie George Eliot die Eigenthümlichkeiten des geistigen Lebens jener Periode studirt hat; sie schreibt:

Es war eine der menschlichen Schwächen damaliger Zeit (so unglaublich es auch erscheinen mag), Streitigkeiten aufzuzählen und gelehrte Gäste durch die Mittheilung ganzer, langer Correspondenzen zu beglücken, und heute war es weder das erste noch das zweite Mal, daß Scala die offene Meinung seiner Freunde über das Recht oder Unrecht in einer Anzahl von zehn lateinischen, zwischen ihm und Polizian gewechselten Briefen, die das Resultat mehrer im scherzhaftesten Tone von der Welt geschriebener Epigramme waren, hören wollte. Es war die Geschichte eines mustergiltigen und allerliebsten Haders, an dem wir jetzt theilnehmen, da er uns gerade den Stachel des Hasses zeigt, welcher, nach Nello's Meinung, nöthig ist, die trägen Schritte des behutsamen Rosses: Freundschaft zu beschleunigen.

Polizian, welcher als Bewerber um das Herz und die Hand der Tochter Scala's abgewiesen worden war, behielt einen sehr bittern und gelehrten Groll gegen den zu glücklichen und anmaßenden

Secretarius, der den größten Gelehrten des Jahrhunderts als Schwiegersohn verschmäht hatte. Scala war ein verdienstlicher öffentlicher Beamter, und noch obendrein ein vom Glück begünstigter Mann, was natürlicherweise einen beleidigten Gelehrten höchlich erbittern mußte! Er hatte eine Wuth, Schriftstellerei zu treiben, und war ein schlechter Autor, einer von jenen braven Leuten, welche, in gichtische Pantoffeln dasitzend, poetische Kleinigkeiten schrieben, rein zu ihrem eigenen Vergnügen, ohne Aussicht auf ein Publikum, und sie daher in Briefen, die im fünfzehnten Jahrhundert die Stelle unserer literarischen Zeitschriften vertraten, ihren Freunden zusandten. Scala besaß eine Menge von Freunden, welche bereit waren, seine Schriften zu loben, Freunde, wie Ficino und Landino, liebenswürdige Leute, die mit ihm den Mediceischen Park abweideten, welche seine lateinische Prosa elegant und kräftig fanden; und der furchtbare Joseph Scaliger, welcher erklärte, daß Scala keinen Begriff von Latinität hätte, lebte in wohlthuender Ferne erst im nächsten Jahrhundert. Wann gab sich aber wohl die der überflüssigen Schriftstellerei angeborene, unselige Gefallsucht jemals mit dem bereitwilligen Lobe der Freunde zufrieden? Jener kritische, übermüthige Polizian, welcher gleichfalls den Mediceischen Park abweidete, ohne aber dabei liebenswürdig zu sein, mußte darauf aufmerksam gemacht werden, daß der ehrenfeste Secretarius in seinen Mußestunden eine angenehme Fruchtbarkeit im Dichten besaß, die ziemlich klar andeutete, was er in dieser Richtung thun könnte, wenn er nicht ein Geschäftsmann wäre.

Unaussprechlicher Augenblick, wenn der Mann, den Ihr im Geheimen haßt, Euch ein lateinisches Epigramm falscher Gattung — elfsylbige Verse, mit einer verdächtigen Elision und von wenigstens einer Sylbe zu viel schickt, Versuche zu poetischen Figuren, die offenbare Soloecismen sind. Dieser Augenblick war für Polizian gekommen; der Secretarius hatte seinen weichen Kopf aus der officiellen Muschel herausgesteckt und der furchtbare, lauernde Krebs fiel darüber her. Polizian hatte sich der Freimüthigkeit eines Freundes bedient, und in der Form eines lateinischen Epigramms scherzend den Fehler Scala's gerügt, das Wort: culex (ein an den Ufern des Arno nur zu wohlbekanntes Insekt), im weiblichen Geschlecht

zu gebrauchen. Scala antwortete mit einem ſchlechten Witze in lateiniſchen Verſen, auf Polizian's erfolgloſe Brautwerbung anſpielend. Immer beſſer! Polizian fand die Verſe allerliebſt und außerordentlich witzig, um ſo mehr Schade, daß ſie ſchrecklich incorrect waren, und inſofern, als Scala angeführt hatte, daß er ſie einem gewiſſen griechiſchen Epigramm nachgebildet hätte, ſo erlaube ſich Polizian, da er mit ihm ſo befreundet ſei, ein ſelbſtverfaßtes griechiſches Epigramm über daſſelbe intereſſante Inſekt beizufügen — natürlich, wie man ſich denken kann, nicht um Scala zu demüthigen, ſondern nur, um ihn zu belehren. Beſagtes Epigramm enthielt einen munteren Einfall über Venus, Cupido und den culex in einer damals ſehr beliebten Manier, das aber auf dem zoologiſchen Irrthum beruhte, daß die Mücke wie Venus aus dem Waſſer entſtehe. Scala antwortete, daß er ſich erlaube zu bemerken, wie ſeine Verſe nicht auf einen mit ſo zarten Geruchsorganen begabten Gelehrten, wie Polizian, berechnet ſeien, der von allen jetzt lebenden Menſchen der Vollkommenheit der Alten ſich am meiſten nähere und einen ſo wähleriſchen Geſchmack beſitze, daß ſelbſt der Stör ihm fade vorkommen müſſe; er vertheidige nichts deſto weniger ſeine Verſe, obgleich ſie freilich nur in Eile, ohne nochmalige Durchſicht, niedergeſchrieben wären, und nur als angenehme Zerſtreuung während der Sommerhitze, für ihn ſelbſt und einige Freunde dienen ſollten, die ſich mit dem Mittelmäßigen begnügten, da er (Scala), unähnlich anderen Leuten, nicht durch Buchhändler um die Oeffentlichkeit buhle. Im Uebrigen verſtehe er eben nur ſo viel Griechiſch, um den Sinn des ihm freundlichſt zugeſandten Epigramms zu faſſen, geſchweige denn an deſſen Eleganz Geſchmack zu finden; aber — das Epigramm ſei von Polizian, was brauche man da noch mehr zu ſagen? Doch — und dieſes war als Poſtſcriptum beigefügt — fürchte er, daß der Vergleich der Schnake mit der Venus, den ſein unvergleichlicher Freund gemacht habe, wegen des Urſprungs aus dem Waſſer in mancher Hinſicht ein ſehr kitzliger ſei. Venus könne beleidigt ſein, und jener kalte und feuchte Urſprung möchte bei einem ſo ſehr die Wärme liebenden Geſchöpf zweifelhaft ſein; ein Fiſch wäre vielleicht ein paſſenderer Vergleich, oder, wenn es ſich um das Fliegen handle,

so hätte er ja einen Adler nehmen können, oder wenn man die Dunkelheit in Betracht ziehen wolle, so wäre eine Fledermaus oder eine Eule ein minder dunkles und angemesseneres Bild gewesen u. s. w., u. s. w. Das war nun für Polizian eine günstige Gelegenheit! Er schrieb: er habe beim Anblick von Scala's Versen nicht gewußt, daß es sich um Stör handle, sondern eher um Frösche und Gründlinge; er machte wenig Umstände mit Scala's Selbstvertheidigung seines Lateinischen, und richtete ihn fürchterlich zu, wegen der albernen Kritik über das griechische Epigramm, das ihm als Modell freundlichst zugeschickt worden war. Welche jämmerliche Sophistereien! denn was den feuchten Ursprung der Schnake betrifft, so existirte die Autorität Virgil's, der ihn „alumnus der Wasser" nannte, und was sein theurer, etwas schwerfälliger Freund von dem Fisch, dem Adler und Uebrigen sage, so gehöre das gar nicht zur Sache, denn weil der Adler höher fliegen könne, so folge daraus noch nicht, daß die Schnake nicht fliegen könne u. s. w. Er schäme sich indessen, bei solchen Trivialitäten zu verweilen, und so aus einer Schnake einen Elephanten zu machen, wolle aber, was ihn betreffe, nur noch hinzufügen, daß er nichts Trügerisches und Doppelzüngiges an sich habe, auch lasse er sich, wenn anwesend, nicht von den falschen Schmeicheleien Derjenigen bethören, die ihn hinter seinem Rücken verleumdeten, indem er darin ganz einer Meinung mit Homer sei — was ihm Gelegenheit zu einem griechischen Citat gab, das als Pulver zur Kugel, die er abschoß, diente.

Romola ist in fünf verschiedenen Ausgaben erschienen. Die deutsche Uebersetzung, nach der ich citirte, ist von A. v. Metzsch (1864).

VIII.

Drei Jahre nach Romola erschien, gleichfalls in monatlichen Heften, „Felix Holt, der Radikale", mit

welchem Roman George Eliot wieder englischen Boden betrat. Diesmal ist es aber nicht ausschließlich die bäuerliche Sphäre, in der sie sich bewegt, sondern die höheren Kreise spielen eine eben so wichtige Rolle darin. Auch hier wieder ist der große Zweck der ganzen Dichtung der, zu zeigen, wie das Thun der Menschen ihr Schicksal bestimmt und wie es deshalb nöthig sei, mit leidenschaftlicher Gluth und consequenter Wahrhaftigkeit sich die Erfüllung einer edlen, selbstauferlegten Pflicht zur Lebensaufgabe zu machen. Diesmal ist der Held nicht ein religiöser, sondern ein sozialer Kämpfer, ein radikaler Arbeiter, welcher, gleichgültig gegen den praktischen Erfolg seines Kämpfens, für das Wohl seiner Klasse unbeirrt weiter kämpft, um nur das von ihm recht als Erkannte in die That umzusetzen. Der Stamm, aus welchem in üppiger Verzweigung die Erlebnisse der zahlreichen Personen herauswachsen, ist in Felix Holt zum ersten Mal ein im gewöhnlichen Sinne romanhafter, nämlich die allmähliche Lösung eines verwickelten Familiengeheimnisses. Wir müssen freilich aus diesem ihrem einzigen derartigen Versuch erkennen, daß die Erfindung solcher Verwickelungen nicht George Eliots starke Seite war, denn sie hat es nicht verstanden, die Vorbedingungen zum Verständniß der verzwickten rechtlichen Verhältnisse klar zu exponiren und die verschiedenen Momente der Entdeckung überall ganz ungezwungen herbeizuführen; sie läßt vielmehr den Zufall gar zu bereitwillig helfend einspringen.

Ich kann es mir nicht versagen, bevor ich auf den Inhalt des Buches eingehe, einen Theil der Einleitung

hierherzusetzen, in welchem die Verfasserin ein überaus gelungenes Bild des Schauplatzes und der Zeit ihrer Handlung mit glücklichen leichten Strichen entworfen hat. Schade nur, daß der Abschnitt zu lang ist, als daß ich ihn ganz anführen könnte.

Vor fünfunddreißig Jahren war noch die Blüthezeit der Postkutschen. Die großen Wirthshäuser an der Heerstraße, in denen noch die blank geputzten zinnernen Krüge glänzten, waren von den lächelnden Blicken hübscher Schenkmädchen und von den Späßen lustiger Stallknechte belebt; die Post kündigte sich noch durch die muntern Töne des Posthorns an; die Mäher am Wege vermochten noch nach dem unfehlbaren, wenn auch plötzlichen Erscheinen des erbsengrünen Tally-ho oder des gelben Independent die Tageszeit genau zu bestimmen, und alte Herren, die ihr eigenes Wägelchen selbst kutschirten und ängstlich dem dahinbrausenden Eilwagen auswichen, dachten bei sich, wie wunderbar sich doch die Zeiten seit ihrer Jugend geändert, wo sie noch auf dieser Landstraße die Packpferde zu sehen und das Geläute ihrer Schellen zu hören pflegten.

In jenen Tagen gab es noch von benachbarten Gutsherren völlig abhängige Burgflecken, ein im Parlament nicht vertretenes Birmingham, das daher für eine starke Vertretung seiner Interessen außerhalb des Parlaments Sorge zu tragen genöthigt war, in voller Geltung stehende Korngesetze; ein Briefporto von drei Schilling und sechs Pence, einen üppig wuchernden Pauperismus und andere seitdem überwundene Uebel. Non omnia grandior aetas quae fugiamus habet, sagt die weise Göttin, Ihr habt nicht in allen Dingen das bessre Theil erwählt, Ihr Jungen! die Alten haben ihre Erinnerungen, um die wir sie beneiden möchten, und nicht die wenigst reizende unter ihnen ist die einer langen, im Frühjahr oder Herbst auf der Außenseite einer Postkutsche gemachten Reise. Die Nachwelt mag sich vermittelst atmosphärischen Druckes wie eine Kugel durch ein Rohr von Winchester nach Newcastle befördern lassen, das ist eine schöne Aussicht auf die Zukunft; aber die langsame, altmodische

Art, von einem Ende unseres Landes zum andern zu gelangen, ist für den Rückblick auf die Vergangenheit das Schönere. Die Röhrenreise wird niemals viel Stoff zu Bildern und Erzählungen bieten; sie wird so leer wie ein O der Verwunderung sein, während der glückliche, auf der Außenseite der Postkutsche thronende Reisende auf seiner Fahrt von Tagesanbruch bis Sonnenuntergang so viele Scenen englischen Lebens an sich vorüberziehen sah, so viele Einblicke in das Treiben englischer Arbeiter auf dem Lande und in der Stadt that, so viele Eindrücke von Erde und Himmel in sich aufnahm, daß er Stoff genug zu Episoden einer modernen Odyssee sammeln konnte. Nehmen wir z. B. an, daß seine Reise ihn durch jene im Centrum des Landes liegende Ebene geführt hätte, welche an ihrem einen Ende vom Avon und an dem andern vom Trent bewässert wird. Wenn die Morgensonne ihre Strahlen auf die Wiesen mit ihren dem Laufe des Wassers folgenden langen Reihen von reich belaubten Weiden warf, oder die neben den Bauerhäusern aufgehäuften üppigen Kornschober mit ihren Strahlen vergoldete, sah er die Kühe mit strotzenden Eutern von ihrer Weide zur Frühmelke getrieben. Vielleicht war es der Schäfer, der Oberknecht des Hofes, der sie trieb und dem sein Schäferhund mit einer achtlosen, unbeschäftigten Miene, wie ein Büttel außer dem Amte, folgte. Der Schäfer trat langsamen, schweren Schritt's, der dem Gange seiner grasenden Heerde entsprach, mit einem einsilbigen Wink für sein Vieh, wie unwillig bei Seite, sein Blick, den er gewöhnt war, auf die Dinge am Boden zu heften, schien sich mühsam zu dem Sitz des Kutschers zu erheben.

Der Postwagen gehörte für ihn zu jener geheimnißvollen, entfernten Sphäre von Dingen, die da „Regierung" hieß, und die, was sie auch sonst zu bedeuten haben mochte, ihn so wenig anging, wie der entfernteste Nebelflecken oder die Sternbilder der südlichen Hemisphäre. Sein Sonnensystem war das Kirchspiel; des Herren Laune und die Zufälle der Zeit des Lammens waren seine Zeit der Aequinoktialstürme. Er schnitt sich sein Brot und Speck mit einem Taschenmesser und kannte keinen anderen Verdruß als den über die Armenarbeiter, schlechte Ernten und Viehseuchen. Bald hatte der Postwagen ihn

mitsammt seinen Kühen und das Bauerhaus mit seinem flieder-überhangenen Teiche, mit seinem schlecht gepflegten Küchengarten und seiner Laube von kegelförmig zugeschnittenen Taxusbäumen hinter sich gelassen. Aber überall durchzogen dichte Hecken in ihrer schönen Wildheit das Land, umrahmten den Rain der grasigen Weiden mit blühenden Haselnußsträuchern oder überhingen den Rand der Kornfelder mit Brombeerbüschen. Hier glänzten sie von Weißdornblüthen, dort strotzten sie von blaßrothen wilden Rosen; hier stöberten schon die Buben in ihnen nach Haselnüssen, dort sammelten sie die reichlich umherliegenden Holzäpfel auf. Es lohnte der Reise allein um diese Hecken, diese gastlichen Wohnstätten unverkäuflicher Schönheit zu sehen, — des Nachtschattens mit purpurnen Blüthen und rubinrothen Beeren; der wilden Winden, die sich emporranken und zu einem großen Vorhang von blaßgrünen Herzen und weißen Kelchen ausbreiten; des Geisblatts mit seinen feinröhrigen Blüthen, die in ihrem zarten Duft einen noch feineren und tieferen Reiz, als den der Schönheit bergen. Selbst zur Winterszeit zeigten die Hecken ihre rothen Beeren und Hagebutten mit hängengebliebenen braunen Blättern, auf denen Perlen des Reifes im Sonnenschein glitzerten.

Diese Hecken waren eben so hoch wie die auf den Feldwegen verstreut liegenden oder zu einem Dörfchen vereinigten Hütten der Taglöhner, deren kleine, schmutzige Fenster wie kranke Augen von nichts erzählten als von dem im Innern herrschenden Dunkel. Der Reisende auf dem Kutschbock, der an einem solchen Dörfchen vorüber rollte, sah fast nur die Dächer desselben. In den meisten Fällen kehrte es, abgelegen und auf das Fleckchen Erde, das es bedeckte, und das Stückchen Himmel über ihm beschränkt, der Landstraße den Rücken zu, von der Kirche durch weite Felder und lange Feldwege getrennt, entfernt von allem Verkehr mit der Außenwelt außer mit Landstreichern. Kam einmal die Vorderseite der Hütten zu Gesicht, so war sie in den meisten Fällen schmutzig; aber der Schmutz war protestantischer Schmutz, und die plumpen, frechen, nach Branntwein riechenden Herumstreicher waren protestantische Strolche. Da war kein Zeichen des Aberglaubens, kein Crucifix oder Heiligenbild in der Nähe, das von einer mißleiteten Gottesverehrung Zeugniß ab-

gelegt hätte, die Einwohner waren meistens so frei von Aberglauben, daß sie eine geringere Scheu vor dem Geistlichen hatten, als vor dem Aufseher bei der Arbeit. Vor den Auswüchsen des Protestantismus aber blieben sie durch ihre Unkunde des Lesens, und vor der Gefahr, die Pionniere des Dissenterthums zu werden, durch die Abwesenheit von Webstühlen und Kohlenminen bewahrt. Sie wandelten sicher auf der goldenen Mittelstraße des Indifferentismus und hätten sich in die Censuslisten mit einem großen schwarzen Kreuz als Mitglieder der englischen Hochkirche eintragen können.

Es gab aber auch saubere freundliche Dörfer mit einem stattlichen oder doch netten Pfarrhaus und einer grauen Kirche in der Mitte. Da erklang des Hufschmieds Hammer lustig auf dem Ambos, während die vor den Frachtwagen gespannten Pferde geduldig vor der Schmiede warteten; da saß der Korbmacher, seine Weidenruthen schälend, im Sonnenschein; da legte der Stellmacher die letzte Hand an einen blauen Wagen mit rothen Rädern; hier und dort ein Häuschen mit hellen, glänzenden Fenstern, an denen Töpfe mit blühenden Balsaminen und Geranien standen. Davor kleine Gärten mit Tausendschön und dunklem Goldlack; am Brunnen saubere, hübsche Frauen mit ihren Eimern, und auf dem Wege zur Schule hinschlendernde kleine Briten, die Hände in den marmelgefüllten Taschen ihrer ungeflickten, mit Messingknöpfen besetzten Beinkleider. Das Land umher war reicher Mergelboden, große Kornhaufen umstanden die Häuser, denn der böswillig angestiftete Kornbrand war noch nicht bis hieher gedrungen. Die Bauerhöfe gehörten reichen Erbpächtern oder doch solchen, die sich eines langen Kontrakts erfreuten und die wohlhabend genug waren, ihr Korn aufzubewahren, bis die Preise gestiegen waren. Einigen von ihnen begegnete der Postwagen regelmäßig auf seiner Fahrt, wie sie gemächlich auf einem gut gepflegten Gaule reitend, oder in einem olivenfarbigen Einspänner kutschirend, sich nach ihren entfernter liegenden Ländereien oder nach dem nächsten Marktflecken begaben. Mit Geringschätzung blickten sie auf die Post, als eine Fahrgelegenheit für Leute, die sich keines eigenen Fuhrwerkes erfreuten, oder die, nach London und ähnlichen entfernten Plätzen reisend, zu dem handeltreibenden und

weniger reſpektablen Theil der Nation gehörten. Der Reiſende auf dem Poſtwagen ſah bald, daß dies der Diſtrikt üppiger Optimiſten ſei, die ſich feſt überzeugt hielten, daß England das denkbar beſte aller Länder ſei, und daß, wenn es Dinge gebe, die ihrer eigenen Beobachtung entgangen ſeien, dieſe Dinge auch keine Beobachtung verdienten, — der Diſtrikt reinlicher kleiner Marktflecken ohne Fabriken, fetter Pfründen, einer ariſtokratiſchen Geiſtlichkeit und niedriger Armentaxen. Aber mit dem Fortgang der Reiſe änderte ſich die Scene abermals, das Land fing an, von Kohlengruben geſchwärzt zu erſcheinen, das Geklapper der Webſtühle aus den Flecken und Dörfern vernehmbar zu werden; hier zeigten ſich mächtige Geſtalten von Männern, die mit von ihrer kauernden Stellung in den Gruben auswärts gebogenen Knieen ſeltſam einherſchreitend nach Hauſe gingen, um ſich in ihren geſchwärzten Flanellhemden ermüdet auf's Lager zu werfen und den Tag zu verſchlafen, um ſich dann wieder zu erheben und einen guten Theil ihres hohen Lohnes im Bierhauſe mit ihren Clubgenoſſen zu verbringen; dort die bleichen, bekümmerten Geſichter der Handweber, Männer und Frauen, abgezehrt von ſpätem Arbeiten während der Nachtzeit, die ſie zu Hülfe nehmen mußten, um ihre kaum erſt am Mittwoch begonnene Wochenarbeit zu vollenden. Ueberall ſchmutzige Wohnungen und ſchmutzige Kinder, denn die ſchwachen Mütter mußten ihre Kräfte an den Webſtuhl hingeben, vielleicht fromme Diſſenterfrauen, die das Leben mit Ergebung trugen und des Glaubens waren, daß ihre Seligkeit weſentlich prädeſtinirt und nicht durch Reinlichkeit bedingt ſei. Die Giebel von Diſſenterkapellen bildeten hier das ſichtbare Zeichen der Religion und eines Verſammlungsplatzes, der ſelbſt in den kleinſten Dörfern dem Bierhauſe das Gegengewicht hielt; aber wenn ſich gelegentlich ein paar alte Drachen zeigten, die ſich einander die Haare ausrauften, ſo konnte man ſicher ſchließen, daß dieſe, wenn ſie auch nicht die Sakramente von der Hochkirche empfangen, ſich doch eben ſo wenig auf ſchismatiſche Streitigkeiten eingelaſſen hatten, und von den Irrthümern der Sektirerei freigeblieben waren. Die Atmoſphäre der Fabrikſtadt, welche die Tage dunkel machte und den Nachthimmel von Feuern roth erglänzen ließ, lagerte ſich über dem ganzen um-

gebenden Lande, und durchdrang es mit einer krampfhaften Hast. Hier war die Bevölkerung nicht so fest überzeugt, daß Altengland das denkbar beste Land sei, hier waren Massen von Männern und Frauen sich vollkommen bewußt, daß ihre Religion nicht die Religion der Leute war, welche sie regierten, die daher vielleicht besser sein mochten als sie, und eben deshalb auch im Stande sein müßten, Vieles zu ändern, was das Leben jetzt vielleicht qualvoller und gewiß sündiger machte, als nöthig war.

Mrs. Transome, die stolze, durch mancherlei bittere Erfahrungen und ein böses Geheimniß bedrückte Herrin von Transome-Court — ihr noch lebender schwachsinniger Gatte kommt nämlich nicht mehr in Betracht — erwartet in gespanntester Erwartung die Rückkehr ihres jüngsten Sohnes Harold aus Smyrna, wo derselbe als Bankier und Kaufmann in den langen Jahren der Abwesenheit sich ein großes Vermögen erworben hat. Mrs. Transome's Hoffnung, daß die Liebe dieses Sohnes, welcher mit seinem Gelde der Erretter aus den Nöthen einer großen Schuldenlast und ewiger Rechtsstreitigkeiten werden soll, Sonnenschein in ihr verdüstertes Leben bringen werde, wird gründlich enttäuscht, da Harold weder Zärtlichkeit noch kindliche Demuth besitzt, sondern seine Mutter mit der höflichen Ehrerbietung eines Gentlemans einer Dame gegenüber behandelt und ohne sich im geringsten um ihre Ansichten zu bekümmern, die Verwaltung des Besitzthums völlig selbständig in die Hand nimmt. Der Advokat Jermyn, welcher alle Angelegenheiten der Transome's, sowie das Geheimniß der Mutter kennt, ist ihm dabei sehr im Wege, und seine stets empfundene persönliche Abneigung

gegen denſelben reift immer mehr zu wirklichem Haß heran. Trotzdem kann er die Hülfe des einflußreichen Jermyn vorläufig nicht entbehren, da er ſich ins Parlament wählen laſſen will und zwar zum großen Aerger ſeiner Mutter und zum Entſetzen ſeiner ariſtokratiſchen Nachbarn, von denen einer, Debarry, ſich als Torycandidat hat aufſtellen laſſen, als Liberaler. Unter Seinesgleichen findet er nur in ſeinem Onkel, dem Paſtor Lingon, der ſich bereitwillig zu ſeinen Raiſonnements bekehren läßt, eine wirkſame Unterſtützung, indem derſelbe im Wahlkampfe durch ſeine humoriſtiſchen, echt volksthümlichen Argumente die Lacher auf ſeine Seite bringt. Alſo ſpricht der prächtige alte Herr:

„Hört einmal, lieben Freunde," hub er mit ſeiner vollen, feierlichen, aber doch munteren Stimme an und ſteckte dabei die Hände in die vollgeſtopften Taſchen ſeines Ueberrockes, „ich will Euch was ſagen, Ihr wißt, ich bin ein Pfarrer, ich muß Böſes mit Gutem vergelten. Da habt Ihr für Eure Eierſchalen gute Nüſſe zu knacken."

Ein ſchallendes Gelächter und Hurrahrufen begleitete ihn, als er nun Hände voll Wallnüſſe und Haſelnüſſe unter die Menge warf.

„Nun werdet Ihr ſagen, ich war früher ein Tory, und einige von Euch, deren Geſichter ich ſo gut kenne, wie den Knopf auf meinem Spazierſtocke, werden mich darum loben. Nun will ich Euch aber noch etwas Anderes ſagen: Grade aus denſelben Gründen, die mich früher zu einem Tory machten und die mich jetzt zu einem guten Kerl machen, gehe ich mit meinem Neffen hier, der ein gründlicher Liberaler iſt. Denn, wird einer von Euch auftreten und ſagen, ein guter Kerl braucht ſich nicht zu drehen und ſeine Rolle zu wechſeln? Nein, keiner von Euch iſt ſolch' ein Faſelhans. Was für eine Zeit gut iſt, iſt ſchlecht für eine andere. Wenn einer Dem widerſpricht,

ſo heißt ihn gepökeltes Schweinefleiſch eſſen, wenn er durſtig iſt und da drüben im Lapp baden, wenn eine krachende Eisdecke darauf liegt. Und darum ſind die Männer jetzt die beſten Liberalen, die früher die beſten Torys waren. Es giebt keine bösartigeren Pferde, als die ſpringen und ausſchlagen und umkehren, wenn es nur einen Weg für ſie giebt und dieſer Weg grade vor ihnen liegt.

Und mein Neffe hier ſtammt aus einer guten Tory-Familie, ich ſtehe für die Lingon's. In den alten Toryzeiten gab es keinen Hund, der einem Lingon gehörte, der nicht geheult hätte, wenn ihm ein Whig in den Weg gekommen wäre. Das Blut der Lingon iſt gutes, altes, fettes Blut, wie gute, fette Milch, und darum ſetzt es wenn die rechte Zeit kommt, eine gute liberale Sahne. Die beſte Art Torys wird die beſte Art von Radikalen. Es giebt radikalen Schaum genug, ich ſage Euch, hütet Euch vor dem Schaum und haltet Euch an die Sahne. Und hier iſt mein Neffe, der echte Sahne iſt, wenn es je eine gegeben hat, keiner von Euern Whigs, nicht ſo'n gemaltes Waſſer, das ausſieht, als ob es flöſſe, und ſich nicht rührt; keiner von Euern Baumwollenſpinn-Kerls, — mit einem Wort ein Gentleman, der ſich aber auf alle Arten von Geſchäften verſteht. Ich bin auch nicht von geſtern, ich muß oft genug ein Auge zudrücken, um nicht zu viel zu ſehen, denn ein Mann, der gute Nachbarſchaft halten will, muß auch verſtehen, ſich ein Bischen über's Ohr hauen zu laſſen. Aber obgleich ich nie einen Schritt aus dem Lande gethan habe, ſo verſtehe ich mich doch nicht ſo gut auf die Sache wie mein Neffe. Ihr braucht ihn nur anzuſehen und Ihr wißt, was an ihm iſt. Da giebt es Leute, die ſehen nicht weiter, als ihre Naſenſpitze, und andere, die ſehen nichts, als den Mann im Monde. Aber mein Neffe iſt ein anderer Mann, er ſieht Alles, was man mit dem Auge erreichen kann, und iſt nicht der Mann, ſein Ziel zu verfehlen. Ein hübſcher Kerl in ſeinen beſten Jahren, kein Grünſchnabel und auch kein verſchrumpftes, altes Männchen, das wenn es vor Euch reden will, plötzlich merkt, daß es unverſehens ſeine Zähne zu Hauſe gelaſſen hat. Harold Tranſome wird Euch Ehre machen. Wenn irgend Einer Euch ſagen will, die Radikalen ſind Duckmäuſer, falſches Lumpenpack, Schwindler, die

mit dem Eigenthum des Landes „Grade oder Ungrade" spielen wollen, könnt Ihr antworten: Seht das Mitglied für North-Loamshire. Und paßt auf, was Ihr ihn sagen hört. Er wird Alles in Ordnung bringen: Armengesetze, milde Stiftungen und Kirche, er will das Alles reformiren. Vielleicht sagt Ihr: „Pfarrer Lingon spricht von Kirchenreform, er gehört ja selbst zur Kirche, muß also selbst reformirt werden." Na, na, wartet nur ein Bischen und Ihr werdet schon noch erleben, daß der alte Pfarrer Lingon reformirt wird, daß er nicht mehr auf die Jagd geht, keine Witze mehr reißt und sein letztes Glas getrunken hat. Die alten Jagdhunde werden traurig sein; aber Ihr werdet hören, daß ein anderer Mann Pfarrer in Klein-Treby geworden ist. So wird es in Kurzem mit der Kirchenreform gehen. So, Jungens, da habt Ihr noch mehr Nüsse; und nun hört, was Euer Candidat Euch zu sagen hat. Da kommt er, empfangt ihn mit einem guten Hurrah, schwenkt Eure Hüte und ich will den Anfang machen: Hurrah!"

Die Ereignisse vor, während und nach der Wahl füllen sämmtliche drei Bände des Romans und sind ungemein lehrreich für die Erkenntniß der zweifelhaften Segnungen des Parlamentarismus und des phrasenfrohen Demagogenthums aller Parteien, nicht nur in England, sondern auch bei uns. Durch die offen geäußerte Entrüstung über gewisse Manöver der radikalen Partei, tritt auch Felix Holt, der radikale Uhrmacher, in Beziehung zu Harold Transome und seiner Gruppe. Felix ist der Sohn eines mit der Gabe des Gebets begnadeten Dissidenten, welcher sich durch Bereitung und Verbreitung von werthlosen und unter Umständen sogar schädlichen Medikamenten ein hübsches Einkommen erworben hat, welches auch seine Witwe, eine fürchterlich schwatzhafte, von ihrem eigenen Werth innigst überzeugte Frau, welche das Ge-

schäft forttreibt, noch ernährt. Der sehr gescheute, glänzend beanlagte Felix genießt einen guten Unterricht und soll Apotheker, womöglich Doktor werden. Allein, der Anblick des sozialen Elends der Industriestädte giebt seinem Leben mit einem Schlage eine ganz andere Richtung.

Er glaubt, daß er als gewöhnlicher Arbeiter am allerwenigsten der Versuchung ausgesetzt sei, mit der Verfeinerung der Lebensart und Steigerung der Bedürfnisse, gegen das Elend und die Bedürfnisse der arbeitenden Klassen blind und indolent zu werden und die consequente Uebereinstimmung von Idee, Wort und That durch die Furcht vor persönlichen Unbequemlichkeiten trüben zu lassen. Er wird also Uhrmacher und Volksschullehrer auf eigene Hand. Die erste That seiner Wahrhaftigkeit ist die, daß er die Quacksalbereien seines Vaters öffentlich in der Zeitung als solche hinstellt und dadurch seiner Mutter ihre einzige Einnahmequelle raubt. Frau Holt beschwert sich deshalb bei dem Geistlichen der Dissentergemeinde, dem vortrefflich geschilderten Rufus Lyon, über ihren Sohn.

Der gute kleine Mann läßt sich Felix kommen, um ihm Vorwürfe zu machen, gewinnt jedoch im Handumdrehen eine sehr hohe Meinung von dessen aufrichtigem Streben und consequentem Denken und lernt ihn immer höher schätzen, je öfter er mit ihm zusammenkommt. Ganz ungewöhnlich gestaltet sich das Verhältniß zwischen Felix und Lyons Tochter Esther, einem feinfühligen schönen Mädchen, das von Natur ladylike ist, graziös, eitel, intelligent und witzig, von den besten Manieren und dem

feinsten Geschmack. Für eine solche Natur muß natürlich der ungeleckte Bär Felix, welcher wirklich herzlich grob und unmanierlich dreintapst und eine wahre Freude daran hat, schöne Illusionen zu zerstören und die hübsche Draperie vom hohlen unnützen Inhalt abzureißen, etwas heftig Abstoßendes haben. Anfangs fühlt sie sich durch sein brüskes Wesen überall verletzt. Wer sollte sich auch nicht darüber empören, wenn ein junger Mensch, welcher keine Kravatte trägt und Flicken auf den Hosen für eine Ehre erklärt, von Byron z. B. behauptet, er sei „ein misanthropischer Wüstling, dessen Helden ihre Größe darin zeigen, daß sie sich den Magen verderben und nachher die Menschheit verachten und dessen Corsaren und Renegaten, Alpen und Manfreds die elendesten Marionetten seien, die jemals an den Drähten des Hochmuths und der Wollust gezogen worden seien." Nach und nach aber fängt sie an, den Eifer, mit welchem Felix anabläßig bemüht ist, ihre Eitelkeiten und nichtigen Gedanken ans unbarmherzige Tageslicht der krassen Vernunft zu ziehen und ihr Empfinden nach jeder Richtung zu vertiefen, als ein Zeichen dafür anzusehen, daß sie einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht haben müsse. Ihr weiblicher Stolz fühlt sich geschmeichelt durch diesen Sieg über eine so unbeugsame Mannesnatur, und diese Siegesfreude verwandelt sich allmählich in Liebe. Felix hat ihr auch die Augen darüber geöffnet, wie unrecht sie thue, ihren Vater, den sie gänzlich beherrscht, nicht mit größerer Zärtlichkeit und Aufopferung zu hegen und zu pflegen. Seine Ermahnungen wirken, und von dem Umschwung im Wesen des geliebten Kindes

freudig gerührt, erzählt ihr Lyon, daß er nicht ihr Vater, daß sie vielmehr die Tochter eines englischen Edelmannes sei, der seine Frau, eine zarte Französin, schändlich verlassen habe. Ohne alle Mittel sei die arme Frau nach England gekommen, den Ungetreuen dort aufzusuchen. Da habe er sie, dem Tode nahe, an der Landstraße gefunden, sie gepflegt und endlich, nachdem der Tod des Gemahls constatirt war, geheirathet. Es kommt im Verlauf der Geschichte durch allerlei Zufälle heraus, daß jener entflohene, früh verstorbene Vater Esthers der rechtmäßige Erbe von Transome-Court gewesen und infolge dessen Esther die rechtmäßige Besitzerin desselben sei. Als Harold dies erfährt, ist er uneigennützig genug, ihre Rechte sofort anzuerkennen. Esther aber will nicht die dort heimisch gewordene Familie Transome vertreiben und nimmt nur die Einladung, ihren dauernden Wohnsitz bei ihr zu nehmen, an. Die herbe, verschlossene Mrs. Transome faßt zu dem schönen, zart-empfindenden Mädchen eine mütterliche Zuneigung und bemerkt mit großer Freude, daß auch Harold für sie entflammt ist. Sie brauchten sich blos zu heirathen und alle Noth hätte ein Ende — wenn nicht Felix wäre. Diesen hat nämlich inzwischen ein großes Unglück betroffen. Harolds Wahlagitatoren haben die Grubenarbeiter durch Freibier dazu gebracht, am Wahltage durch Tumult den Gegenkandidaten am Reden zu verhindern. Ich will hier eine Probe von der ergötzlichen Suade eines solchen Agitators einschalten. Der Wirt zum „Zuckerhut“ führt Herrn Johnson seinen Gästen vor:

„Bitte, nehmen Sie Platz, Herr Johnson," sagte Chupp, indem er einen Lehnstuhl heranrückte.

„Dieser Herr will die Güte haben, die Anwesenden frei zu halten," fügte er umherblickend hinzu, „und was mehr ist, er will ein Glas mit Euch trinken; und ich denke, es ist Keiner unter Euch, der das nicht für eine Ehre hält."

Der Gesellschaft stand kein dem „hört, hört" entsprechender Ausdruck ihres Beifalls zu Gebote. Aber vielleicht empfanden die Einzelnen desto mehr, als sie sich mit einer durch keine Worte kundgegebenen gespannten Erwartung niedersetzten. Eine allgemeine Genugthuung hatte sich der Gemüther in dem Bewußtsein bemächtigt, daß die bisher für sie schattenhaft gebliebene Reform endlich in leibhaftiger, wohlbeleibter, mit feinem Tuch bekleideter und mit Taschen versehener Gestalt nach Sprogton gekommen sei. Felix dachte nicht daran, sich mit freihalten zu lassen; aber er blieb um zuzuhören und trank sein Maß Bier wie gewöhnlich.

„Famoses Ale, famos," sagte Johnson, als er sein Glas wieder hinsetzte, in einem raschen, glatten Diskant. „Nun," fuhr er mit einem gewissen Pathos fort, indem er Chubb, dem er gegenüber saß, ansah, „es freut mich ungemein, ein solches Haus, wie dieses, in diesem Grubenbezirk zu finden. Denn was nützen höhere Löhne dem Arbeiter, wenn er für sein Geld keine guten Produkte bekommen kann? Denn, meine Herren" — und dabei blickte er umher, — „ich bin in Bierhäusern gewesen, wo ein wohlbehaltener Grubenarbeiter oder Steinhauer hereinkam und sein Geld für Bier bezahlen mußte, das ich meinen Schweinen nicht hätte geben mögen." Bei diesen Worten bog sich Herr Johnson, die ausgespreizten Hände auf die Kniee gestützt, mit einem herausfordernden Kopfschütteln vornüber.

„Ah, wie in der „blauen Kuh"," fiel der unverwüstliche Rothe in tiefem Baß ein; aber er wurde durch einen energischen Knuff von Sommersproß zurechtgewiesen.

„Ja, mein Freund, Sie verstehen mich," sagte Johnson, mit einem Blick auf den Rothen, der dadurch seine Fassung wieder gewann. „Aber das wird nicht mehr lange dauern, und das ist gut. Schlechtes Getränk wird mit anderen schlechten Produkten

beseitigt werden. Der Handel wird gedeihen und was ist Handel ohne Dampf? und was ist Dampf ohne Kohlen? Und merken Sie wohl, meine Herren, kein Mensch und keine Regierung kann Kohlen fabriciren."

Ein kurzes, lautes „Aha" bewies, daß die Hervorhebung dieser Thatsache von den Zuhörern gebührend gewürdigt wurde.

„Und Quadersteine auch nicht," rief ein hagerer Mann mit einem ungeheuren Mundwerk, den sie „Schlund" nannten und der den Gegenstand erschöpfend behandelt zu sehen wünschte, weil er Steinhauer war.

„Und Quadersteine auch nicht, wie Sie richtig bemerkten. Denn wenn Kohlen über der Erde zu finden wären, so brauchten brave Leute, die das Mark der Bevölkerung sind, nicht sechs Tage in der Woche mit gekrümmtem Rücken zu schwitzen. Nein, nein. Ich behaupte, in dem Maße, wie das Gedeihen dieses Landes zunimmt, bedarf dasselbe Ihrer mehr und mehr, meine Herren. Das Land kann recht gut ohne eine Masse müßiger Lords und Ladies bestehen, aber nicht ohne tüchtige Grubenarbeiter. Und das Land wird gedeihen. Ich gebe Ihnen mein Wort zum Pfande, meine Herren. Dieses Land wird in allen Gebieten das Höchste erreichen und Jedermann im Lande soll auch seinen Antheil am Gewinn des Landes haben und soll sein Ersparniß in klingender Münze in die Tasche stecken können, wenn wir es uns nur recht angelegen sein lassen, die rechten Männer ins Parlament zu schicken. Männer, die ein Herz für Grubenarbeiter, Steinhauer und Erdarbeiter haben" (bei diesen Worten machte Johnson eine herablassende Handbewegung) „und keinen Widersinn dulden werden. Wir befinden uns in diesem Augenblicke in einer Krisis und müssen uns zusammennehmen. Die Reform haben wir, meine Herren, aber jetzt gilt es die Reform praktisch wirksam zu machen. Wir stehen in einer Krisis, verlassen Sie sich darauf, in einer Krisis."

Johnson warf sich in seinen Stuhl zurück, wie tief erschüttert von der Bedeutung dieses großen Wortes. Es fiel ihm nicht ein, zu glauben, daß irgend einer seiner Zuhörer wisse, was eine Krisis sei, aber er hatte reiche Erfahrungen über die Wirkung unverstandener

Ausdrücke, und in diesem Fall waren die Grubenarbeiter durch seine Rede fest überzeugt worden, sie wußten nur nicht recht wovon, und das war eine gute Vorbereitung, um noch einen Schritt weiter zu gehen und seinen eigentlichen Trumpf auszuspielen oder irgend eine andere entscheidende Folgerung aus der gewonnenen Ueberzeugung zu ziehen.

Felix war in Gefahr, seiner Indignation einen leidenschaftlichen Ausdruck zu geben. Es giebt wohl kaum eine peinlichere Empfindung, als die uns ergreift, wenn wir die Karikatur von Worten, die für uns der Ausdruck unserer heiligsten Ueberzeugung sind, aus dem Munde eines Charlatans oder eines Miethlings vernehmen. Seine Finger faßten krampfhaft nach dem zinnernen Bierkrug, der ihm in diesem Augenblicke als ein sehr verführerisches Wurfgeschoß erschien.

Unleugbar hatte Johnson eine gewisse rednerische Begabung. Nach einer bedeutungsvollen Pause bog er sich wieder vornüber und sagte in gedämpftem Tone, indem er die Blicke über die ganze Versammlung schweifen ließ: „Ich vermuthe, Sie haben Alle schon die gute Nachricht gehört.“

Es entstand eine scharrende Bewegung der Füße und einiger Stuhlbeine auf dem steinernen Fußboden, aber sonst keine Antwort.

„Die gute Nachricht, die ich meine, ist, daß ein ausgezeichneter Mann, Herr Transome von Transome-Court sich erboten hat, Sie, meine Herren, im Parlament zu vertreten. Ich sage ausdrücklich Sie, denn was ihm am Herzen liegt, ist die Wohlfahrt der arbeitenden Klassen, der braven Männer, welche die Axt, die Säge und den Hammer handhaben. Er ist reich, hat mehr Geld als Garstin, will es aber nicht für sich allein behalten. Er möchte es gern gut anwenden, meine Herren. Er ist mit Gold gefüllten Taschen aus dem Auslande zurückgekehrt. Er könnte die Debarry's auskaufen, wenn sie das Geld werth wären; aber er weiß was Besseres mit seinem Gelde anzufangen. Er will es zum Besten der arbeitenden Klassen in dieser Gegend verwenden. Ich kenne Leute, die sich zur Wahl in's Parlament präsentiren und den Mund etwas zu voll nehmen. Sie sagen z. B. vielleicht, sie meinen es gut mit den

Grubenarbeitern. Aber an dieſe Leute möchte ich nur eine Frage richten. Ich möchte ſie fragen, mit welchen Grubenarbeitern. Es giebt Grubenarbeiter oben in Newcaſtle und unten in Wales. Kann dem ehrlichen Tom, der in Sproxton hungrig iſt, damit gedient ſein, wenn er hört, daß Jack in Newcaſtle ſeinen Leib voll Ochſenbraten und Pudding hat?"

Was Felix richtig voraus geſehen und wovor er Tranſome gewarnt hatte, tritt wirklich ein. Die betrunkenen Arbeiter verurſachen am Wahltage einen furchtbaren Tumult, welcher damit endet, daß ſie Keller erbrechen, Läden demoliren und ihren verhaßten Prinzipal auf die Straße zerren und ſchrecklich mißhandeln. Felix ſtellt ſich an die Spitze des wüſten Haufens, um ihn womöglich in eine Seitenſtraße zu leiten, wo er nicht ſoviel Unheil anrichten kann und um das ſchon halbtodte Opfer betrunkener Wuth zu befreien. Er erſcheint dadurch als Anführer der Rotte und die Conſtabler dringen zunächſt auf ihn ein. In der Nothwehr entreißt er einem den Säbel und wirft ihn zu Boden, wodurch derſelbe eine Gehirnerſchütterung erleidet, an der er ſtirbt. Der Pöbel aber drängt ihn mit ſich fort nach dem Schloß der Debarry's, welches er plündern will. Da kommt die zu Hülfe gerufene Militairabtheilung an und Felix iſt der erſte, welcher durch eine Kugel verwundet und gefangen genommen wird. Er wird wegen Todtſchlags und Aufreizung zur Plünderung in Anklagezuſtand verſetzt. Eine der gelungenſten Schilderungen des Buches iſt die Schwurgerichtsverhandlung, in welcher Eſther für Felix Zeugniß ablegt und dadurch die Verſammlung im Innerſten bewegt. Die Scene ge-

hört zu dem packendsten und dramatisch wirksamsten, was George Eliot geschrieben hat.

Felix wird wegen des Todschlags zu vier Jahren Gefängniß verurtheilt, aber die Edelleute der Grafschaft reichen eine Bittschrift zu seinen Gunsten ein, welche seine Begnadigung erwirkt. Gleich nach der Wahl, bei der er übrigens durchgefallen war, hatte Harold mit dem verhaßten Jermyn gebrochen und die Leitung seiner Angelegenheiten selbst in die Hand genommen. Er ist hinter allerlei lang versteckte Niederträchtigkeiten und Betrügereien Jermyns gekommen, und möchte diesem gern den verdienten Lohn verschaffen. Der furchtbar erregte und geängstigte Advokat ergreift die Gelegenheit jener Zusammenkunft der Honoratioren zur Berathung der Bittschrift für Holt, um sich an Harold zu drängen und ihm zu drohen, daß er ihn nicht verrathe, sonst werde es ihm um seiner Mutter willen leid thun. Da schlägt ihn Harold mit der Reitpeitsche ins Gesicht und Jermyn ruft laut: „Ich bin dein Vater!“ — Esther bringt es durch ihre Ueberredung zuwege, daß Transome nach dieser entsetzlichen Entdeckung dennoch seiner Mutter vergiebt, und ihr dadurch endlich die Last vom Herzen nimmt, welche sie so lange um alle Lebensfreude gebracht hat. Aber heirathen kann sie ihn doch nicht, denn es ist ihr endlich klar geworden, wie sehr sie Felix liebt. Sie reicht diesem die Hand und verzichtet auf Transome-Court. —

An diesem Roman treten, trotz seiner großen Vorzüge, die in dem eigenthümlichen Talente George Eliots begründet sind, einige Schwächen mehr hervor als in den

früheren Romanen. Auf die Mängel in der Erfindung und Führung der Handlung habe ich schon aufmerksam gemacht. Diese werden sich aber den meisten Lesern weniger empfindlich machen, als der, zwar im gewöhnlichen Sinne befriedigende, aber dennoch zweifelhafte Schluß. Das feine Damenthum mit seinen anmuthig-unnützen Aeußerungen steckt Esther doch viel zu tief im Blut, als daß wir glauben könnten, ihr Glück an der Seite des exaltirten Blusenmannes, der sogar den Zucker im Kaffee als eine lasterhafte Ueberflüssigkeit erklärt und sie nöthigt, ihren ganzen Reichthum zu opfern, werde von langer Dauer sein.

Dazu hat sie sich in Transome-Court auch zu wohl befunden, und wir würden es ihr gar nicht übel nehmen, wenn sie den stattlichen, ihr übrigens auch sehr angenehmen Harold ihrem strengen Zuchtmeister vorgezogen hätte. Dieser letztere hat, was man sonst von keiner Eliot'schen Figur sagen kann, etwas Typisches. Er ist der ideale Auguste Comte'sche Handwerker, welcher mit einem etwas unangenehmen Stolz das Recht seines Proletarier-Blutes vertritt und trotz seiner grundehrlichen Abneigung gegen alle Falschheit und Halbheit, doch in seinen socialistischen Tiraden und seinen schulmeisterlichen Standreden ein etwas theatralisches Pathos zur Schau trägt. Eine mit großer Liebe und schönstem Gelingen ausgeführte Figur ist dagegen Rufus Lyon, sowie sein staatskirchlicher Amtsbruder Lingon. Rührend komisch wirkt oft der Berufseifer des ersteren, besonders seine naive Idee, mit dem Rektor eine öffentliche Disputation zu veranstalten. Es ist in Felix

Holt nicht so viel Humor enthalten, als in den früheren Romanen, doch sind die Reden der Frau Holt, der Dienerschaft in Klein-Treby und der Arbeiter im Zuckerhut lustig genug, um einem großen Humoristen Ehre zu machen.

Felix Holt's sociale Ansichten und namentlich seine Reden gegen die schmählichen Kniffe der Wahlagitatoren fanden in England lauten Wiederhall und George Eliot selbst legte ihre späteren socialpolitischen Kundgebungen ihrem Felix Holt in den Mund.*) Die treffliche Uebersetzung, aus der ich citirte, ist von Dr. Emil Lehmann (Berlin O. Janke 1868). —

IX.

Nach Felix Holt entstand eine fünfjährige Pause in George Eliot's Romanproduktion. Sie füllte dieselbe durch Herausgabe ihrer poetischen Werke. Wie so viele geniale Autoren war sie sich der Stärke und der Grenzen ihres Talentes nicht recht bewußt: sie selbst hielt sich für eine größere Dichterin als Prosa-Schriftstellerin. Die Poesie wuchs nicht, wie sie eigentlich soll, so natürlich aus ihr heraus, wie die Blätter aus dem Baum, sondern war ein Produkt mühevoller Verstandesarbeit. Ihr Talent für schöne leichtfließende Form war nicht groß genug, um die

*) Sie sind enthalten in dem bei Tauchnitz erschienenen Bande: Essays by George Eliot.

Last der Gedanken ertragen zu können, sie zeigt sich sogar merkwürdig ungeschickt und häufig geschmacklos. Es muß uns Wunder nehmen, daß sie, die so eminent musikalisch war, ein so wenig feines Ohr für Rhythmus und Reim hatte. Ihre Gedichte wimmeln in dieser Beziehung von Härten und offenbaren Fehlern.

Trotzdem ist „Die spanische Zigeunerin" (The spanish Gypsy) schon 1864—1865 geschrieben, aber nach einer Reise durch Spanien 1867 ganz umgearbeitet, ein bedeutendes Werk voll romantischer Erfindung, Gedankentiefe und oft dramatischer Kraft des Ausdrucks. Der Inhalt ist folgender: Fedalma, ein Findelkind, im Hause des Herzogs Silva erzogen, wird dessen Braut. Ein Zufall führt sie mit ihrem ihr unbekannten Vater, dem Zigeunerkönig Zarca zusammen, welcher ihr die Alternative stellt, entweder ihrer Nationalität untreu und die Frau des Hauptbedrückers ihres Volkes zu werden, oder als Zigeunerkönigin seine große Idee, die Seßhaftmachung seines zerstreuten Volkes, nach seinem Tode zu verwirklichen. Er regt ihren Stolz und Ehrgeiz so mächtig an, daß sie sich für das letztere entschließt, die gefangenen Zigeuner befreit und mit ihnen flieht. Der Herzog Silva, der sie wahnsinnig liebt, weiß sie aufzufinden und läßt sich, da er kein anderes Mittel sieht, in ihren Besitz zu gelangen, unter die Zigeuner aufnehmen. Sehr bald aber empört sich sein stolzes Blut gegen den Gehorsam, den er Zarca leisten muß, besonders als er gezwungen wird gegen seine eigenen Landsleute zu kämpfen. Als nach der Eroberung von Bedmar Zarca seinen Oheim Isidor verbrennen läßt,

erſticht ihn Silva und Fedalma, welche inzwiſchen ſelbſt von glühendem Eifer für die Idee ihres Vaters erfüllt worden iſt, zieht mit ihrem Volke übers Meer, um in Afrika ein Zigeunerreich zu gründen. Wieder verherrlicht ſie in Zarca den ſchönen Enthuſiasmus für einen großen Zweck und in dem Betonen der Idee von der Macht der Raſſe erkennt man ſchon das tiefe Intereſſe, welches ſie für das Nationalitätsprinzip hatte, und welches ſpäter in Daniel Deronda zu einem ſo tiefen Erfaſſen der Judenfrage führte. Zarca iſt ein Seitenſtück zu Felix Holt, ein romantiſcher Radikaler, deſſen Denken und Fühlen in folgenden Verſen ſehr ſchön ausgeſprochen liegt:

„So niedrig iſt das Volk deß Blut wir theilen
So ohne Schutz und Freund und Erbe ganz,
Dem Himmel und den Menſchen gleich verhaßt:
Drum halt ich feſt an ihm! Drum ſoll mich Nichts
Es zu verleugnen zwingen, noch mich locken
Die arme Wanderherde zu verlaſſen,
Die meine Führung braucht, um fette Weide
Sich ſelbſt auf fremdem Wieſengrund zu ſuchen.
Und da mein Volk arm an Erinnerung iſt,
Will ich ſo leben, daß es mein gedenke
Für eine That von ſolcher Segenskraft
Wie ſie der Fluß gewährt, der Länder tränket.
Ich bin nicht ungeſchult, ich lernte viel,
Der Juden Wiſſenſchaft, des Mauren Kunſt.
Ich kenn' die reiche Erbſchaft der Nationen,
Von einer großen Vorzeit lang genährt.
Doch wäre wirklich unſer Volk verflucht,
Ich nähme lieber ſeinen Fluch auf mich,
Als daß ich meine Kraft den Armen raubte,
Um ſie dem reichen Wuch'rer zu verkaufen."

Alle Kunſt der Beſchreibung, alle glückliche Ausführung von Gedanken und Sentenzen, voll philoſophiſcher Wahrheit und moraliſcher Größe können doch nicht hindern, daß uns die Perſonen etwas ſchattenhaft erſcheinen. Die mannigfachen Schönheiten des Ausdrucks können auch nicht für die oben gerügten Mängel der Form entſchädigen, welch letztere überdies durch die Verbindung von Erzählung und Dialog verwirrend wirkt. So iſt es denn nicht zu verwundern, daß das Publikum ſich dieſer Dichtung gegenüber ganz kalt verhält. Sie iſt auch niemals überſetzt worden.*)

Ich will hier auch gleich ihrer Gedichte erwähnen, obwohl dieſelben erſt 1874 zu einem Bande vereinigt erſchienen. Sie zeigen denſelben Mangel an Formtalent, wie das epiſche Werk. Ein ſangbares Lied hat George Eliot nie zu ſchaffen vermocht. Das bedeutendſte Stück dieſes Bandes iſt „The Legend of Jubal“ und recht intereſſant auch die dramatiſche Kleinigkeit „Armgard“, welche den Enthuſiasmus einer wahren Künſtlerin und den Jammer derſelben über den Verluſt ihrer Stimme ſchildert. Eine hübſche poetiſche Erzählung nach Boccaccio iſt „How Lisa loved the king“ (Wie Liſa den König liebte). Bemerkenswerth wegen des klaren Ausdrucks, den ihre Ideen über Unſterblichkeit darin finden, iſt das in England unter dem Namen der „poſitiviſtiſchen Hymne“ bekannte Gedicht:

*) Der Verfaſſer dieſes Buches hat die Dichtung zu einer romantiſchen Oper in drei Akten mit dem Titel „Fedalma“ benutzt; allerdings in ſehr freier Bearbeitung, mit Hinzufügung neuer Motive und gänzlich verſchiedener Geſtaltung des Schluſſes.

„O may I join the choir invisible.“ (O möcht' ich mich dem unsichtbaren Chor gesellen). Das Hübscheste, was George Eliot in Versen veröffentlicht hat, sind die elf Sonette unter dem Tittel „Brother and sister“, welche wirklich autobiographisch sind und uns sofort an die reizenden Kinderscenen zwischen Tom und Maggie Tulliver in der „Mühle am Floß“ erinnern. Ich habe eine Uebersetzung derselben versucht, mir jedoch die Freiheit genommen, allemal den zweiten und vierten Vers weiblich zu enden, da die ausschließlich männlichen Reime des Originals im Englischen schon hart genug, im Deutschen vollends abscheulich klingen. Da keine der Dichtungen George Eliot's ins Deutsche übersetzt ist, so darf ich wohl einige dieser Sonette hier anführen:

I.

Wie oft ich jener Zeiten denken muß,
Da wir so nah uns wuchsen, wie am Strauche
Zwei Knospen, die ein Bienchen schon zum Kuß
Zusammenweht mit leisem Flügelhauche.

Er war der Aeltere; ein kleiner Mann
Von kühnem Herzen und von vierzig Zollen.
Ich lief ihm wie ein Hündchen bald voran,
Bald zwang sein Schritt mich hinterdrein zu trollen.

Wenn er so sprach von allerlei Gethier
Und wie der liebe Gott das Alles mache,
Erschien das als der Weisheit Grenze mir,
Und mehr zu wissen höchstens Engelsache.

Sagt er nur: st! gleich hört ich auf zu plaudern,
Und rief er: komm! so folgt ich ohne Zaudern.

II.

Auf meiner Stirn ist langer Jahre Schrift
Geschrieben, doch noch oft ist mir zu Muthe
Wie damals, als durch die bethaute Trift
Im Morgenlicht mit Schnur und Angelruthe

Zum fernen Fluß wir zogen, unser Mahl
Von Backwerk froh im Korbe mit uns führend.
Zwar aß er mehr und hielt mich etwas schmal,
Doch fand ich das für Jungens ganz gebührend.

Seitdem schaut mich ein Maaßlieb-Sternenzelt
Mit tausend Augen voll Erinnerungen,
Die blasse Primel wie aus jener Welt
Ein Gruß mich an, so morgenlicht durchdrungen.

Der Rose Duft ist wie entlehnt den Stunden,
Da wir der Kindheit reinstes Glück empfunden.

III.

Mein Schürzchen und des Bruders Kragen band
Mama noch fest und bat uns von den Wegen
Nicht abzugeh'n, drückt' uns ans Herz und stand
Uns folgend lang mit ihrem Blick voll Segen.

Durch eigne Fluren ging's zum Ulmenhain.
Da lud im Rasengrunde alter Stämme
Ein üppig Land zu reicher Ernte ein:
Im tiefen Schatten wuchsen Pilze, Schwämme,

Erdnuß und Gliedkraut; weiter hin begann
Der dichte Binsenrand am Wassergraben,
Woraus man Körbchen flocht und Mark gewann;
Und über uns die Schwärme schwarzer Raben,

Die uns vom Unbekannten Kunde brachten
Und seltsam feierlich die Stimmung machten.

IV.

Auch unſern Wieſenpfad vergaß ich nicht,
Er überſchritt ein Bächlein, tief verborgen
Im blauen Urwald der Vergißmeinnicht.
Die langen Gräſer, die am feuchten Morgen

Die Hand, die Wangen ſelbſt mir oft bethaut
Wenn ich zu Blumen mich hernieder bückte,
Die mich mit großen Augen angeſchaut
Wie wenn ein ſtummes Wiſſen ſie bedrückte.

Dann kam das Dickicht, drein das Wild ſich ſchlich,
Wo noch von des Zigeunerlagers Feuer
Das Gras geſchwärzt war. Lange fürchtet' ich
In dieſer Nachbarſchaft noch Abenteuer,

Weil einſt beim Spiel ein braunes Kind mich ſchreckte,
Mit düſtrem Blick den heitren Tag befleckte.

V.

Solch Wandern lehrt' uns reiche Wiſſenſchaft,
Ließ uns das Weſen hinter Worten ſehen
Und Furcht und Liebe, jede Seelenkraft,
Die treibend reiche Menſchen formt, verſtehen.

Da ward die Saat geſtreut im Sonnenſchein
Des Kinderglücks, die gute Frucht getrieben;
All' meine Sinne ſogen Nahrung ein
Der holden Kunſt zur Stärkung: Viel zu lieben.

Denn wer im Alter erſt die Welt durchſtreift
Und Grund zur Liebe ſucht, dem bleibt ſie ferne
Mehr als zuvor, weil er es nicht begreift,
Daß, wären Gründe dicht geſäet wie Sterne,

Doch Liebe nur ſie ſieht, wie Augen Licht:
Der Blöde ſieht den Tag, die Sonne nicht.

VI.

Oft saß ich friedlich träumend am Kanal,
Und seine braune Flut schien mir unendlich.
(Noch machte mir kein dunkles Ende Qual:
Das Gute nahm ich hin als selbstverständlich.)

Vom grünen Hügel schwammen Barken her
Und glitten langsam mir in Sicht, dahinter
Ersann ich unbekanntes Land und Meer
Wohin der Kukuk floh vor unserm Winter.

Die Bogenbrücke, wo der Flieder stand,
Die Wasserkreise, schnell erregt, geschwunden,
Des Steinbruchs Echo und im Lichtgewand
Die Mittagsgluth, herwehend stille Stunden —

Das Alles war und bleibt für alle Zeit
Mein reichstes Erbtheil tiefster Frömmigkeit.

X

Im Dezember 1871 beginnend erschien in monatlichen Heften bei Blackwood & Sohn George Eliots großartigster Roman „Middlemarch", jenes unsterbliche englische Provinzial-Epos, wie man es nennen könnte, in welchem die Verfasserin eine größere Mannigfaltigkeit von Figuren ins Treffen führt, als in irgend einem früheren Werke. Die Kunst, die geheimsten Falten des menschlichen Herzens aufzudecken, feiert in „Middlemarch" den höchsten Triumph; mir wenigstens ist kein Buch bekannt, in welchem mit so, ich möchte sagen, unheimlicher Folgerichtigkeit ein Gedanke, eine Handlung aus der andern hervorwächst, das Leben

des Individuums mit so überzeugender Logik mit dem der Mitmenschen sich wechselseitig bestimmend in Zusammenhang gebracht und mit so unzweifelhafter Objektivität bewiesen wird, daß es für den Einzelnen kaum ein Gut und Böse aus eigener Wahl gebe, sondern jeder bewußt handelnde Mensch in seinem Bewußtsein stets Recht habe. Der weitschichtige Roman würde ein wahres biographisches Labyrinth sein, wenn nicht der psychologischen Verwickelung die größte Einfachheit der äußeren Handlung gegenüberstünde, eine Einfachheit, welche dadurch entsteht, daß sich die ganze Geschichte, wie ohne Mithülfe der Erfindungskraft ihres Schöpfers, von selber aufbaut, allmählich und regelrecht wie die Zellen einer Wachswabe, und wie diese vom süßen Honig, von tiefster Menschenkenntniß und Lebensweisheit erfüllt. Es ist aus diesem Grunde auch rein unmöglich, den Inhalt wieder zu erzählen, wenn man sich nicht die thörichte Mühe machen will, mit gewissenhafter Gründlichkeit einen Haufen Knochen zusammenzutragen, wo es besser wäre, das bewundernde Auge auf die klassische Schöne des blühenden Fleisches zu lenken. Es wäre eine Sünde, nur über dieses herrliche Werk und nicht es selbst zu lesen. Ich beschränke mich daher hier darauf, den reichen Inhalt zu gruppiren, um eine Uebersicht desselben zu erleichtern.

Da haben wir zunächst die Gruppe der Brooke's, welche uns vor allen durch die Schicksale Dorotheens interessirt. Man könnte sie die Heldin des Romans nennen, wenn nicht der Schauplatz, also Middlemarch und seine Umgebung, der eigentliche Held wäre, insofern als alle

die zahlreichen Menschenschicksale nur die Pinselstriche sind, aus welchen das Portrait des Lokals zusammengesetzt ist. Aber dieser unpersönliche Held ist doch auch wiederum nur ein Symbol, eine Durchschnitts-Kleinstadt mit Durchschnittsmenschen, welche überall wieder zu treffen sind und deren Schicksale daher ebenso den Typus Mensch illustriren, wie Middlemarch den Typus Kleinstadt. Wir können daher wohl sagen, daß der Held von „Middlemarch" der Mensch sei. Dorothea Brook tritt deswegen in den Vordergrund, weil sie gleichfalls eine jener enthusiastischen, aufopferungsfähigen Seelen ist, für welche George Eliot von jeher ein so warmes, durch innere Stammverwandtschaft erzeugtes Interesse hatte, und welche sie daher mit der größten Liebe und Ausführlichkeit behandelte. Ich schalte hier das „Präludium" zu Middlemarch ein, welches nicht nur die Absichten, welche die Verfasserin bei der Schilderung Dorotheens leiteten, sondern überhaupt den Grund ihrer Bewunderung für solche Sanct Theresen-Naturen klar ausspricht.

Wer von Allen, denen daran gelegen ist, sich mit der Geschichte des Menschen bekannt zu machen und zu erforschen, wie dieses geheimnißvolle Wesen sich unter den mannigfachen Einwirkungen der Zeit entwickelt hat, hätte nicht einmal, wenn auch nur flüchtig, bei dem Leben der heiligen Therese verweilt und hätte nicht mild gelächelt bei dem Gedanken an das kleine Mädchen, das sich eines Morgens Hand in Hand mit seinem noch kleineren Bruder aufmachte, um nach dem Lande der Mauren zu gehen und dort ein Märtyrerthum aufzusuchen? Fort trippelten sie von dem wilden Avila, die Augen weit geöffnet und hülflos aussehend wie zwei scheue Rehe, aber mit menschlich fühlenden Herzen, die bereits für eine große Idee schlugen, bis ihnen die rauhe Wirklichkeit in Gestalt

eines Oheims entgegentrat, welcher sie von der Ausführung ihres Vorhabens zurückhielt. Diese kindliche Pilgerfahrt war für Therese ein angemessener Beginn ihrer Lebenslaufbahn. Ihre leidenschaftliche, ideale Natur verlangte nach einem thatenreichen Leben. Was konnten ihr vielbändige Ritterromane, was die gesellschaftlichen Erfolge, welche sie als glänzend begabtes Mädchen zu erwarten hatte, bieten? Die in ihr lodernde Flamme hatte so leichte Nahrung bald aufgezehrt und dürstete, von innen genährt, nach einer schrankenlosen Befriedigung, nach einem Lebenszweck, welcher, jede Erschöpfung ausschließend, die Verzweiflung der Seele an sich selbst durch das entzückende Bewußtsein eines über die Beschränktheit des eigenen Ich's hinausragenden Lebens überwinden würde. Sie fand das Epos ihres Lebens in der Reform eines geistlichen Ordens.

Diese spanische Frau, welche vor dreihundert Jahren lebte, war gewiß nicht die letzte ihrer Art. Viele Thereſen sind seitdem geboren, welche kein Leben für sich fanden, das ihnen zu unausgesetzter Entfaltung ihrer Thatkraft Gelegenheit gegeben hätte; — vielleicht nur ein Leben voll Enttäuschungen, wie sie aus dem unglücklichen Zusammentreffen einer gewissen Seelengröße mit der Kleinheit der Verhältnisse hervorgehen, vielleicht ein tragisch verfehltes Leben, welches keinen heiligen Sänger fand und unbeweint in Vergessenheit versank. Mit trüber Geistesheller und in verwickelten Verhältnissen versuchten sie es, ihre Gedanken und ihre Handlungen in harmonischen Einklang zu bringen; den Augen gewöhnlicher Sterblicher erschien aber ihr Ringen nur als unzusammenhängend und gestaltlos. Denn diesen später geborenen Thereſen stand kein einigendes Band eines gesellschaftlichen Glaubens und Ordens, welches für die glühend strebende Seele das Wissen hätte ersetzen können, helfend zur Seite. Die Gluth ihrer Seele schwankte zwischen einem vagen Ideal und dem gemeinen Verlangen der weiblichen Natur unsicher hin und her, so daß das Eine als Extravaganz gemißbilligt und das Andere als Fehltritt verurtheilt wurde.

Manche haben geglaubt, daß diese in unsicherem Schwanken irrend verbrachten Existenzen ihren Grund in der unklaren Unbestimmtheit haben, mit welcher es dem höchsten Wesen gefallen hat,

die weibliche Natur auszustatten. Wenn es ein Niveau weiblicher Unzulänglichkeit gäbe, das so scharf präcisirt wäre, wie die Fähigkeit drei zu zählen und nicht weiter, so möchte sich das gesellschaftliche Loos der Frauen mit wissenschaftlicher Sicherheit behandeln lassen. Aber die unklare Unbestimmtheit ist da, und die Grenzen, innerhalb deren dieselbe hin- und herschwankt, sind in der That viel weiter gesteckt, als diejenigen sich träumen lassen, die nur an die Gleichmäßigkeit weiblicher Frisuren und an die beliebten Liebesgeschichten in Prosa und in Versen denken. Dann und wann wird ein junger Schwan zu seinem eigenen Unbehagen unter den jungen Enten im trüben Teiche auferzogen und findet nie den lebendigen Strom, auf dem er in Gesellschaft der ruderfüßigen Genossen seines Geschlechts dahinschwimmen könnte. Von Zeit zu Zeit wird eine heilige Therese geboren, die nichts gründet, deren bebende Herzschläge und Seufzer nach einer unerreichten Tugend sich schwankend an störenden Verhältnissen verzehren, anstatt sich in einer dauernden That zu concentriren.

Es ist gar nichts Unnatürliches, daß ein Mädchen, wie Dorothea mit einer fast quixotisch zu nennenden Bewunderung für und Hingabe an unklare Ideale, mit ihrem gänzlichen Mangel an Eitelkeit und anmuthiger Oberflächlichkeit, diesen so fürchterlich ausgetrockneten pedantischen Casaubon heirathen kann, der mit seinem einen Cyklopen-Auge nur in Büchern zu lesen vermag, aber das Alphabet der Menschenseele niemals lernen kann, einen bedauernswerthen Gelehrten, welcher fast sein ganzes Leben lang in seiner Bücherei hockt um in mühevoller Arbeit Beweise für eine Sache beizubringen, über welche die Welt schon längst zur Tagesordnung übergegangen ist. Das Unglück, das der arg enttäuschten Frau aus dieser Ehe erwächst, erfüllt uns mit tiefem Mitleid. Der Halb-

gott, zu welchem ſie gläubig-bewundernd hinaufblickte, wird zu einem herzloſen Tyrannen, der ſeiner Frau alle Antheilnahme an den berechtigten Forderungen der Jugend verſagt und durch ſeinen blinden Egoismus ihr Fühlen auf die Folter ſpannt, ohne daß ſie bei ihrem unerſchütterlichen Pflichtgefühl ſich der Tortur zu entziehen wagt; ſelbſt dann nicht, als ihr in der Perſon von Caſaubons ſchönem, reichtalentirtem, gefühlvollem aber fahrigem Couſin Ladislaw der Mann begegnet, dem gegenüber ſie zuerſt die ſchöne Sehnſucht warmblütiger Jugend empfindet, welche ſo lange vagen Idealen nachhing, als ihr die Liebe, welche am Stoff hängt, unbekannt war. Manche Kritiker haben es getadelt, daß ſie nach Caſaubons erlöſendem Tode dieſen Ladislaw, als welcher für ſie doch zu unbedeutend ſei, heirathe; ich halte das aber gerade für eine vortreffliche Wendung ihres Schickſales, denn nach den traurigen, freudraubenden Erfahrungen ihrer erſten Ehe braucht ſie, um noch einmal wirklich glücklich zu werden, einen Mann, der mit jugendfriſcher Sinnlichkeit ſie zu lieben und dadurch Licht, Poeſie, Freude am Schönen in ihr Leben zu bringen vermag. Dazu bedurfte es keiner eminenten geiſtigen Kraft, zu der ſie ſtaunend emporgeſehen — und die ſie dann vielleicht in ihrer Tiefe wieder einſam gelaſſen hätte. Uebrigens iſt Ladislaw gar nicht ſo unbedeutend; es fehlt ihm nur ein feſter Halt, und dieſen ihm zu geben dürfte die Liebe und der Geiſt einer Dorothea wohl im Stande ſein. Auf dieſe Weiſe würde ſie in der Vereinigung mit ihm auch noch die ſchöne, ſtets erſtrebte Befriedigung finden, welche für

jedes echte Weib in dem Bewußtsein liegt, der gute Engel, die Muse ihres Mannes zu sein. Gute Bekannte von Mr. und Mrs. Lewes haben behauptet, daß Ersterer viele Züge zu dem Bilde Ladislaws hergegeben habe — und wir haben gesehen, wie glücklich George Eliot, die denn doch noch höhere Ansprüche an den Mann ihrer Wahl machen durfte als Dorothea, mit ihm gelebt hat.

Trotz der eingangs erwähnten starken Sympathie der Verfasserin mit Dorothea läßt sie doch mit der ihr eigenen absoluten Unparteilichkeit auch ihre so ganz anders geartete Schwester Celia zu ihrem vollen Rechte gelangen, sogar so sehr, daß vielleicht der größte Theil der Leser dies hübsche, einfache, gesunde, unbedeutende, aber ganz gescheidte Mädchen der, anfangs wenigstens, gefährlich überspannten Schwester entschieden vorziehen wird. Sie zieht in der Ehestandslotterie gerade das richtige Loos, indem sie den Sir James Chettam heirathet, obwohl dieser ein unglücklicher Liebhaber ihrer Schwester ist und erst durch Ueberredung eifriger Ehestifterinnen dazu gebracht wird, Celia zu nehmen. Sir James ist ein sehr liebenswürdiger Vertreter der englischen landbauenden Aristokratie, ein guter Kerl voll Gemüth und Noblesse, ohne jede Prätension und mit viel gesundem Menschenverstand. Der sehr amüsante Onkel Brooke mit seinem sprunghaften Dilettiren in allen Künsten und Wissenschaften, seiner allgemeinen Oberflächlichkeit und Herzensgüte vervollständigt nebst der würdig-unbedeutenden Lady Chettam die Gruppe Brooke.

Die zweite, sehr personenreiche Gruppe ist die der

Vincy'schen Verwandtschaft. Da ist zunächst die alte Middlemarcher Fabrikanten-Familie der Vincy, welche zwei der glücklichsten Geschöpfe Eliot'scher Kunst liefert: Fred und Rosamund, die beiden ältesten Kinder des Hauses. Fred ist ein guter Junge, welchen die wohlmeinende Absicht seines Vaters nöthigte zu studiren, und der dadurch ganz aus dem ihm von der Natur vorgefahrenen Gleise gebracht worden ist. Er paßt zum Pfarrer wie der Bock zum Gärtner und ist von diesem Bewußtsein so schmerzlich erfüllt, daß er es vorzieht, in rührender Faulheit und Unentschlossenheit dem lieben Gott die Tage abzustehlen, zu Hause herumzulungern und allerlei noblen Passionen zu fröhnen: dem Schuldenmachen, Billardspielen, Pferdesport u. dgl. Er ist, wie Gottfried Caß im Weber von Raveloe, ein Mensch, welcher, nachdem er eine offenbare Dummheit begangen hat, stets annimmt, nun müsse ein liebenswürdiger Zufall, in Gestalt eines Onkels oder dgl., sie schleunigst wieder gut machen. Seine nach jedem solchen Fall angestellten Raisonnements sind so ergötzlich und so schrecklich wahr dabei, daß jedem jungen Manne, der sich dem guten Fred wahlverwandt fühlt — und deren Zahl ist Legion — beim Lesen vor Rührung die Augen übergehen müssen. Freds liebenswürdigste Seite, und er hat deren viele, ist die, daß er seit seiner Kindheit mit treuer Liebe an einem ziemlich garstigen Mädchen hängt, welches ihm mit seiner spitzen Zunge und seinem boshaften Witz fortwährend Nadelstiche und Ruthenstreiche versetzt, welche seine dicke Haut zwar oft empfindlich kitzeln, ihm aber sonst sehr gut bekommen.

Der Bankerott seines Vaters zwingt Fred zuerst zur Arbeit und sein starrköpfiges Ausharren bei seiner Liebe, welche von Mary Garth eigentlich nur durch ein gouvernantenhaftes Wohlwollen für ihren verzweifelt ungezogenen Zögling erwiedert wird, giebt seinem Leben endlich den höchst nothwendigen Halt, als er die Braut wirklich heimführt. Ich schalte hier eine köstliche Scene zwischen Fred und Mary ein, welche ganz dazu angethan ist, beider Wesen sofort dem Leser klar zu machen.

Sie saß jetzt an ihrem gewöhnlichen Platze am Kamin, mit einer Näharbeit in der Hand und einem offenen Buche auf dem neben ihr stehenden kleinen Tische. Ihre Augen sahen nicht mehr so geröthet aus und ihr Gesicht hatte wieder den gewöhnlichen Ausdruck von Selbstbeherrschung.

„Soll ich hinaufkommen?" sagte sie halb aufstehend, als Fred ins Zimmer trat.

„Nein, ich bin nur entlassen, weil Simmons gekommen ist."

Mary setzte sich wieder hin und nahm ihre Arbeit wieder auf. Sie war in ihrem Benehmen gegen Fred ersichtlich gleichgültiger als gewöhnlich, sie wußte nicht, wie zärtlich entrüstet er vorhin oben um ihretwillen gewesen war.

„Darf ich ein wenig hier bleiben, Mary, oder incommodire ich Sie?"

„Bitte, setzen Sie sich," sagte Mary, „Sie werden mich ganz gewiß nicht so incommodiren, wie Herr John Waule, der gestern hier war und sich zu mir setzte, ohne mich um Erlaubniß zu fragen."

„Der arme Kerl! ich glaube, er ist in Sie verliebt."

„Davon weiß ich nichts. Und es gehört für mich zu den widerwärtigsten Seiten in dem Leben eines Mädchens, daß kein Mann freundlich gegen sie und sie keinem Manne dankbar sein darf, ohne daß die Menschen gleich an ein Verlieben zwischen ihr und diesem Manne denken. Ich hätte gedacht, daß ich wenigstens von dergleichen verschont bleiben würde. Ich habe keine Ursache zu der

albernen Eitelkeit, mir einzubilden, daß jeder Mann, der mir nahe kommt, in mich verliebt ist."

Mary wollte bei dieser Aeußerung nichts von ihren Empfindungen verrathen; aber unwillkürlich sprach sie die letzten Worte in einem zitternd gereizten Tone.

„Hol' der Henker John Waule, ich wollte Sie nicht erzürnen. Ich wußte nicht, daß Sie irgend eine Ursache hätten, ihm dankbar zu sein. Ich vergaß, für einen wie großen Dienst Sie es halten, wenn Jemand ein Licht für Sie putzt." Auch Fred hatte seinen Stolz und wollte nicht zeigen, daß er wisse, was diesen Gefühlsausbruch bei Mary veranlaßt habe.

„O, ich bin nicht erzürnt, außer über den Lauf der Welt. Ich mag gern, daß man mit mir wie mit einer Person spricht, die gesunden Menschenverstand hat. Ich glaube wirklich bisweilen, daß ich etwas mehr verstehen könnte, als ich je zu hören bekomme, — selbst von jungen Herren, welche auf der Universität gewesen sind."

Mary hatte sich wieder erholt, und sie sprach mit einem halbunterdrückten kleinen Lachen, das ihrer Stimme etwas angenehmes gab.

„Ich mache mir nichts daraus, wenn Sie heute Morgen auf meine Kosten lustig sind," sagte Fred. „Als Sie vorhin hinauf kamen, schienen Sie so traurig auszusehen. Es ist eine Schande, daß Sie sich hier so schlecht behandeln lassen müssen."

„O, mein Leben ist noch leicht genug im Vergleich mit dem Anderer. Ich habe es versucht zu unterrichten und habe gefunden, daß ich dazu nicht passe; ich liebe es zu sehr, meinen eigenen Gedanken nachzuhängen. Ich denke, das härteste Loos ist noch besser, als sich für etwas bezahlen zu lassen, was man in der That gar nicht leistet. Alles, was hier zu thun ist, kann ich so gut wie irgend eine Andere, und vielleicht besser als Einige — z. B. Rosy, die eines von jenen rezenden Geschöpfen ist, wie sie in Märchen verzauberte Prinzen befreien."

„Rosy?" rief Fred im Tone des äußersten brüderlichen Skepticismus.

„Gehen Sie, Fred," sagte Mary emphatisch, „Sie haben kein Recht, so kritisch zu sein.

„Meinen Sie damit irgend etwas Besonderes?"

„Nein, ich meine damit etwas Allgemeines."

„O, daß ich träge und verschwenderisch bin. Nun ja, ich bin nicht dazu gemacht, ein armer Mann zu sein. Ich wäre kein übler Kerl geworden, wenn ich reich geboren wäre."

„Das heißt, Sie würden Ihre Pflicht in einer Lebenslage gethan haben, in welche es Gott nicht gefallen hat Sie zu versetzen," sagte Mary lachend.

„Nun ja, ich könnte als Geistlicher so wenig meine Pflicht thun, wie Sie die Ihrige als Gouvernante. Sie sollten dafür ein wenig Mitgefühl haben, Mary."

„Ich habe nie gesagt, daß Sie ein Geistlicher werden sollten. Es giebt ja andere Arten von Thätigkeit. Es scheint mir sehr erbärmlich, sich nicht zu irgend einer Laufbahn entschließen und diesem Entschluß gemäß handeln zu können."

„Das würde ich können, wenn —" Fred brach ab, stand auf und lehnte sich an das Kaminsims.

„Wenn Sie gewiß wären, kein Vermögen zu bekommen?"

„Das habe ich nicht gesagt. Sie wollen sich durchaus mit mir zanken. Es ist sehr häßlich von Ihnen, sich von dem, was andere Leute von mir sagen, leiten zu lassen."

„Wie kann ich mich mit Ihnen zanken wollen? Da würde ich mich ja mit allen meinen neuen Büchern zanken," sagte Mary, indem sie den auf dem kleinen Tische liegenden Band berührte. „Wie unartig Sie auch gegen andere Leute sein mögen, gegen mich sind Sie doch immer gut."

„Weil ich Sie lieber habe als irgend einen anderen Menschen; aber ich weiß, Sie verachten mich."

„Ja, das thue ich, ein wenig," sagte Mary, indem sie lächelnd mit dem Kopfe nickte.

„Sie würden einen ganz ausgezeichneten Menschen bewundern, der weise Ansichten über Alles hätte."

„Ja, das würde ich." Mary nähte mit raschen Stichen an ihrer Arbeit und beherrschte, zu Fred's Verdruß, ersichtlich die Situation vollkommen. Wenn eine Unterhaltung eine für uns

ungünstige Wendung genommen hat, so pflegen wir nur noch immer tiefer in den Sumpf der Ungeschicklichkeit zu versinken. Das fühlte Fred Vincy.

„Ich glaube, ein Mädchen liebt nie einen Mann, den sie gekannt hat so lange sie denken kann. Es muß immer ein Fremder sein, der einem Mädchen Eindruck macht."

„Lassen Sie mich einmal sehen," sagte Mary, indem sie die Mundwinkel schelmisch verzog; „ich muß mich auf meine Erfahrungen besinnen. Da ist Julia, die scheint ein Beleg für Ihre Behauptung zu sein. Aber auf der andern Seite hatte doch Ophelia Hamlet schon lange gekannt; und Brenda Troil, die hatte doch Mordaunt Merton seit ihrer frühesten Jugend gekannt; aber freilich scheint er auch ein sehr achtbarer junger Mann gewesen zu sein, und wiederum war Minna noch verliebter in Cleveland, der ein Fremder war. Waverley war auch ein Fremder für Flora Mac-Ivor, aber sie verliebte sich auch nicht in ihn. Und da sind ferner Olivia Primrose und Corinna — von denen kann man auch sagen, daß sie sich in Fremde verliebt haben. Alles in Allem sprechen meine Erfahrungen gleich stark für beides."

Bei diesen Worten warf Mary Fred einen schelmischen Blick zu, welchen er sehr gern hatte, obgleich ihre Augen nichts waren als klare Fenster, aus welchen eine scharfe Beobachtung lachend hervorguckte. Er hatte in Wahrheit ein empfängliches Gemüth, und wie er vom Knaben zum Manne herangereift war, war auch seine Liebe für diese alte Spielgefährtin gewachsen, ungeachtet seiner „gelehrten" Erziehung, welche seine Ansprüche an Rang und Vermögen so sehr gesteigert hatte.

„Wenn ein Mann seine Liebe nicht erwidert sieht, nützt es ihm nichts, zu erklären, daß er ein besserer Mensch sein würde — ich meine, daß er Alles leisten könnte, wenn er gewiß wäre, wieder geliebt zu werden."

„Es nützt ihm nicht das Mindeste, zu erklären, er könnte besser sein. — Möchte, wollte, könnte, — das sind lauter nichtsnutzige Hülfszeitwörter."

„Ich ſehe nicht ein, wie ein Menſch viel nütze ſein ſoll, wenn er nicht ein weibliches Weſen hat, das ihn zärtlich liebt.“

„Ich finde, er müßte ſich bewähren, bevor er zu einer ſolchen Erwartung berechtigt wäre.“

„O Mary! Sie wiſſen doch nur zu gut, daß Frauen die Männer nicht ihrer Güte wegen lieben.“

„Vielleicht nicht, aber wenn ſie ſie lieben ſollen, dürfen ſie ſie doch nicht für ſchlecht halten?“

„Es iſt doch wohl nicht recht, mich ſchlecht zu nennen.“

„Ich rede ja gar nicht von Ihnen.“

„Ich werde nie zu irgend etwas in der Welt nütze ſein, Mary, wenn Sie nicht erklären wollen, daß Sie mich lieben, wenn Sie nicht verſprechen wollen, mich zu heirathen, ich meine, ſobald ich im Stande bin, zu heirathen.“

„Wenn ich Sie liebte, würde ich Sie doch nicht heirathen — würde ich Ihnen doch nicht das Verſprechen geben, Sie je zu heirathen.“

„Das finde ich ſehr ſchlecht von Ihnen, Mary. Wenn Sie mich lieben, ſo ſollten Sie auch verſprechen, mich zu heirathen.“

„Im Gegentheil, ich finde, es wäre ſchlecht von mir, Sie zu heirathen, ſelbſt wenn ich Sie liebte.“

„Sie meinen in meiner jetzigen Lage, wo ich ohne Mittel bin eine Frau zu ernähren. Natürlich, ich bin erſt dreiundzwanzig Jahre alt.“

„In dieſer Beziehung werden Sie ſich ändern, ob aber auch in irgend einer andern Beziehung, das iſt mir zweifelhaft. Mein Vater ſagt, ein Müſſiggänger ſollte gar nicht exiſtiren, geſchweige heirathen.“

„Dann muß ich mir alſo eine Kugel vor den Kopf ſchießen.“

„Nein, Alles in Allem thäten Sie, glaube ich, beſſer, Ihr Examen zu machen. Ich habe Herrn Farebrother ſagen hören, das Examen ſei ſchmachvoll leicht.“

„Das iſt Alles ſehr ſchön. Ihm iſt Alles leicht. Nicht als ob Begabung irgend etwas damit zu thun hätte. Ich bin zehnmal begabter, als viele Leute, die im Examen durchkommen.“

„Du lieber Gott," sagte Mary, die eine sarkastische Bemerkung nicht unterdrücken konnte, „da begreift man, wie solche Leute, wie Herr Crowse, Pfarrgehülfe werden können. Also: Wenn Sie Ihre Begabung durch zehn dividiren, so kann der armselige Quotient noch immer sein Examen machen; das beweist aber nur, daß Sie zehnmal träger sind als die Uebrigen."

„Nun, wenn ich auch mein Examen gemacht hätte, so würden Sie doch nicht wünschen, daß ich Geistlicher würde."

„Es kommt hier nicht darauf an, was ich wünsche, daß Sie thun sollen; ich denke, Sie haben Ihr eigenes Gewissen. — Aber da kommt Herr Lydgate, ich muß ihn meinem Onkel melden."

„Mary," sagte Fred, indem er ihre Hand ergriff, als sie aufstand, „wenn Sie mir nicht ein ermuthigendes Wort sagen, so werde ich nicht besser, sondern schlechter werden."

„Ich will Ihnen kein ermuthigendes Wort sagen," erwiderte Mary erröthend, „das würde Ihrer Familie ebenso unlieb sein, wie der meinigen. Mein Vater würde es für eine Schande halten, wenn ich einen Mann heirathete, der Schulden hat und nicht arbeiten will!"

Fred fühlte sich in tiefster Seele gekränkt und ließ ihre Hand wieder los. Sie ging nach der Thür, aber hier wandte sie sich um und sagte: „Fred, Sie sind immer so gütig, so großmüthig gegen mich gewesen. Ich bin nicht undankbar. Aber sprechen Sie nie wieder so mit mir."

„Sehr gut," entgegnete Fred, indem er mit einem Ausdruck von mürrischem Trotz nach seinem Hute und seiner Reitpeitsche griff. Auf seinem Gesichte zeigten sich blaßrothe und todesbleiche Flecken. Wie so mancher durchgefallene träge junge Mensch war Fred sehr verliebt, und zwar in ein häßliches Mädchen, das kein Geld hatte; aber mit der Aussicht auf Herrn Featherstone's Landbesitz und mit der Ueberzeugung, daß Mary, sie mochte sagen was sie wollte, ihn doch wirklich gern habe, war er nicht allzu verzweifelt.

Die Schilderung der Schwester, Rosamunde Vincy, ist ein unvergängliches Muster ihrer Gattung und ihre

überwältigende Naturwahrheit um so höher zu schätzen, als die Verfasserin selbst zugestand, daß ihr nie eine psychologische Hervorbringung so schwer geworden sei, wie das Portrait dieses Mädchens, deren charakteristische Eigenschaften ihrer Seele so fremd waren, wie einem Samojeden die Seife. Rosamunde Vincy, die in ihrer feinen Schule bereits das Benehmen beim Besteigen und Verlassen eines Wagens gelernt hat und ihren weit vornehmeren Mitschülerinnen als Muster von Feinheit hingestellt wurde, welche sich ihrem eigenen Schatten gegenüber in der Eleganz der Bewegungen übt und die von ihrer „ladylikeness" überzeugter ist, als von der Wahrheit des Kopernikanischen Weltsystems, möchte man — ohne daß dabei an eine Uebertreibung der typischen Merkmale zu denken ist — die Quintessenz aus jener Gattung eitler, oberflächlicher, graziöser, zartkoketter Frauen nennen, welche mit ihrer Herzlosigkeit und unerschütterlichen Selbstgenügsamkeit eine unerträglichere Zuchtruthe für die Männer sind, welche thöricht genug waren sie zu heirathen, als es der zänkischste Hausdrache und die dümmste Gans sein kann. Sie heirathet den außerordentlich gebildeten, hochstrebenden Arzt Lydgate, weil er ein Mann von guten Manieren, ein Fremder mit entfernter vornehmer Verwandtschaft und begründeter Aussicht auf eine glänzende Carrière ist. Als sie aber später ein ziemlich dürftiges Loos mit ihm theilen, für ihn sorgen, mit ihm Freud und Leid tragen soll, da zeigt es sich zur Verzweiflung des armen betrogenen Gatten, daß ihre ganze Anmuth, ihre Liebenswürdigkeit, ihr Witz in der Conversation, ihr sehr ge-

wandtes Klavierspiel und ihre sonstigen hübschen Talente nur für „die Gesellschaft", nicht für den Mann da sind, und daß sie ihm nicht das kleinste Opfer freudig zu bringen vermag. Als Lydgate Dorothea näher kennen lernt, geht ihm erst die ganze Größe seines Elendes auf. Jener schöne bunte Schmetterling hat seiner geistigen Schwungkraft das Mark ausgesaugt, ihn um seine Ideale gebracht, aber die Leute finden die junge Dame bezaubernd. Sie selbst ist schuld daran, daß ihr Mann Schulden machen muß und zwar unter Umständen, welche seine Ehre in ein zweifelhaftes Licht bringen. Aber sie denkt niemals daran, daß sie irgend ein Vorwurf treffen könnte, sondern findet schließlich ein gewisses wehmüthiges Behagen darin, sich selbst als leidende Unschuld zu bedauern. Eine gewisse Besserung des Verhältnisses zwischen den Beiden tritt ein, als sie zum ersten Mal in ihrem Leben in ihrer Eitelkeit empfindlich verletzt wird, dadurch daß sie erfahren muß, daß Ladislaw nicht sie, wie sie sich einbildete, sondern Dorothea liebe. In der auf diese Entdeckung folgenden Auseinandersetzung zwischen ihr und Dorothea gelingt es der letzteren, eine heilsame Erschütterung ihrer Seele hervorzurufen, welche eine Aussöhnung mit ihrem Gatten möglich macht. Natürlich wird kein bleibender Umschwung dadurch bewirkt. Lydgate stirbt schon in seinem fünfzigsten Jahre als beliebter Arzt mit guter Praxis, aber ohne eine seiner großen Ideen verwirklicht zu haben, während Rosamunde sehr bald darauf einen andern Arzt mit noch einträglicherer Praxis heirathet.

Zu der Gruppe der Vincys gehört ferner der fromme

Banquier Bulſtrode, deſſen Schickſal allein romanhafte Elemente in ſich hat. Seine Wohlhabenheit hat nämlich ihren Ausgangspunkt von einem Verbrechen genommen, welches er, jemehr ſein Geſchäft blüht, durch um ſo intenſivere Frömmelei ſühnen zu können glaubt. Der Mann iſt mit ſeinen ſalbungsvollen Reden und ſeinen reichlich geſpendeten moraliſchen Ermahnungen höchſt unangenehm, aber George Eliot verſteht es, auch ſein Denken und Empfinden in einen ſo unbeſtreitbar folgerichtigen Zuſammenhang zu bringen, daß wir ſein Recht, zu ſein, wie er iſt, anerkennen müſſen und ihm ſogar unſer Mitgefühl nicht verſagen können. Das Schickſal bricht über ihn herein in Geſtalt eines verkommenen Individuums, das ihm für die Bewahrung ſeines gefährlichen Geheimniſſes fortwährend Geld abpreßt und ihn ſchließlich doch zu Grunde richtet, und zwar nachdem es geſtorben iſt. Die nachfolgende Stelle, welche die Nacht vor jenes Menſchen Tode beſchreibt, den Bulſtrode beſchleunigen hilft, iſt vielleicht geeignet, einen Begriff davon zu geben, wie die Verfaſſerin zu motiviren verſteht.

Als Raffles um ſechs Uhr Abends noch immer nur kurze Momente eines krampfhaften unruhigen Schlafes gehabt hatte, aus welchen er ſtets wieder zu neuer Ruheloſigkeit und fortwährenden Klagerufen, daß er verſinke, erwachte, fing Bulſtrode an, ihm nach Lydgate's Vorſchrift Opium zu verabreichen. Nach Verlauf etwa einer halben Stunde rief er Frau Abel und ſagte ihr, daß er ſich außer Stande fühle noch länger zu wachen. Er müſſe jetzt den Patienten ihrer Pflege überlaſſen, worauf er ihr dann Lydgate's Vorſchrift in Betreff der Quantität jeder Doſis wiederholte. Frau Abel hatte bis jetzt noch nichts mit Lydgate's Verordnungen zu thun

gehabt; sie hatte einfach bereitet und gebracht was Bulstrode beorderte. Sie fing jetzt an zu fragen, was sie noch außer der Verabreichung des Opiums thun solle.

„Augenblicklich nichts als daß Sie ihm von Zeit zu Zeit die Suppe und das Soda-Wasser anbieten; Sie können sich dann weitere Instructionen bei mir holen. Wenn nicht eine bedeutende Veränderung in seinem Zustande eintritt, werde ich während der Nacht nicht wieder herkommen. Wenn es erforderlich sein sollte, müssen Sie Ihren Mann zu Hülfe rufen. Ich muß früh zu Bett gehen."

„Ihnen thut Schlaf gewiß sehr Noth, Herr Bulstrode," sagte Frau Abel, „und Sie sollten auch etwas Kräftigeres zu sich nehmen als Sie es bis jetzt gethan haben."

Bulstrode ging jetzt, unbesorgt wegen dessen was Raffles in seinen Fieberphantasien etwa schwatzen möchte, fort; denn seine Reden waren nur noch ein unzusammenhängendes Gemurmel, das nicht leicht zu gefährlichen Vermuthungen Anlaß geben konnte. Unter allen Umständen mußte er es darauf ankommen lassen. Er ging zunächst in das getäfelte Wohnzimmer hinunter und fing an zu überlegen, ob er sich nicht sein Pferd satteln und unbekümmert um weitere irdische Folgen bei Mondschein nach Hause reiten solle. Dann bedauerte er, Lydgate nicht gebeten zu haben, Abends noch einmal hinaus zu kommen. Vielleicht würde er jetzt anderer Meinung sein und sich dahin aussprechen, daß Raffles' Zustand hoffnungsloser geworden sei. Sollte er nach Lydgate schicken? Bulstrode fühlte, daß er, wenn es mit Raffles wirklich schlimmer geworden sein und er langsam sterben sollte, ruhig zu Bette gehen und dankbar gegen Gott schlafen könnte. Aber, stand es wirklich schlimmer mit Raffles? Lydgate würde vielleicht einfach erklären, daß es mit Raffles gehe wie er es erwartet habe und voraussagen, daß er nach und nach in einen festen Schlaf versinken und sich erholen werde. Wozu sollte er also nach ihm schicken? Bulstrode schreckte vor einem solchen Ausspruch, wie er ihn sich eben als möglich dachte, zurück. Keine Ideen, keine Ansichten konnten ihn davon abbringen, die eine Wahrscheinlichkeit ins Auge zu fassen, daß der wiederhergestellte Raffles wieder derselbe sein würde wie zuvor, derselbe frisch gekräftigte Peiniger,

der ihn zwingen würde sein Weib fortzubringen, auf daß sie ihre Tage, fern von ihrer Heimath und ihren Freunden, mit einem entfremdenden Argwohn gegen ihn im Herzen, einsam verbringe!

In diesem inneren Kampf hatte er wohl anderthalb Stunden bei dem Schein des Kaminfeuers gesessen, als ihm plötzlich etwas einfiel, in Folge dessen er aufstand und das Licht, das er mit hinunter gebracht hatte anzündete. Was ihm einfiel war, daß er Frau Abel nicht gesagt habe, wann sie mit dem Opium einhalten müsse.

Er ergriff den Leuchter, blieb aber dann lange regungslos stehen. Vielleicht hatte sie ihm schon mehr gegeben als Lydgate verordnet hatte. Aber sein jetziger erschöpfter Zustand machte es entschuldbar, daß er einen Theil einer Ordre vergessen hatte. Er ging, den Leuchter in der Hand, hinauf — noch ungewiß ob er direct auf sein Zimmer gehen und sich zu Bett legen oder ob er sich in das Zimmer des Patienten begeben und das Vergessene nachholen solle. Er blieb auf dem Corridor, das Gesicht nach Raffles' Zimmer hin gekehrt, stehen und konnte ihn stöhnen und murmeln hören. Er schlief also noch immer nicht. Wer konnte wissen, ob es nicht besser sei, Lydgate's Vorschrift zu übertreten als zu befolgen, da die Schlaflosigkeit noch immer nicht beseitigt war?

Er ging auf sein Zimmer. Noch bevor er sich völlig entkleidet hatte, klopfte Frau Abel an die Thür; er öffnete sie ein wenig um hören zu können, was die Haushälterin leise sagte.

„Entschuldigen Sie, Herr, darf ich dem armen Menschen denn keinen Branntwein und nichts geben. Ihm ist zu Muth als wenn er versänke und er will nichts anderes zu sich nehmen, — es würde ihm auch wenig mehr Kraft geben, als das Opium. Und er sagt immerfort, er sinke tiefer und tiefer in die Erde hinein."

Zu ihrem Erstaunen antwortete Bulstrode nicht. Er kämpfte mit sich.

„Ich glaube, er muß aus Mangel an etwas Kräftigem sterben wenn es so mit ihm weiter geht. Als ich meinen armen Herrn Robinson pflegte, mußte ich ihm fortwährend Portwein und Branntwein geben und immer ein großes Glas auf einmal," fügte Frau Abel in einem halb vorwurfsvollen Tone hinzu.

Aber wieder antwortete Bulſtrode nicht gleich und ſie fuhr fort: „Es iſt keine Zeit zum Sparen, wenn die Leute am Tode liegen und das iſt doch gewiß auch nicht ihr Wille, Herr. Sonſt würde ich ihm aus unſerer eigenen Rumflaſche geben. Aber wenn Sie ſchon bei ihm gewacht haben, Herr, und Alles gethan haben was in in Ihrer Macht ſteht — —."

In dieſem Augenblick kam ein Schlüſſel durch die Thürſpalte zum Vorſchein und Bulſtrode ſagte mit heiſerer Stimme: „Das iſt der Schlüſſel zum Weinkeller. Da finden Sie Branntwein in Fülle."

Am nächſten Morgen, früh um ſechs Uhr ſtand Bulſtrode auf und brachte einige Zeit mit Beten zu. Glaube Niemand, daß das Gebet im einſamen Kämmerlein auch nothwendig aufrichtig ſein, daß es den Handlungen des Betenden auf den Grund gehen müſſe; das Gebet im einſamen Kämmerlein iſt eine vernehmbar geſprochene Rede und jede Rede iſt ihrer Natur nach eine Wiedergabe; wer aber kann ſich, ſelbſt in ſeinen eigenen Gedanken, treu wiedergeben, Bulſtrode war über das Gewirre der, während der letzten vier und zwanzig Stunden auf ihn eingeſtürmten Gedanken noch nicht mit ſich in's Reine gekommen. Er ging wieder auf den Corridor und vernahm ein ſchweres röchelndes Athmen. Dann ging er in den Garten und betrachtete den Frühreif auf dem Graſe und auf dem jungen Grün der Bäume. Als er wieder in das Haus trat, kam ihm Frau Abel entgegen und erſchreckte ihn durch ihr Erſcheinen.

„Nun wie geht es Ihrem Patienten, er ſchläft wohl, wie?" ſagte er in einem erzwungenen heiteren Ton.

„Er ſchläft, ſchläft ganz feſt, Herr," antwortete Frau Abel. Zwiſchen drei und vier Uhr Morgens iſt er langſam eingeſchlafen. Wollen Sie nicht gefälligſt hinaufgehen und nach ihm ſehen? Ich dachte es thäte nichts wenn ich ihn jetzt allein ließe. Mein Mann iſt auf's Feld gegangen und unſer kleines Mädchen iſt allein in der Küche."

Bulſtrode ging hinauf. Auf den erſten Blick ſah er, daß Raffles' Schlaf nicht der ſei, aus dem es ein Erwachen giebt, ſondern der Schlaf, der tiefer und tiefer in den Abgrund des Todes führt.

Er blickte im Zimmer umher und ſah eine Flaſche mit etwas

Branntwein darin und das fast leere Opiumfläschchen. Er setzte das Fläschchen bei Seite, die Branntweinflasche aber nahm er mit hinunter und verschloß sie wieder in den Weinkeller.

Zur Verwandtschaft der Vincy's gehört außer den nicht besonders interessanten, aber gleichfalls sehr realistisch geschilderten Frauen der Genannten noch der launenhafte Erbonkel Peter Featherston, dessen Testament große Enttäuschung hervorruft. Und in seiner Eigenschaft als Vater Marys dürfen wir auch den prächtigen alten Caleb Garth hierher zählen, welcher, wie ich schon früher erwähnt habe, eine sprechende Aehnlichkeit mit Mister Evans besitzen soll. Seine vortrefflichen Eigenschaften als Familienvater, seine Arbeitsliebe und die Gutmüthigkeit, welche ihn verführt, Bürgschaften zu übernehmen, die seiner schmalen Kasse sehr gefährlich werden, machen ihn zu einer der liebenswürdigsten Gestalten der Verfasserin. Auch Frau Garth und ihre jüngeren Kinder sind charmante, ergötzliche Figuren.

Die dritte Gruppe möchte ich die der Mittelspersonen nennen, insofern die Glieder derselben nicht um ihrer eigenen Schicksale willen, sondern nur als Vermittler zwischen den Hauptpersonen in Betracht kommen. Sie gehören fast alle der humoristischen Gattung an. Der ledige Vikar Farebrother mit seinem Anhang von komischen alten Dämchen und seinem ehrlichen Gemüth, das kein Mißtrauen kennt, ist ein werthvoller Freund für Lydgate, Dorothea und die Garth's, für den Leser eine angenehme Bekanntschaft. Sehr komisch ist Mrs. Cadwalleder mit ihrem unendlichen Redefluß, ihrer Verehrung für reines Blut und ihrer Heirathsvermittlungssucht.

Wie in allen Eliot'schen Romanen ist auch hier wiederum die große Fülle der eigentlichen Nebenpersonen mit vieler Liebe, Realismus und Humor gezeichnet. Ich kann meiner Bewunderung für Middlemarch nicht besser Ausdruck geben, als daß ich ihn allen Romanschreibern zum ernstlichsten Studium empfehle. Ich glaube fast, behaupten zu können, daß niemals in einem belletristischen Werke so viel Menschenkenntniß mit solcher Kunst der Darstellung gepaart gewesen sei. Gerade diese Eigenschaft ist es aber, welche diesen Roman dem Verständniß des großen Publikums zu entrücken geeignet ist, denn jenes Publikum will gerade sich für einen Helden begeistern, um dafür dessen Widersacher mit um so größerer Verachtung strafen zu können. Seinen Begriffen von Idealismus wird in diesem Werke gar keine Nahrung geboten und es wird die unheimliche Wahrheit, mit welcher darin auch die verborgensten Triebfedern des menschlichen Handelns bloßgelegt werden, als eine Art Rücksichtslosigkeit gegen sein eigenes wohlanständig verhülltes Inneres empfinden.

Middlemarch hat, so viel ich weiß, trotz seiner vielen Bände die weiteste Verbreitung gefunden. Die Verfasserin soll dafür 8000 Pfund = 160,000 Mark erhalten, der Verleger aber weit mehr daran verdient haben. Der Roman ist in die Hauptculturſprachen übersetzt und von den bedeutendsten Kritikern aller Länder gebührend gewürdigt worden. Es unterliegt keinem Zweifel, daß sein Ruhm als eines unserer großartigsten Literaturdenkmale für alle Zeiten bestehen bleiben wird.

XI.

Erſt nach einer Pauſe von wiederum fünf Jahren erſchien in acht monatlichen Heften, vom Februar 1876 anhebend, George Eliots letzter Roman: „Daniel Deronda“. Man kann nicht ſagen, daß ſich in ihm ein Erlahmen ihrer produktiven Kraft zeige, aber er trägt doch unzweifelhaft die Spuren des Alters an ſich. Statt der lebendigen Friſche, des geſunden Realismus und des liebreich lachenden Humors finden wir in dieſem weitſchweifigen Werke eine übertrieben gewiſſenhafte Gründlichkeit in der ſeeliſchen Beobachtung, den Idealismus eines tiefen Denkers, deſſen Phantaſie ſich die Gefäße für einen überreichen Inhalt ſchafft, ohne ſich darum zu kümmern, ob die Form des Gefäßes ſchön oder praktiſch ſei — und ſtatt des herzerquickenden Humors das glänzende Epigramm, den witzigen Sarkasmus. Man merkt es dem Werke an, daß es mehr geſchrieben wurde, um die Erfahrungen eines reichen Geiſteslebens, die Reſultate tiefen Studiums oder philoſophiſcher Grübelei darin aufzuſpeichern, als einfach, um ein ſchönes Kunſtwerk zu ſchaffen. Es wird kaum einen Menſchen geben, er intereſſire ſich noch ſo ſehr für George Eliots poſitiviſtiſchen Pflichtbegriff, oder für ihre Anſichten über das Judenthum und ſeine Zukunft, welcher nicht bei der Lektüre dieſer acht Bände zuweilen in die Verſuchung kommen ſollte, einen derſelben ungeduldig bei Seite zu werfen, oder wenigſtens hie und da einige Blätter zu überſchlagen. Was das Leſen dieſes

Romans besonders unerquicklich macht ist der Umstand, daß die Verfasserin sich in demselben, weit mehr als sie dies früher auch schon gethan, bei allen Auseinandersetzungen und Referaten in dritter Person einer oft unleidlich schwerfälligen, mit weit hergeholten gelehrten Vergleichen gespickten Sprache bedient, welche bei einem wissenschaftlichen Werke sehr wohl am Platze wäre, für einen Roman aber kaum als geschmackvoll zu bezeichnen ist. Freilich sind ihre Sentenzen, welche manchmal mit der Wucht von Entscheidungen eines höchsten Gerichtshofes oder mit dem großartigen Tonfall einer Prophetenstimme auftreten, hier noch weit sorgsamer gefeilt als in früheren Werken und enthalten wahre Schätze von weisen, inhaltsschweren und auch witzigen Reflexionen, aber, wenn wir den Roman nicht vom Standpunkte des Aphorismensammlers betrachten wollen, entschädigt uns dies alles nicht für den Mangel an sympathischen, dem wirklichen Leben abgewonnenen Menschenbildern, welche uns zugleich ein Spiegelbild unser Selbst sind. An Menschen wie Deronda und Mardochai können wir aber nicht glauben, und Grandcourt mag uns wohl ebenso unglaublich in seiner haarsträubenden, ohrfeigenwürdigen Unangenehmheit vorkommen, als Gwendolen mit ihrer sonderbaren Weise räthselhaft. Aehnlich wie der alte Goethe in seinen zweiten Theil des Faust das Möglichste und Unmöglichste aus den Gedankenschätzen seiner sorgfältig etiquettirten Pappschachteln hineinpfropfte, so ward auch „Daniel Deronda" ein Speicher für sonst nicht in Umlauf zu bringende Geistesvorräthe George Eliots. Jedoch war sie sich dabei ihrer Pflichten als Romanschrift-

ſtellerin, d. h. als Künſtlerin, viel zu ſehr bewußt, als daß ſie dieſen ihren Ueberfluß in der Geſtalt von Jean Paul'ſchen Blumen-, Frucht- und Dornenſtücken, oder in der geſchmackloſen Art der „Wanderjahre" Goethes willkürlich vertheilt hätte. Nein, man kann auch dieſes Werk von Anfang bis zu Ende ohne Auslaſſungen durchleſen und wird es mit großem Gewinn thun, wenn man Bildung, Faſſungskraft und Zeit genug dazu hat.

Sehen wir uns nun den Inhalt von Daniel Deronda genauer an. Auch hier wiederum haben wir es mit zwei ganz getrennten Gruppen von Perſonen zu thun, deren jede ihren Helden beziehungsweiſe ihre Heldin hat. Im erſten Theil des Werkes nimmt Gwendolen, das ſchöne verwöhnte Mädchen „die Nereide in meergrünem Gewand und Silberſchmuck", den Löwenantheil des Intereſſes für ſich in Anſpruch. Ihre Schönheit hat etwas Dämoniſches. Mit ihrer herrlichen Figur und ihrem königlichen Anſtand, der jede ihrer Stellungen und Bewegungen erfüllt, übt ſie einen gefährlichen Zauber auf die Männerwelt aus; in Folge deſſen verachtet ſie ſie und findet ſie alle lächerlich. Sie iſt, obwohl nicht in glänzenden Verhältniſſen aufgewachſen, dennoch höchſt anſpruchsvoll und rückſichtslos. Ihre Stimmungen wechſeln raſch, ihr ganzes Weſen iſt paradox, ſie iſt egoiſtiſch und kümmert ſich oft nicht um den Schmerz, den ſie verurſacht; dennoch kann ſie, wenn ſie in der Laune iſt, eine ſehr anmuthige Zärtlichkeit entwickeln. Die Ziele ihres Ehrgeizes ſind gewöhnlicher Natur, aber ihre Vergnügungen, geſellſchaftlichen Siege und zuertheilten Rollen ſollen immer außergewöhnliche

ſein. Inſoweit zeigt ſie nur die gewöhnlichen Eigenſchaften einer glänzenden Salondame, aber dennoch beſitzt ſie eine Tiefe des Gefühls, welche ſogar zu einem heißen Ringen nach moraliſcher Vervollkommnung wird, als das Unglück ihr ſtolzes Haupt gebeugt hat. Sie iſt gelegentlichen ſonderbaren Heimſuchungen durch eine unbeſtimmte Furcht vor ihrem moraliſchen Selbſt unterworfen, und dieſe Furcht treibt ſie ſpäter dazu, ſich mit einer ihr ganz unähnlichen, demüthigen Unterwerfung an einen Mann anzuklammern, welchen ſie bei dem erſten flüchtigen Zuſammentreffen gleich als den einzigen erkannte, der ſich geiſtig über ſie zu ſtellen vermöchte, ohne ihren Herrſcherſtolz der Schönheit zu verletzen. Solche Naturen ſind meiſtentheils der wahren hingebenden Liebe, welche allein ein echtes Weib zu beglücken vermag, nicht fähig. Sie weiſt die echt jugendliche, ſchwärmeriſche Anbetung eines armen Jungen, ihres Couſins, mit Hohn zurück, und heirathet bald darauf, ohne auf die Stimme ihres Herzens zu warten, einen Mr. Grandcourt, deſſen Eroberung ihren Ehrgeiz befriedigt, weil er der reichſte, vornehmſte und blaſirteſte Junggeſell in der Grafſchaft iſt. Die Scene, in der ſie ihm zum erſten Mal begegnet, iſt für beide ſo charakteriſtiſch, daß ihre Anführung mich weiterer Auseinanderſetzungen überhebt.

Der Wunſch des Herrn Grandcourt, Gwendolen vorgeſtellt zu werden, hatte für dieſe nichts Ueberraſchendes; als jedoch Lord Brackenſhaw ein wenig beiſeite trat, um den Fremden, von dem ſie ſich ein ſo wunderliches Bild gemacht, vorſchreiten zu laſſen, und ſie ſich von Angeſicht zu Angeſicht dem wirklichen Manne gegenüber

fand, durchfuhr sie ein kleiner Schreck, der ihre Wangen röthete und in beunruhigender Weise zunahm, als sie sich dessen bewußt ward. Der Schreck kam daher, weil ihre Erwartungen völlig umgestoßen wurden: Grandcourt hätte allen Portraits, die ihre Phantasie sich von ihm gemacht, kaum unähnlicher sein können. Er war noch ein wenig größer als sie; ihre Augen schienen in gleicher Höhe mit einander zu sein. Nicht das leiseste Lächeln lag auf seinem Gesichte als er sie ansah, nicht eine Spur von Selbstbewußtsein oder Peinlichkeit in seiner Haltung. Als er seinen Hut zog, wies er eine große Platte, die nur von einem Saume röthlich blonden Haares umgeben war, aber er wies zugleich eine vollkommene Hand; die durch keinen Bart verdeckte Gesichtslinie von der Stirn bis zum Kinn war entschieden schön, mit nur mäßigen Abweichungen vom Rechtwinkligen, und selbst der kleine Backenbart lief rechtwinklig hinab. Unmöglich konnte eine menschliche Physiognomie freier von Grimassen oder einstudirten Verrenkungen sein; aber vielleicht auch unmöglich konnte ein athmender Mensch in völlig wachem Zustande minder belebt aussehen. Der richtige Engländer, der sich aus seiner Flitzbogenstellung steif empor reckt, ernsthaft beipflichtet und sich in einem Zustande inneren Gedrilltseins befindet, läßt eine unterdrückte Lebhaftigkeit ahnen und kann der Vermuthung Raum geben, daß er sich mit einiger Heftigkeit gehen lassen wird, wenn er der Parade entbunden ist; allein Grandcourt's Haltung hatte nichts Steifes, sie näherte sich eher dem Schlottrigen. Seine Gesichtsfarbe hatte eine verblaßte Schönheit wie die einer Schauspielerin, wenn sie sich des künstlich aufgelegten Weiß und Roth entledigt hat; seine länglich schmalen grauen Augen drückten nichts als Gleichgültigkeit aus. Beschreibungsversuche sind müßig: wer vermag auf einmal ein menschliches Wesen zu beschreiben? Selbst wenn dasselbe uns vorgestellt wird, beginnen wir erst jene Kenntniß seiner Erscheinung, welche durch zahllose Eindrücke unter abweichenden Umständen vervollständigt werden muß. Wir erkennen das Alphabet; der Sprache sind wir nicht sicher. Ich erwähne nur die Punkte, welche Gwendolen im Licht eines durch sie selbst vorbereiteten Kontrastes in den ersten Minuten ihrer Begegnung mit Grandcourt wahrnahm: sie

faßten ſich in die Worte zuſammen: „Er iſt nicht lächerlich.“ Aber gleich darauf entfernte ſich Lord Brackenſhaw, und was man Konverſation nennt, begann. Das erſte und beharrende Element in derſelben war, daß Grandcourt Gwendolen unabläſſig mit einem oberflächlich forſchenden Blick, jedoch ohne Veränderung des Ausdrucks betrachtete, während ſie ihn nur gelegentlich mit einem Blitz der Beobachtung anſah, der durch Koketterie ein wenig gemildert ward. Auch entſtand nach ihren Antworten eine längere oder kürzere Pauſe, bevor er wieder das Wort nahm.

„Ich glaubte bisher, daß Bogenſchießen ein ſehr langweiliges Ding ſei,“ begann Grandcourt. Er ſprach mit einem ſchönen Accent aber mit einem gewiſſen abgebrochenen Dehnen, wie eine vornehme Perſon, deren Bruſt mit einer vornehmen Erkältung behaftet iſt.

„Sind Sie heute von dieſer Anſicht bekehrt worden?“ frug Gwendolen.

(Pauſe, während welcher ſie ſich verſchiedene Arten und Abſtufungen der Anſicht dachte, welche Grandcourt über ſie hegen möchte.)

„Ja, ſeit ich Sie ſchießen ſah. Bei ſolchen Anläſſen ſieht man gewöhnlich die Leute fehlſchießen und einfältig lächelnde Geſichter machen.“

„Sie ſind gewiß ein Büchſenſchütz erſten Ranges.“

(Pauſe, während welcher Gwendolen, nachdem ſie einen raſchen Beobachtungsblick auf Grandcourt geworfen, einem unbeſtimmten Zuhörer eine draſtiſche Schilderung von ihm machte.)

„Ich habe das Schießen aufgegeben.“

„O, dann ſind Sie ein Furcht einflößender Mann. Leute, die früher etwas getrieben und es aufgegeben haben, erwecken in Einem ein Gefühl der Verächtlichkeit, als verharre man bei veralteten Moden. Ich hoffe, daß Sie nicht alle Thorheiten abgelegt haben, da ich noch an ſehr vielen Gefallen finde.“

(Pauſe, in welcher Gwendolen verſchiedene Auslegungen ihrer eigenen Rede machte.)

„Was nennen Sie Thorheiten?“

„Nun, im Allgemeinen, denk ich, wird Alles, was angenehm

ist, eine Thorheit genannt. Aber Sie haben die Jagd nicht aufgegeben, hör' ich."

(Pause, während welcher Gwendolen sich ins Gedächtniß rief, was sie über Grandcourts Stellung gehört hatte, und zu dem Resultate gelangte, sie habe noch nie einen so aristokratisch aussehenden Mann gesehen.)

„Etwas muß man ja thun."

„Und interessirt Sie die Rennbahn? — oder gehört die auch zu den Dingen, die sie aufgegeben haben?

(Pause, in welcher Gwendolen dachte, daß ein Mann von äußerst ruhigem, kaltem Wesen vielleicht ein minder unangenehmer Gemahl als andere Männer sein, und sich wahrscheinlich um die Liebhabereien seiner Frau nicht viel bekümmern würde.)

„Ich schicke dann und wann ein Pferd zum Rennen; aber ich nehme nicht das Interesse an der Sache, wie Manche thun. Sind Sie eine Liebhaberin von Pferden?

„Ja, allerdings; ich finde das Leben nie so schön, als wenn ich zu Pferd sitze und in vollem Galopp dahin jage. Ich denke dann an nichts. Ich fühle mich nur stark und glücklich."

(Pause, in welcher Gwendolen gespannt darauf war, ob ihre Bemerkung Grandcourt gefallen würde, aber sich fest vornahm, aus ihren Neigungen kein Hehl zu machen.)

„Lieben Sie die Gefahr?"

„Das weiß ich nicht. Wenn ich zu Pferd sitze, denke ich niemals an Gefahr. Mich dünkt, wenn ich Arm und Bein bräche, würd' ich's nicht fühlen. Ich würde über Alles hinwegsetzen, das mir in den Weg käme."

(Pause, während welcher Gwendolen eine ganze Jagdsaison mit zwei erkorenen Jägern als Kavalieren nach ihrer Wahl durchmachte.)

„Vielleicht würde Ihnen die Tigerjagd oder die Sauhatz gefallen. Ich sah mir dergleichen eine oder zwei Saisons im Oriente an. Hier ist Alles klägliches Zeug, wenn man das erlebt hat."

„Sie lieben also die Gefahr?"

(Pause, in welcher Gwendolen über die Wahrscheinlichkeit

nachdachte, daß die Männer von kälteſtem Benehmen die waghalſigſten ſeien; und unter der Annahme, daß die Frage zur Entſcheidung vorläge, die Größe ihrer eigenen Einſicht empfand.)

„Dies oder das muß man doch vornehmen. Aber man gewöhnt ſich daran.“

„Ich beginne mich für ſehr glücklich zu halten, weil Alles mir neu iſt; ich kann nur nicht genug davon bekommen. Ich habe mich an nichts gewöhnt, außer daran, verdrießlich zu ſein, was ich gern aufgeben möchte, wie Sie das Schießen aufgegeben haben.

(Pauſe, während welcher es Gwendolen einfiel, daß ein Mann von kalten und vornehmen Manieren vielleicht ein verdrießlicher Geſellſchafter ſein möchte; andererſeits aber dachte ſie, daß die meiſten Perſonen verdrießliche Geſellen ſeien, daß ſie Ehemänner nie in der Qualität guter Geſellſchafter erblickt habe, — und daß ſie, Alles wohl erwogen, Grandcourt nicht erhören werde.)

„Weshalb ſind Sie verdrießlich?“

„Es iſt hier eine ſchreckliche Nachbarſchaft. Man weiß gar nichts darin anzufangen. Deshalb übte ich mich im Bogenſchießen.“

(Pauſe, während welcher Gwendolen überlegte, daß das Leben eines unverheiratheten Frauenzimmers, das nicht umherreiſen könnte und über nichts zu befehlen hätte, nothwendig mit der Zeit über alle Begriffe verdrießlich ſein müßte.)

„Sie haben ſich zur Meiſterin darin gemacht. Ich denke, Sie werden den erſten Preis davon tragen.“

„Das bezweifle ich doch. Ich habe große Rivalen. Bemerkten Sie nicht, wie gut Fräulein Arrowpoint ſchoß?“

(Pauſe, in welcher Gwendolen dachte, daß man Männer manchmal ein anderes Weib, als das, welches ſie am meiſten bewunderten, habe wählen ſehen, und ſich verſchiedene Erfahrungen dieſer Art aus Romanen ins Gedächtniß rief.)

„Fräulein Arrowpoint? Nein, — das heißt, ja.“

„Sollen wir jetzt hinübergehen und hören, was die Anſchreibetafel beſagt? Alle gehen jetzt nach der anderen Seite — ſollen wir uns ihnen anſchließen? Mich dünkt, mein Onkel ſieht ſich nach mir um. Vielleicht will er etwas von mir.“

Gwendolen fand eine Erleichterung für sich darin, so die Situation zu verändern. Nicht daß ihr das Tête-à-Tête geradezu unangenehm war; aber so lange es dauerte, konnte sie augenscheinlich der ungewohnten Röthe ihrer Wangen und des Gefühls der Ueberraschung nicht ledig werden, das sie weniger als sonst zur Herrin ihrer selbst machte. Und dieser Herr Grandcourt, der mehr seine eigene Wichtigkeit als die ihrige zu empfinden schien — eine Art von Unvernünftigkeit, die wenige von uns zu ertragen vermögen — sollte es nicht für ausgemacht halten, daß ihr viel an ihm gelegen sei, oder daß sie, weil Andere auf seine Hand spekulirten, ihm ganz zu Befehl stünde.

Dieser Grandcourt hat seit seiner Jugend einen Menschen um sich, der sich zu Allem gebrauchen läßt und für ein reichliches Auskommen die ärgsten Launen seines Peinigers und Ernährers geduldig erträgt. Dieser Mensch, Lush ist sein Name, schließt ganz richtig, daß er seine Rolle ausgespielt haben werde, sobald Gwendolen Herrin des Hauses würde. Er sucht daher die Heirath zu hintertreiben, indem er letztere mit einer verlassenen Geliebten Grandcourt's zusammenbringt, welche zwei Kinder von ihm hat und bisher sich noch Hoffnung machen durfte, daß er sie heirathen werde. Nach dieser Entdeckung entzieht sich Gwendolen der Bewerbung Grandcourts, indem sie mit einer befreundeten Familie nach Deutschland reist. In dem Bade Leubronn sieht Daniel Deronda sie, eifrig Roulette spielend! Der mitleidige und dabei etwas verächtliche Blick, mit dem seine ernsten Augen auf ihr ruhen, flößen ihr Angst und Aerger ein und der Umstand, daß Deronda ihr einen Schmuck, den sie versetzt hat, um Geld zum Spielen zu bekommen, einlöst und anonym

wieder zuschickt, vertieft die Erinnerung an diese flüchtige Begegnung noch mehr. Ein Brief der Mutter, welcher ihr meldet, daß sie ihr ganzes Vermögen verloren habe, ruft sie nach Hause zurück. Sie sieht sich vor der Alternative, Grandcourt zu heirathen oder Gouvernante zu werden. Da sich gegen das erste ihr besseres Gefühl, und gegen das zweite ihre erwähnte herrische Natur sträubt, so faßt sie den Plan zur Bühne zu gehen. Es ist dies ein Ausweg, welchen besonders in den Romanen deutscher Damen unglücklich liebende oder sonst herabgekommene adlige Heldinnen sehr gern ergreifen, ohne daß die Verfasserinnen einen Begriff von der außerordentlichen Albernheit einer solchen Idee zu haben scheinen. Ich führe aus diesem Grunde die ganze Scene an, in welcher George Eliot den recht anziehend geschilderten Musiker Klesmer Gwendolen die Thorheit ihres Entschlusses klar machen läßt.

„Ich bin vollkommen darauf gefaßt, Anfangs einige Widerwärtigkeiten zu ertragen. Natürlich kann Niemand Hals über Kopf berühmt werden. Und es ist nicht nöthig, daß Jeder ein Künstler ersten Ranges sei, — weder Schauspielerinnen, noch Sängerinnen. Wenn Sie die Güte haben wollten, mir zu sagen, welche Schritte ich thun muß, so werde ich den Muth haben, sie zu thun. Ich schrecke nicht davor zurück, den Berg zu erklimmen. Es wird angenehmer sein, als das todte Einerlei, Gouvernante zu sein. Ich werde alle Schritte thun, welche Sie mir empfehlen."

Klesmer sah jetzt ein, daß er deutlicher reden müsse.

„Ich will Ihnen die Schritte sagen, die ich Ihnen nicht empfehle, aber die Ihnen aufgezwungen sein werden. Es bleibt sich Alles gleich, was auch Ihr Endziel sein möge — Auszeichnung, Ruhm, zweiter, dritter Rang — es bleibt sich Alles gleich. Sie

müſſen unter dem Schutz Ihrer Mutter in die Stadt gehen. Sie müſſen ſich einer ſorgfältigen Ausbildung unterziehen — in muſikaliſcher, dramatiſcher, theatraliſcher Hinſicht; — was immer Sie unternehmen wollen, Sie müſſen's erſt lernen." Hier machte Gwendolen ein Geſicht, als ob ſie ſprechen wolle, allein Klesmer erhob ſeine Hand und ſagte peremptoriſch: „Ich weiß, Sie haben Ihre Talente geübt — Sie deklamiren — Sie ſingen — vom Standpunkte des Salons. Mein liebes Fräulein, Sie müſſen das Alles wieder verlernen. Sie haben noch keinen Begriff davon, was Vortrefflichkeit iſt; Sie müſſen Ihre irrthümliche Bewunderung verlernen. Sie müſſen wiſſen, wonach Sie zu ringen haben, und dann müſſen Sie Ihren Geiſt und Körper einer ununterbrochenen Disciplin unterwerfen. Ihren Geiſt, ſag' ich. Denn Sie dürfen nicht an Ruhm denken — entfernen Sie dies Flackerlicht aus Ihren Augen, und ſtreben Sie nur nach Vortrefflichkeit! Sie würden natürlich nichts verdienen — Sie könnten noch auf lange Zeit hinaus kein Engagement erhalten. Sie würden für ſich und Ihre Familie des Geldes benöthigt ſein. Aber das," hier runzelte Klesmer die Stirn und machte mit ſeinen Fingern eine haſtige Bewegung, wie um etwas Unwichtiges abzuſchütteln, — „das ließe ſich vielleicht finden."

Gwendolen wurde roth und blaß während dieſer Rede. Ihr Stolz hatte einen furchtbaren Stoß erlitten, und die letzte Aeußerung machte den Schmerz nur noch empfindlicher. Sie war ſich bewußt, daß ſie aufgeregt erſchien, und verſuchte ihrer Schwäche zu entrinnen, indem ſie plötzlich zu einem Seſſel ſchritt und auch Klesmer einen Stuhl bot. Er nahm denſelben nicht, ſondern wandte ſich ein wenig, um ihr ins Geſicht zu blicken, und lehnte ſich an das Klavier. In dieſem Augenblick wünſchte ſie, daß ſie ihn nicht herbeigerufen hätte: dieſe erſte Erfahrung, auf einem anderen Gebiete, als dem ihres geſellſchaftlichen Ranges und ihrer Schönheit, behandelt zu werden, ſchlug bitter für ſie aus. Klesmer, ganz von ſeinem ernſten Vorſatze in Anſpruch genommen, fuhr in unverändertem Tone fort:

„Welches Reſultat könnte nun füglich von all dieſer Selbſtverleugnung erwartet werden? Danach werden Sie fragen. Es iſt billig, daß Ihre Augen dafür offen ſind. Ich will es Ihnen wahr-

heitsgemäß sagen. Das Resultat würde unsicher und — höchst wahrscheinlich — nicht viel werth sein."

Bei diesen unbarmherzigen Worten schob Klesmer seine Lippe vor und schaute durch seine Brille mit der Miene eines Ungeheuers, über welches die Schönheit keine Macht hat.

Gwendolens Augen begannen zu brennen, aber die Furcht, sich schwach zu zeigen, drängte sie zu vermehrter Selbstbeherrschung. Sie zwang sich, in einem harten Tone zu sagen:

„Sie denken, es fehle mir an Talent, oder ich sei zu alt, um noch eine solche Laufbahn zu beginnen."

Klesmer stieß eine Art von „Hm" aus und verschärfte dasselbe dann zu einem nachdrücklichen „Ja! Das Verlangen und die Vorbildung dazu hätten vor sieben Jahren — oder noch viel früher — beginnen sollen. Das Kind eines Marktschreiers, das mit sechs Jahren dem Vater Geld verdienen hilft, — ein Kind, das von einer langen Reihe Choristen eine gesangreiche Kehle erbt und singen lernt, wie es sprechen lernt, beginnt mit besseren Aussichten. Jede große Leistung in der Schauspielkunst oder Musik wächst mit dem Wachsthume. Wenn jemals ein Künstler zu sagen vermochte: ‚Ich kam, ich sah, ich siegte', so geschah es am Ziele geduldiger Uebung. Das Genie ist im Anfange wenig mehr, als eine große Fähigkeit, Schulung zu erhalten. Gesang und Bühnenspiel erfordern, wie die feine Gewandtheit des Gauklers mit seinen Bechern und Bällen, ein Heranbilden der Organe zu einer feineren und besseren Sicherheit der Wirkung. Unsere Muskeln — unsere ganze Gestalt — müssen wie eine Uhr genau, aufs Haar genau gehen. Das ist das Werk der Frühlingszeit, ehe die Gewohnheiten scharf ausgeprägt worden sind."

„Ich erhob keinen Anspruch auf Genie," sagte Gwendolen, die immer noch das Gefühl hatte, daß sie doch irgendwie thun könne, was Klesmer ihr als unmöglich darzustellen suchte. „Ich glaubte nur, daß ich vielleicht ein wenig Talent besäße, — genug, um der Ausbildung fähig zu sein."

„Ich stelle das nicht in Abrede," erwiderte Klesmer. „Wenn Sie vor einigen Jahren auf den rechten Pfad gebracht worden wären und fleißig gearbeitet hätten, so hätten Sie jetzt wohl als

Sängerin öffentlich auftreten können, obschon ich nicht glaube, daß Ihre Stimme in der Oeffentlichkeit großen Erfolg gehabt haben würde. Auf der Bühne hätten Ihre persönlichen Reize und Ihr Geist dann zur Geltung kommen können, ohne, wie jetzt, durch Unerfahrenheit, Mangel an Schule, Mangel an Unterricht beeinträchtigt zu werden."

Zweifelsohne erschien Klesmer als grausam, aber sein Gefühl war das Gegentheil von Grausamkeit. Unsere Rede kann, selbst wenn wir es noch so aufrichtig meinen, ihre Richtung nie ausschließlich von einem einzigen Impulse empfangen; aber die Rede Klesmer's wurde so viel wie möglich durch das Mitleid bestimmt, welches er mit dem unwissenden Eifer der armen Gwendolen empfand, eine Bahn zu betreten, deren unselige Details er alle mit einer Schärfe übersah, die er, auch wenn es sein Wunsch gewesen wäre, ihr nicht so grell hätte klarmachen können.

Gwendolen war jedoch nicht überzeugt. Ihr Eigendünkel bäumte sich wieder auf, und da der Rathgeber, den sie angerufen hatte, eine Entscheidung von so schroffer Bestimmtheit abgab, fühlte sie sich versucht, zu denken, daß sein Urtheil nicht allein fehlbar, sondern parteilich sei. Es fiel ihr ein, daß es ein einfacherer und klügerer Schritt gewesen wäre, einen Brief mit der Post an den Direktor eines Londoner Theaters zu senden, worin sie ihn gebeten hätte, ihr einen Engagementsantrag zu machen. Sie wollte auf ihren Gesang nicht wieder zurückkommen: sie sah, Klesmer war gegen ihren Gesang einmal durchaus eingenommen. Aber sie fühlte sich im Stande, mit ihm über ihre Absicht, zur Bühne zu gehen, weiter zu disputiren, und sie antwortete in einem Tone widerstandsvollen Beharrens:

„Ich begreife natürlich, daß man nicht sofort eine vorzügliche Schauspielerin sein kann. Es mag unmöglich sein, im Voraus zu sagen, ob ich Erfolg haben würde; allein das scheint mir ein Grund, es zu versuchen. Ich dachte mir, daß ich inzwischen ein Engagement bei einem Theater annehmen könnte, um gleichzeitig Geld zu verdienen und mich weiter auszubilden."

„Geht nicht, mein liebes Fräulein Harleth — ich spreche ganz

offen — es geht nicht. Ich muß Ihnen dieſe Vorſtellungen benehmen, die nicht mehr Aehnlichkeit mit der Wirklichkeit haben, als eine Pantomime. Feine Damen und Herren reden ſich ein, wenn ſie ihre Toilette gemacht und ihre Handſchuhe angezogen haben, ſeien ſie eben ſo präſentabel auf der Bühne, wie in einem Salon. Kein Theaterdirektor iſt dieſer Anſicht. Trotz all Ihrer bezaubernden Anmuth würde ein Theaterdirektor, wenn Sie ſich ihm als eine Bühnenaſpirantin vorſtellten, entweder verlangen, daß Sie für die Erlaubniß, als Dilettantin aufzutreten, eine entſprechende Geldſumme zahlen ſollten, oder er würde Ihnen ſagen, Sie möchten erſt Unterricht nehmen, — ſich in den Bühnenbewegungen unterweiſen laſſen, wie ein Pferd, ſelbſt das ſchönſte, für den Circus abgerichtet werden muß; ganz von dem Studium zu ſchweigen, das Sie befähigen würde, einen Charakter konſequent zu verkörpern und ihn mit der natürlichen Sprache des Mienenſpiels, der Geſtikulation und des Tones zu beleben. Daß Sie ohne Weiteres ein für Sie geeignetes Engagement fänden, davon kann gar keine Rede ſein."

„Ich vermag das wirklich nicht zu begreifen," ſagte Gwendolen ziemlich hochmüthig; dann fügte ſie, ſich beherrſchend, in einem anderen Tone hinzu: „Ich werde Ihnen verbunden ſein, wenn Sie mir erklären möchten, wie es zugeht, daß ſolche kümmerliche Schauſpielerinnen engagirt werden. Ich bin manchmal im Theater geweſen, und ich erinnere mich deutlich, daß Schauſpielerinnen dort waren, welche mir durchaus nicht gut zu ſpielen ſchienen, und welche ſehr häßlich waren."

„Ah, mein liebes Fräulein Harleth, das iſt die billige Kritik des Käufers. Wir, die wir uns Pantoffeln kaufen, werfen dies und jenes Paar als ſchlecht gemacht in den Winkel; aber es war eine Lehrzeit dazu erforderlich, um ſie anzufertigen. Nehmen Sie's nicht übel: Sie könnten gegenwärig keine dieſer Schauſpielerinnen belehren, aber Sie könnten ſicherlich Vieles von einer jeden derſelben lernen. Sie kann zum Beiſpiel ihre Stimme ſo moduliren, daß ſie im ganzen Hauſe verſtändlich iſt; Zehn gegen Eins, Ihnen würde das erſt nach vielen Verſuchen gelingen. Schon auf der Bühne zu ſtehen und zu gehen iſt eine Kunſt, — erfordert Uebung. Wir

ſprechen natürlich jetzt nicht von einer Figurantin in einem Winkeltheater, welche den Lohn einer Nähterin erhält. Davon kann für Sie nicht die Rede ſein."

„Natürlich muß ich mehr verdienen, als das," ſagte Gwendolen, mehr mit dem Gefühl des Hingehaltenwerdens, als des Widerlegtwordenſeins; „aber ich denke mir, ich könnte all die kleinen Dinge, die Sie erwähnt haben, bald leidlich gut ausführen lernen. Ich bin nicht ſo gar einfältig. Und ſelbſt in Paris ſah ich zwei Schauſpielerinnen, welche durchaus keine Damen und ſehr häßlich waren, wichtige Damenrollen ſpielen. Ich mag kein beſonderes Talent haben, aber ich kann nicht umhin, es ſelbſt auf der Bühne für einen Vorzug zu halten, daß ich eine Dame und keine vollkommene Vogelſcheuche bin."

„Verſtehen wir einander recht," erwiderte Klesmer mit einem bedeutungsvollen Blick. „Ich ſprach von dem, was Sie durchzumachen haben würden, wenn es Ihr Ziel wäre, eine wahre Künſtlerin zu werden — wenn Sie die Muſik und das Drama als einen höheren Beruf ergriffen, in dem Sie nach Auszeichnung ſtreben wollten. In dieſem Punkte ſteht das, was ich geſagt habe, unabänderlich feſt. Sie würden — durch ihre Erziehung einundzwanzig Jahre hindurch gewöhnt, Alles läſſig anzugreifen — das Studiren ſehr ſchwer finden; Sie würden die Behandlung, die Sie erfahren würden, wenn Sie ſich auf dem Fuße der Kunſt vorſtellten, geradezu demüthigend finden. Man würde Sie Proben unterwerfen; man würde ſich nicht mehr ſtellen, als ſähe man Ihre Verſtöße nicht. Man würde Sie zuerſt nur verſuchsweiſe auftreten laſſen. Sie würden, wie ich mich ausdrücken möchte, eine ſchreiende Unbedeutendheit zu ertragen haben; jeder Erfolg müßte durch die äußerſte Geduld erkämpft werden. Sie müßten Ihren Platz inmitten einer großen Menge behaupten, und nach Allem iſt es wahrſcheinlich, daß Sie ihn verlieren und außer Sicht kommen würden. Wenn Sie dieſen Mühſalen die Stirn bieten und doch den Verſuch machen wollen, ſo werden Sie die Würde eines großen Vorſatzes für ſich haben, ſelbſt wenn Sie eine unglückliche Wahl getroffen haben ſollten. Sie werden einiges Verdienſt haben, wenn Sie auch vielleicht keinen

Preis erringen. Sie haben mein Urtheil über die Chancen des Erfolges begehrt. Ich maße mir nicht an, absolut darüber zu entscheiden; allein wenn ich die Wahrscheinlichkeiten abwäge, so ist mein Urtheil: — Sie werden kaum mehr als Mittelmäßiges leisten."

Man sieht aus dieser Stelle, daß George Eliot die Schwierigkeiten einer künstlerischen Laufbahn ebenso genau kannte, wie z. B. die Mängel in der in England herrschenden medicinischen Praxis.

Nach dieser Zerstörung ihrer dilettantischen Illusionen entschließt sich Gwendolen dennoch, Grandcourt zu nehmen — schon um ihre Mutter von Nahrungssorgen zu befreien. Die ganze Zeit ihrer Ehe wird eine unausgesetzte Tortur für sie. Grandcourt weiß sie durch seine eisige Ruhe und gänzliche Gemüthlosigkeit zu einer willenlosen Sclavin zu machen. In dieser Zeit unsäglicher Herzensnoth klammert sie sich an Deronda, den sie inzwischen näher kennen gelernt hat. Sie bringt ihm ein rückhaltloses Vertrauen entgegen und macht ihn zu ihrem Beichtvater, dessen Urtheil, und sei es noch so streng, sie sich unweigerlich unterwirft. Schließlich wird Grandcourt gar eifersüchtig auf Deronda — welcher übrigens Gwendolen durchaus nicht liebt — und entzieht seiner Frau die Gelegenheit mit ihm zu sprechen, indem er sie zu einer Meerfahrt auf seiner Yacht mitnimmt. Da will es ein gütiges Geschick, daß Grandcourt beim Kentern eines Segelbootes ertrinkt. Gwendolen sieht sich in ihrer Aufgeregtheit als seine Mörderin an, weil sie, als sie ihn hineinfallen sieht, den heißen Wunsch hegte, er möchte umkommen. Auch in dieser ihrer Gewissensqual gewährt ihr

Deronda's Zuspruch endlich Trost und sie endet ihr Leben in stiller Resignation und eifrigem Wohlthun.

Wenden wir uns nun zu Deronda, dem Helden der anderen Gruppe. Er ist, ohne seine Herkunft zu kennen, von dem kinderlosen Sir Hugo Mallinger wie ein eigner Sohn auferzogen. In der Ausarbeitung dieses Charakters hat die Verfasserin eine erstaunliche Kraft psychologischer Analyse verschwendet — ich sage verschwendet; denn trotz dieses Aufwandes von Geist und Gründlichkeit ist es ihr nicht gelungen uns diesen wunderlichen Heiligen menschlich näher zu bringen. Sie versucht es, den Schein einer steifleinenen, selbstbewußten Moralität von ihm fern zu halten, aber trotzdem erblicken wir ihn immer im Geiste im moralisch drapirten Tugendmantel, bereit über jeden Text zu predigen und allen vernünftigen Sündern Standreden zu halten. Er ist gerade so eine Sorte von Held, wie sie George Eliot selbst in den von mir citirten Stellen aus Adam Bede und Amos Barton ironisch verwirft. Sein Betragen Gwendolen gegenüber macht ihn uns ebenso langweilig und unangenehm wie den berüchtigten Mentor des entsetzlichen „Telemaque". In seiner Knabenzeit ist er ein Cherub gewesen und als ihm der Bart wächst und er sich die langen Locken abschneidet, fühlt er das Bedürfniß, sein Cherubthum in der Ausübung eines verzweifelten Anstandes fortzusetzen. Sein unermeßlich hoher Standpunkt allen Dingen dieser Welt gegenüber, verbietet ihm auch, irgend einen nach gewöhnlichen Begriffen anständigen Lebensberuf zu wählen. Sein Pflegevater, Sir Hugo, wäre zu allen Opfern bereit, um ihn in irgend eine Stellung

zu lanciren, aber Daniels Geist läßt sich unter kein Joch beugen. Wie er z. B. über die politische Carrière denkt, zeigt folgendes Citat:

„Es thut mir leid, etwas zu unterlassen, was Dir Freude machen würde," entgegnete Deronda. „Aber ich kann mich nicht dahin bringen, die Politik als ein Gewerbe zu betreiben."

„Weshalb nicht? Wenn ein Mann nicht durch seine Stellung im Lande zur Theilnahme am öffentlichen Leben geboren ist, bleibt ihm kein anderer Weg, als dieselbe durch seine eigene Anstrengung zu erringen. Die Geschäfte des Landes müssen besorgt, — die Regierung Ihrer Majestät muß fortgeführt werden, wie der alte Herzog sagte. Und das könnte niemals geschehen, mein Junge, wenn Jedermann die Politik ansähe, als wäre sie ein Propheten-werk, und einen inspirirten Ruf dazu verlangte. Wenn Du ins Parlament kommen willst, darfst Du nicht die Hände in den Schoos legen und auf einen Ruf vom Himmel oder von den Wählern warten."

„Ich mag nicht durch Ansichten meinen Lebensunterhalt gewinnen," sagte Deronda; „am wenigsten durch geborgte Ansichten. Nicht daß ich andere Leute tadeln will. Ich weiß, daß mancher Bessere als ich sich nichts daraus macht, eine Rednerbühne zu besteigen und sich selbst zu loben und sein Ehrenwort für eine Partei zu verpfänden."

„Ich will Dir etwas sagen, Dan," versetzte Sir Hugo; „ein Mann, welcher sich gegen jede Art von Humbug sträubt, ist einfach ein phantastischer, unpraktischer Gesell. Es giebt eine schlechte Art von Humbug, aber es giebt auch eine gute Art, — welche die Räder schmiert und den Fortschritt möglich macht. Wenn man die Menschen leiten will, muß man sie durch ihre eigenen Vorstellungen leiten; und ich stimme dem Erzbischof von Neapel bei, welcher eine St. Januarius-Procession gegen die Pest anordnete. Es nützt nichts, eine Kabinetsordre gegen die Dummheit der Menge zu erlassen. Kein Handeln ist möglich ohne ein Bischen Schauspielerei."

„Man ist vielleicht verpflichtet, sich einer gelegentlichen Noth-

wendigkeit zu fügen," erwiderte Deronda. „Aber es ist etwas Anderes, zu sagen: ‚In diesem besonderen Falle muß ich die Narrenkappe aufsetzen und grinsen,' als sich eine Narrenkappe für den täglichen Handgebrauch zu kaufen und sich im Grinsen zu üben. Ich vermag kein wahrhaftes Heil für die Menschheit zu erblicken, das sich nicht ein Ideal vorhält, welches eine Schranke gegen das Abirren vom rechten Wege bildet. Aber wenn ich mich als Politiker aufspielte, könnte ich vielleicht meinen eigenen Erfolg irrthümlich mit dem öffentlichen Wohle verwechseln."

Deronda hat das Glück, eine sehr hübsche Jüdin, die ins Wasser gesprungen ist, zu retten. Er bringt sie bei der köstlich geschilderten, grundguten Familie eines sehr drolligen Universitätsfreundes, Hans Meyrick, unter. Mirah Lapidoth, so heißt jenes Mädchen, hat eine sehr traurige Jugend verlebt. Ihr Vater, ein verbummeltes Allerweltstalent, hat sie der Mutter entführt und zur Sängerin dressirt. Sie ist ungemein musikalisch und hat das feinste künstlerische Verständniß, jedoch gar kein Talent für die Bühne. Der Vater ist daher hocherfreut, als ein österreichischer Graf sie ihm abkaufen will. Die arme Tochter entflieht, um der Schmach zu entgehen, nach England, in ihre Heimath, um in London ihre Mutter und ihren Bruder aufzusuchen. Den Entschluß, sich das Leben zu nehmen, faßt sie in der Verzweiflung über das Fehlschlagen dieses Versuches und aus gänzlicher Mittellosigkeit. Die Meyricks, Mutter und zwei Töchter, eine mit höchst liebenswürdigem Humor geschilderte Familie, nehmen sich ihrer aufs Liebreichste an, und Deronda verschafft ihr ein selbständiges Einkommen, indem er sie als Gesangslehrerin empfiehlt. Natürlich ist er sterblich verliebt in Mirah,

weiß aber seine Leidenschaft mit einer Geschicklichkeit unter dem dichten Schleier seines Anstandes zu verbergen, daß es einem ordentlich fröstelt. Er macht es zu seiner nächsten Lebensaufgabe, Mirah's Mutter und Bruder aufzufinden. Dies gelingt ihm durch einen günstigen Zufall, wenigstens mit dem Bruder, denn die Mutter ist todt. Mardochai Cohn, so heißt der Bruder, ist ein schwindsüchtiger, fanatischer Jude, dessen reicher Geist sich in dem zwar sehr idealen, aber gänzlich aussichtslosen Bestreben, sein Volk wieder zu einer Nation zu machen, oder wenigstens die Begeisterung für seine Traditionen zu entflammen, verzehrt. Er findet mit seinen Visionen und Prophezeihungen überall nur ein mitleidiges Lächeln, für seine hebräischen Schriften keine Verleger. In der Familie eines semitischen Pfandleihers, deren Vorbild wir in der Wirklichkeit doch wohl vergebens suchen würden, findet er ein Asyl, wo er sich mit leichten mechanischen Arbeiten beschäftigen und seinen phantastischen Ideen ungestört nachhängen kann. Das größte Verlangen seiner Seele ist es, einen Menschen zu finden, den er zum Erben dieser Ideen machen kann. Er glaubt seinen ersehnten Messias in Deronda gefunden zu haben, von dem er sofort mit aller Bestimmtheit behauptet, daß er Jude sei. Deronda geht mit tiefem Interesse auf Mardochai's Hirngespinste ein, wodurch wir Leser genöthigt werden, uns mit ihm in den Abgründen jener nebelhaften Phantasmagorien zu verlieren.

Wir haben im Laufe dieser Besprechung George Eliots Vorliebe für solche schwärmerischen, ganz einer Idee lebenden Naturen ja zur Genüge kennen gelernt, und es

wird uns danach nicht wunderbar erscheinen, daß sie sich in ihrem Alter für einen so gänzlich vom Boden der Wirklichkeit losgelösten Fanatiker erwärmen konnte, aber seltsam muß es uns doch erscheinen, daß sie augenscheinlich mit der Idee der Nationalisirung der jüdischen Race sympathisirt. Welcher vernünftige Mensch würde nicht sofort die Unmöglichkeit, ja Lächerlichkeit des Versuches anerkennen, das zerstreute Volk, welches doch einzig und allein durch die Ausbeutung seiner Unterdrücker zu einer Macht, ja Weltherrschaft gelangt ist, welche es als geschlossene Nation, in dem unfruchtbaren Palästina lebend, niemals erlangt haben würde, jetzt noch zwingen zu wollen, dorthin zurückzukehren und dadurch das Todesurtheil an sich selbst zu vollstrecken? Selbst der oberflächlichste Blick auf die Geschichte des Judenthums lehrt uns, wie dasselbe in fremdem Lande stets am mächtigsten geblüht hat. In der babylonischen Gefangenschaft, unter der Regierung Karls des Großen, im neunten und zehnten Jahrhundert, besonders in Spanien entfaltete sich ihr Handel auf das Mächtigste und ihre Reichthümer häuften sich. Unter den Verfolgungen, welche ihnen religiöser Fanatismus, der Aberglaube des Volkes und die Habsucht der Großen bereiteten, erstarkte ihre zähe Kraft immer mehr, so daß wir sie jetzt wieder Fürsten und Länder durch ihr Geld beherrschen sehen. Muß es da nicht wie Wahnsinn erscheinen, daß George Eliot ihren idealen Helden auf jene tolle Idee eines überspannten Schwindsüchtigen eingehen läßt?

Zur Erläuterung des eben Gesagten setze ich einen

längeren Abschnitt hierher. Er enthält die Disputation über jene Fragen, welche in einem aus, jedenfalls höchst außergewöhnlichen, Handwerkern bestehenden Verein der Philosophen, in welchen Mardochai Deronda als Gast einführt, stattfindet.

„Ja," versetzte Pasch, dessen dunkles Gesicht sich fast kobold-artig erhellte, „da ist z. B. die Nationalitätsidee; selbst die wilden Esel wittern sie und thun sich in Heerden zusammen."

„Sie theilen also nicht diese Idee?" fragte Deronda, der einen stechenden Widerspruch zwischen Paschens Sarkasmus und dem scharfen Racengepräge in seinen Zügen fand.

„Sagen Sie vielmehr, er theilt nicht den Geist, welchem sie entspringt," antwortete Mardochai, der einen melancholischen Blick auf Pasch geworfen hatte. „Wenn die Nationalität kein Gefühl ist, welchen Werth kann sie als Idee haben?"

„Zugegeben, Mardochai," sagte Pasch gutmüthig. „Und da das Nationalitätsgefühl ausstirbt, scheint mir die Idee nichts Besseres als ein Geist zu sein, der schon umgeht, um den Tod zu verkünden."

„Ein Gefühl kann zu ersterben scheinen, und dennoch wieder zu einem starken Leben erwachen," entgegnete Deronda. „Nationen sind wieder erwacht. Wir erleben es vielleicht noch, Zeugen eines großen Kraftausbruches bei den Arabern zu sein, die von einem neuen Eifer entflammt sind."

„Amen, Amen! sagte Mardochai, Deronda mit einem Entzücken betrachtend, das der Anfang zurückkehrender Energie war; seine Haltung war aufrechter, sein Antlitz minder abgespannt.

„Das mag bei zurückgebliebenen Völkern der Fall sein," erwiderte Pasch, „aber bei uns in Europa ist das Nationalitätsgefühl im Erlöschen. Es wird sich ein wenig länger in den Ländern erhalten, wo die Unterdrückung fortdauert, sonst aber nirgends. Der ganze Strom des Fortschritts widerstrebt demselben."

„Wehe den Menschen," rief Mardochai aus, „welche in dieser Generation keinen Platz zum Widerstand erblicken! Ich glaube an

ein Wachsthum, einen Uebergang und ein sich neu entfaltendes Leben, dessen Saat vollkommener, reicher an den Elementen ist, die mit göttlicherer Form geschwängert sind. Das Leben eines Volkes wächst, es ist in Freud und Leid, in Gedanke und That fest verwebt und doch weit ausgedehnt; es löst den Gedanken anderer Nationen in seine eigenen Formen auf, und giebt der Welt den Gedanken als einen neuen Reichthum zurück; es ist eine Macht und ein Organ in dem großen Körper der Nationen. Aber ein Hemmniß, ein Stillstand kann eintreten; die Erinnerungen können erstickt werden, und die Liebe kann durch den Mangel an ihnen erkalten; oder die Einnerungen können zu welken Reliquien einschrumpfen, — die Seele eines Volkes, durch welche seine Kinder sich als Eins fühlen, kann zu erlöschen scheinen wegen des Mangels an gemeinschaftlichem Handeln. Aber wer wird sagen: ‚Der Quell ihres Lebens ist versiegt, sie werden für immer aufhören, eine Nation zu sein?' Wer wird das sagen? Gewiß nicht der, welcher das Leben seines Volkes in seinem eigenen sich regen fühlt. Wird er sagen: ‚Die Ereignisse nehmen diese Wendung, ich will keinen Widerstand leisten?' Seine ganze Seele ist Widerstand, und sie gleicht einer feurigen Saat, welche die Seelen Tausender entzünden und den Ereignissen eine neue Bahn brechen kann."

„Ich stelle den Patriotismus nicht in Abrede," sagte Gideon, „aber wir Alle wissen, daß Sie eine besondere Ansicht haben, Mardochai. Vermuthlich ist Ihnen Mardochai's Anschauungsweise bekannt." Mit diesen Worten wandte sich Gideon an Deronda, der neben ihm saß; allein ohne eine Antwort abzuwarten, fuhr er fort: „Ich bin selbst ein vernünftiger Jude. Ich halte mich zu meinem Volke wie zu einer Art von Familienmitgliedern, und ich bin dafür, unsern Gottesdienst in vernünftiger Art aufrecht zu erhalten. Ich billige es nicht, daß unsere Leute sich taufen lassen, weil ich nicht an die Bekehrung eines Juden zu dem heidnischen Theile des Christenthums glaube. Und jetzt, wo wir die politische Gleichstellung erlangt haben, giebt es keine Entschuldigung für einen Vorwand dieser Art. Aber ich bin dafür, daß wir all unseren abergläubischen Vorstellungen und unserer Abgeschlossenheit ein Ende machen. Es

ist kein Grund mehr vorhanden, weshalb wir nicht allmählich mit den Völkern, unter denen wir leben, verschmelzen sollten. Das ist die Tagesordnung in puncto des Fortschrittes. Mir wäre es eben so lieb, meine Kinder verheiratheten sich mit Christen, wie mit Juden. Und ich halte es mit dem alten Grundsatze: ‚Wo es uns gut geht, ist unser Vaterland.‘“

„Dies Vaterland ist so leicht nicht zu finden,“ versetzte der zungengeläufige Pasch mit einem Achselzucken und einer Grimasse. „Sie verdienen zehn Shillings wöchentlich mehr als ich, und haben nur halb so viele Kinder. Wenn mir Jemand ein lebhaftes Geschäft in Uhren auf dem Markte von Jerusalem garantiren will, so werde ich dorthin gehen, — hm, Mardochai, was ist Ihre Meinung?“

„Meine Meinung ist: möge Jeder sich fern von der Brüderschaft und dem Erbe halten, die er verachtet! Tausende auf Tausende unseres Stammes haben sich mit den Heiden vermischt, wie der Celte mit dem Sachsen, und sie mögen den Segen erben, welcher den Heiden gehört. Sie können ihnen nicht nachahmen. Sie sind Einer von den Vielen rings auf diesem Erdball, welche unter den Nationen wandeln und als Juden bekannt sein müssen, und mit Worten auf ihren Lippen, welche bedeuten: ‚Ich wollte, ich wäre nicht als Jude geboren, ich verleugne jedes Band, das mich mit der langen Arbeit meines Stammes verknüpft, ich will die Heiden im Spott über unsere Abgeschlossenheit überbieten,‘ fühlen sie sich während dessen unablässig von dem Odem der Verachtung, weil sie Juden sind, angehaucht, und sie hauchen ihn voll Gift und Galle zurück. Kann ein eben erst fertig gewordenes Bürgerthumskleid sich sofort ins Fleisch verweben und das langsame Unterpfand von achtzehn Jahrhunderten ohne Weiteres umwandeln? Was ist das Bürgerthum dessen, der unter einem Volke wandelt, mit welchem er keine herzliche Verwandtschaft und Gemeinschaft empfindet, und der das Gefühl der Verbrüderung mit seinem eigenen Stamme verloren hat? Sie ist ein Freibrief selbstsüchtigen Ehrgeizes und Wetteifers in niedriger Habsucht. Er ist ein Fremder in geistiger Beziehung, was er auch der Form nach sein möge; er saugt das Blut des Menschenthumes ein, aber er ist kein Mensch. Da er an keiner

Liebe, an keiner Pflicht der Seele Theil hat, spottet er über Alles. Ist es nicht Wahrheit, was ich rede, Pasch?"

„Nicht so ganz, Mardochai," erwiderte Pasch, „wenn Sie glauben, daß ich schlechter von mir denke, weil ich ein Jude bin. Ich danke unseren Väter dafür, daß es weniger Dummköpfe unter uns, als unter anderen Racen, giebt. Aber vielleicht haben Sie Recht in der Annahme, daß ich bei den Christen deshalb nicht so gut gelitten bin."

„Katholiken und Protestanten haben einander nicht viel besser gelitten," sagte der muntere Gideon. „Wir müssen geduldig darauf harren, daß die Vorurtheile aussterben. Viele von unserem Volke stehen auf gleichem Fuße mit den Besten, und ein gut Theil unseres Blutes hat sich mit dem hoher Familien vermischt. Ich bin dafür, unsere Erwartungen vernünftig zu gestalten."

„Das bin ich ebenfalls!" rief Mardochai schnell, sich mit dem Eifer eines Mannes vorbeugend, der in einer entscheidenden Krisis für eine Sache kämpft, seine langen dürren Hände auf dem Schooße gefaltet. „Auch ich mache den Anspruch ein vernünftiger Jude zu sein. Aber was heißt vernünftig sein? — was heißt es, das Licht der göttlichen Vernunft drinnen und draußen stärker werden zu fühlen? Es heißt, mehr und mehr der verborgenen Bande zu sehen, welche die Veränderung als ein bedingtes Wachsthum erscheinen lassen und heiligen, — ja, sie mit dem Geiste der Verwandtschaft heiligen: die Vergangenheit ist mein Vater, und die Zukunft steckt mir flehende Kinderarme entgegen. Ist es vernünftig, das Mark specieller Verwandtschaft verdorren zu lassen, das die Familien der Menschen reich an gegenseitig ausgetauschten Schätzen macht, und mannigfaltig, wie die Wälder mannigfaltig sind durch die Pracht der Ceder und der Palme? Wenn es vernünftig ist, zu sagen: ‚Ich kenne nicht meinen Vater oder meine Mutter, laßt meine Kinder mir fremd sein, daß keines meiner Gebete sie rühre,' dann mag es vernünftig für den Juden sein, zu sagen: ‚Ich will danach trachten, keinen Unterschied zwischen mir und dem Heiden zu kennen, ich will das prophetische Bewußtsein unserer Nationalität nicht hegen und pflegen — möge das Hebräische aufhören zu existiren, und

mögen all seine Erinnerungen antiquarische Lappalien sein, todt wie die Wandgemälde eines Stanimes, der vielleicht einmal existirt hat. Dennoch laßt sein Kind die Rede des Griechen auswendig lernen, in welcher er seine Mitbürger bei der Tapferkeit derer, die bei Marathon fochten, beschwört, — laßt es lernen, zu sagen: Das war edel bei dem Griechen, das ist der Geist einer unsterblichen Nation! Aber der Jude hat keine Erinnerungen, die ihn zur That verpflichten; möge er lachen, daß seine Nation aus der Reihe der Nationen gestrichen ist; möge er die Denkmäler seines Gesetzes, welches den Odem gesellschaftlicher Gerechtigkeit, Nächstenliebe und häuslicher Weihen umschloß, — möge er die energievolle Kraft der Propheten, die geduldige Sorge der Meister, die Tapferkeit der als Märtyrer ins Grab gestiegenen Geschlechter, für bloßen Stoff gelehrter Kathedervorträge halten. Die Aufgabe des Juden in allen Stücken ist, es dem reichen Heiden gleich zu thun."

„Mag sein; aber was immer die Juden zu einer bestimmten Zeit geleistet haben, sie sind ein stillstehendes Volk," versetzte Lilly. „Sie sind der Typus hartnäckiger Anhänglichkeit an das Uebernatürliche. Sie mög guten Fähigkeiten an den Tag legen, wenn sie freisinnige Ideen in sich aufnehmen, aber als Race haben sie keine Entwicklung."

„Das ist nicht wahr!" rief Mardochai, sich wieder mit dem früheren Eifer vorbeugend. „Man lerne ihre Geschichte kennen und prüfe sie; man sichte die Saat, man spüre ihrem Anfang bis zum Unkraut der Wildniß nach — um so herrlicher wird die Kraft erscheinen, welche sie umwandelte. Wo giebt es sonst eine Nation, von der man so wahrhaft sagen kann, daß ihre Religion, ihr Gesetz und ihr sittliches Leben sich wie der Strom des Blutes im Herzen vermischten und ein einziges Produkt bildeten? — wo sonst ein Volk, das seinen geistigen Schatz zu derselben Zeit bewahrte und vermehrte, da es mit einem Hasse verfolgt wurde, so glühend wie die Waldbrände, welche das wilde Thier von seiner Lagerstatt aufscheuchen? Man erzählt sich eine Sage von dem Portugiesen, der, als er schwamm, um sein Leben zu retten, die Handschrift seines Gedichts zwischen den Zähnen hielt und dasselbe aus den Fluthen

rettete. Allein wie viel mehr, als dies, gilt in Wahrheit von unseren Stammesgenossen! Sie kämpften, um ihren Rang als Helden unter den Nationen zu behaupten — ja, als die Hand ihnen abgehauen ward, klammerten sie sich fest mit den Zähnen; aber als der Pflug und die Egge über den letzten sichtbaren Zeichen ihres Nationalverbandes hinweg gegangen waren, und die Fruchtbarkeit ihres Landes durch das Blut der Säer und Pflanzer erstickt ward, sprachen sie: ‚Der Geist lebt, laßt uns ihn zu einer dauernden Wohnstatt machen, — dauernd, weil beweglich, — auf daß er von Geschlecht zu Geschlecht vererbe, und unsere ungeborenen Söhne reich seien an den Dingen, die gewesen sind, und eine Hoffnung besitzen, die auf einem unveränderlichen Fundamente ruht!‘ So sprachen und so, handelten sie, obschon sie oft mit einem so leisen Leben athmeten wie in einem Sarge, oder wie ein Verwundeter, der inmitten eines Haufens Erschlagener liegt. Mit Hohngeschrei verfolgt und gehetzt wie der herrenlose Hund, machte der Hebräer sich beneidet wegen seines Reichthums und seiner Weisheit, und wurde an ihnen geschröpft, um das Bad des heidnischen Luxus zu füllen; er nahm Kenntnisse in sich auf, er verbreitete sie; seine zerstreute Race war ein neues Phönicien, das die Minen Griechenlands bearbeitete und der Welt ihre Erzeugnisse mittheilte. Der angeborene Geist unserer Ueberlieferung war, nicht still zu stehen, sondern die Erinnerungen als Saat zu benutzen und die zusammengedrängten Tugenden des Gesetzes und der Weissagungen hervorzulocken; und während der Heide, welcher gesagt hatte: ‚Was Euer war, ist unser, und nicht mehr Euer,‘ den Buchstaben unsres Gesetzes wie eine dunkle Inschrift las, oder die Pergamenttafel desselben in Schuhsohlen für eine habgierige und grausame Armee verwandelte, vermehrten unsre Meister diesen Schatz und erhellten ihn durch neue Auslegungen. Allein unser Volk war weit über die Welt zerstreut, das Joch der Unterdrückung war eine scharfe Tortur und eine schwere Last; der Verbannte mußte fern unter rohen Menschen verweilen, wo das Bewußtsein seines Stammes ihm nicht klarer war, als das Licht der Sonne zur Zeit der römischen Verfolgung unseren Vätern, die ihr Versteck in einer Höhle hatten, und nur durch das trübere

Brennen der Kerzen wußten, daß es Tag war. Was Wunder, daß die Mehrzahl unseres Volkes unwissend, beschränkt, abergläubisch ist?"

Hier erhob sich Mardochai, dessen Stuhl dicht neben dem Kamine stand, und stützte seinen Arm auf das kleine Gesimse; seine Aufregung war gestiegen, obschon seine Stimme, die er mit ungewöhnlicher Kraft erhoben hatte, heiser zu werden begann.

„Was Wunder? Die Nacht bedeutet ihnen, daß sie keine Vision haben; in ihrer Finsterniß vermögen sie nicht mehr zu weissagen; die Sonne ist über den Propheten untergegangen, und der Tag über ihnen ist dunkel; ihre Gebräuche sind wie namenlose Reliquien. Aber welche unter den Hauptnationen der Heiden hat nicht eine unwissende Menge? Sie verachten das unwissende Ceremoniell unseres Volkes; aber die verruchteste Unwissenheit ist die, welche kein Ceremoniell besitzt, sondern zu der listigen Gier des Fuchses herabgesunken ist, für den alles Gesetz nur eine Falle oder das Gebell des erwürgenden Hundes ist. Es giebt eine Erniedrigung, welche tief unter der Erinnerung steht, die in Aberglauben zusammengeschrumpft ist. In den Massen der Unwissenden dreier Welttheile, die unser Ritual beobachten und sich zur göttlichen Einheit bekennen, ist die Seele des Judenthums nicht erstorben. Erweckt wieder den organischen Mittelpunkt: laßt die Einheit Israel's, welche das Wachsthum und die Form seiner Religion erschuf, eine äußere Wirklichkeit werden! Festen Blicks auf ein Land und eine Regierungsform gerichtet, kann unser zerstreutes Volk an allen Enden der Erde die Würde eines Nationallebens theilen, das eine Stimme unter den Völkern des Ostens und Westens hat, — das die Weisheit und Geschicklichkeit unserer Race fortpflanzen wird, auf daß sie, wie in alter Zeit, eine Vermittlerin von Kenntnissen und Verständniß sei. Laßt dies geschehen, und die lebendige Wärme wird sich bis zu den schwachen Endgliedern Israel's verbreiten, und der Aberglaube wird verschwinden, nicht in der Gesetzlosigkeit des Renegaten, sondern in der Erleuchtung großer Thatsachen, welche das Gefühl erweitern und alles Wissen lebendig machen als das junge Erzeugniß geliebter Erinnerungen."

Deronda macht wirklich die Entdeckung, daß er ein Jude sei. Seine ihm bisher unbekannte Mutter läßt ihn zu sich kommen, um ihn vor ihrem Tode noch kennen zu lernen. Sie ist eine weltberühmte Sängerin gewesen, die Tochter eines gleichfalls fanatischen Juden und auch die Gattin eines solchen. Der kleine Sohn war ihr jedoch unbequem und sie übergab ihn daher mit Vergnügen ihrem Anbeter, Sir Hugo, mit der Bitte, ihn als Engländer zu erziehen. Sie selbst hat von jeher einen, bei ihrer freien Künstlernatur sehr erklärlichen Abscheu vor dem strengen Formwesen der väterlichen Religion empfunden und kann nun nicht begreifen, daß ihr Sohn geradezu erfreut über die Entdeckung seiner Abstammung ist. Die Scenen mit seiner eiskalten Mutter, welche keines anderen Gefühls mehr fähig ist, als des Schmerzes über den Verlust ihrer Stimme, sind die einzigen, in welchen Deronda endlich einmal etwas Leidenschaft zeigt, ohne daß es jedoch dieser Leidenschaft gelingt, das Herz der Mutter mit fortzureißen. Er kehrt nach England zurück, heirathet Mirah, begräbt mit ihr Mardochai und geht dann mit ihr nach dem Orient, um dort sein Leben an die Verwirklichung jener verlorenen Nationalisirungs-Ideen zu setzen. Wir können nicht umhin, den armen Mann zu bedauern: er wird ebenso wenig Befriedigung in seiner Thätigkeit finden, als wir in dem Schlußresultat des gewaltigen Romanes, der seinen Namen trägt. Auch er hat seine begeisterten Lobredner gefunden, doch bin ich überzeugt, daß der Leser, welcher sich am Genuß des Kunstwerks erfreuen will, anstatt sich in den Irrgängen

verwickelter Philosopheme zu verlieren, mit mir die George Eliot bis zu Middlemarch der Verfasserin von Daniel Deronda vorziehen wird.

Die Strodtmann'sche Uebersetzung (Berlin, Pätel, 1876) ist außerordentlich gewissenhaft, aber in der Wiedergabe der direkten Rede nicht immer glücklich.

XII.

Als letztes Buch George Eliots ist noch eine Sammlung von Aufsätzen, welche unter dem Titel „The impressions of Theophrastus Such" („Die Eindrücke des Th. Soundso") 1879 erschienen, bemerkenswerth. Es enthält Essays über allerlei weit verbreitete soziale und moralische Irrthümer. Sie zeichnen sich aus durch eine durchdringende Schärfe der Beobachtung und einen Humor, der sich oft zu schneidendem Sarkasmus zuspitzt. Die Verfasserin indentifizirt sich mit den typischen Vertretern jener Irrthümer, und so erreicht sie, daß es ihr desto besser gelingt, den Knäuel von Selbsttäuschung, Ungereimtheiten und hülflosen Bemühungen in der Seele jener Individuen zu entwirren. Der Artikel „Looking Backward" (Rückblicke) entrollt ein anmuthiges Bild englischer Vergangenheit; der „The modern Hep! Hep!" (Das moderne Hep! Hep!) überschriebene tritt mit derjenigen warmen Sympathie, die uns an der Verfasserin Daniel Derondas nicht Wunder nehmen darf, für das Judenthum ein, und die kleineren Aufsätze behandeln, meist witzig, die Schwächen

verkannter Schriftsteller oder Gelehrter und die gefährlichen Eigenheiten mancher, in der Gesellschaft wohlgelittener Leute. Sehr beachtenswerth auch für uns Deutsche scheint mir besonders der „Debasing the moral Curency“ (Wie das moralische Niveau herabgedrückt wird) überschriebene Aufsatz, welcher gegen die Vergiftung der Moral und Ertödtung des guten Geschmacks durch das Persifliren und Parodiren alles Schönen und Guten in der frivolen, modernen Posse und Operette eifert. Dieser Band voll Weisheit, Beobachtung und Ideen ist ein würdiger Schlußstein einer Schriftstellerlaufbahn, welche stets sich das hohe Ziel der Erziehung der Leserwelt zum Verständniß des höchsten Begriffes von Humanität gesteckt hatte.

Wenden wir uns nun, nachdem wir die gewaltige geistige Arbeit und das eminente künstlerische Können George Eliots zu schätzen versucht und durch eine stattliche Reihe von Bänden ihr Werden und Wachsen verfolgt haben, wieder zur Betrachtung ihres äußeren Lebens zurück, welches freilich neben der bunten Mannigfaltigkeit in ihren Schöpfungen sich fast nüchtern und armselig ausnehmen könnte, wenn wir nicht, nachdem wir George Eliot kennen gelernt, auch Mrs. Lewes mit den Augen der Liebe und Verehrung ansehen müßten.

Die Anerkennung und Bewunderung, welche George Eliots Werke beim Publikum fanden, wurde fast von der gesammten Presse getheilt. Sie war einer von den wenigen Autoren, denen es vergönnt war, sich schon bei

Lebzeiten voll und richtig geschätzt zu sehen und ihre unvergänglichen Vorzüge klar erfaßt zu wissen. Die abfälligen Stimmen der Kritik sind ganz vereinzelt und zeugen nur von großer Einseitigkeit und Beschränktheit der Urtheilenden, rühren auch ausschließlich von jener englischen, freilich sehr zahlreich vertretenen Klasse von Kritikern her, welche literarische Produkte nur auf ihre Uebereinstimmung mit dem herrschenden Kirchenglauben hin prüft. Charakteristisch für diese Gattung ist ein Aufsatz eines amerikanischen Eiferers im „Canadian Spectator“ vom zweiten April 1880, welcher es für außer allem Zweifel erklärt, „daß die Welt noch lernen würde, über den Ruhm, den sie George Eliot zu theil werden ließ, zu erröthen“. Freilich wurden nach diesem Aufsatz sofort die energischsten Proteste laut. Die ausländische Kritik erkannte, so viel mir wenigstens bekannt, ohne Ausnahme ihre Bedeutung auf das wärmste an, besonders die französische und deutsche. In Deutschland waren es namentlich Spielhagen und Wilhelm Scherer, welche eingehende Aufsätze über einzelne ihrer Werke veröffentlichten, und ein geistvoller Franzose, Ferdinand Brunetiere, spielt in seinem trefflichen Werke „Le Roman Naturaliste“ George Eliot als Trumpf aus gegen die wüste Schule der Zolaisten. Er nennt sehr richtig die große Engländerin die wahre Naturalistin, von der die französischen plumpen Photographen unendlich viel zu lernen hätten. Auch George Eliot spricht es des öfteren als ihren Grundsatz aus, der Natur sklavisch nachkriechen zu wollen. Aber sie thut das, indem sie von der tiefsten Sympathie für diese Natur und das Menschliche besonders

erfüllt ist, voll überströmender Liebe für alles was schwach, elend, sündhaft und arm ist, und sie verklärt ihre strenge Religion der Pflicht zu einer hochherrlichen Religion des Mitleids. Die Zola und ihresgleichen betrachten es als einen Triumph ihrer, alberner Weise wissenschaftlich genannten Methode, die Bestie im Menschen allüberall zu entdecken. George Eliots weitüberlegene Gefühls-Weisheit sucht und findet allüberall das ewig Menschliche!

Uebersetzungen in die meisten europäischen Sprachen und die „Tauchnitz Edition" trugen viel dazu bei, den Namen George Eliot in der ganzen gebildeten Welt bekannt zu machen. Natürlich war bei so rascher Verbreitung auch das Einkommen, welches die Verfasserin aus ihren Arbeiten bezog, ein ganz enormes, wenn auch noch nicht so groß, als z. B. das von Dickens; sie soll im Ganzen 40,000 Pfund Sterling (circa 800,000 Mark) davon eingenommen haben. Dieses große Einkommen ermöglichte ihr ein gänzlich sorgenfreies Leben, um so mehr, als Mr. Lewes ihr alle materiellen und äußeren Sorgen und Geschäfte abnahm. Er lebte in der That nur für sie, zeigte in seiner schützenden Liebe eine fast mütterliche Zärtlichkeit und bewachte ihr Leben mit jener geduldigen, unermüdlichen Sorge, welche auch die geringfügigsten Dinge nicht außer Acht läßt. Er schrieb sogar ihre Briefe, wofür ihm freilich die Empfänger nicht sehr dankbar gewesen sein mögen. Sie sollte gänzlich frei sein, um alle ihre Kraft auf das große Werk zu concentriren, welches sie allein für die Welt zu schaffen im Stande war. Diese seine Hingabe fand ihren herrlichen Lohn in der dankbarsten, treuesten

Liebe, welcher eines edlen Weibes Seele nur irgend fähig ist. Lewes war der Chorführer in der großen Schaar der Bewunderer, welche sich zu ihren Empfangsabenden in The Priory, St. James' wood drängten. Sie selbst war immer von zarter Gesundheit und liebte es nicht auszugehen, außer zu guten theatralischen und musikalischen Aufführungen, welch letztere besonders sie selten versäumte. Sie war eine verständnißvolle Anhängerin neudeutscher Musik. In ihrem drawing room sah sie sehr gern Gäste und es war für Leute, welche durch edle Bildung sich legitimiren konnten, nicht schwer, dort zugelassen zu werden. Es ist vielfach behauptet worden, daß eine lächerliche Art von Götzendienst von den begeisterten Verehrern George Eliots bei diesen Sonntagsempfängen getrieben worden sei. Daß sich exaltirte Gemüther hier und da zu geschmacklosen Aeußerungen ihres Enthusiasmus haben hinreißen lassen mögen, kann jedenfalls für Mrs. Lewes kein Vorwurf sein, denn sie war eine erklärte Feindin alles phrasenhaften, überschwänglichen Räucherwerks, welches man auf dem Altar ihres Hauses etwa anzünden mochte. Sie selbst sprach nie von ihren Werken, sondern wußte stets auf sehr geschickte Art das Gespräch auf irgend einen allgemein interessirenden Gegenstand zu lenken und hatte ihre Freude daran, wenn die Unterhaltung, die Controverse lebhafter und vielerlei Ansichten entwickelt wurden. Nicht immer war sie in der Stimmung, selbst viel zu reden, besonders nicht, wenn viele und nicht intime Bekannte beisammen waren. Sie verstand ebensogut zuzuhören, wie zu reden und hatte ein

ſo tiefes und weites Intereſſe an den Arbeiten, Meinungen und Empfindungen Anderer, wie man es bei berühmten und verwöhnten Autoren nicht oft findet. Mr. Lewes mit ſeiner zwangloſen humoriſtiſchen Art machte die Geſelligkeit in ihrem Hauſe ſehr angenehm und gemüthlich. Seine Frau hatte einfache, würdevolle Manieren, alles, was ſie that und ſprach, war durchdacht, und ihren näheren Bekannten gegenüber wachte ſie ängſtlich über jedes ihrer Worte, damit ihr ja keine Trivialitäten entſchlüpfen möchten, denn ſie fühlte es als eine heilige Pflicht, Leuten, mit denen ſie es gut meinte, ſtets das Beſte aus der reichen Vorrathskammer ihres Geiſtes zu geben. Dadurch mag allerdings ihre Redeweiſe für Solche, welche nicht wußten, wie tiefes Denken und ernſter Ausdruck des Gedachten ihr Bedürfniß und nichtiges Spiel mit Gedanken und Worten ihr im Grunde der Seele verhaßt war, etwas Pedantiſches, Predigthaftes bekommen haben; diejenigen aber, welche ſie verſtanden, waren ihr dankbar, daß ſie gerade ſo und nicht anders ſprach, weil man ſtets eine Fülle ſchönſter Anregung, reichen Stoffes zum Nachdenken mitnahm und ſich zu geiſtigen Kämpfen neue Kraft, in Gewiſſenszweifeln und Gefühlsbedrängniſſen Rath und Troſt mit nach Hauſe nahm. Durch das überall durchblickende Intereſſe für ihre Mitmenſchen, und vorzüglich den leidenden Theil derſelben, durch ihren feſten Willen, ihren ſcharfen, faſt untrüglichen Blick in das Innere der Menſchenſeele und ihr ſicheres Bewußtſein von Recht und Pflicht gegen das Selbſt wie gegen die Mitwelt, übte ſie eine für ſchwächere Charaktere wirklich unwiderſtehliche

Anziehungskraft aus und erweckte in allen rath- und hilflosen Herzen das Bedürfniß, ihr alle Sorgen, Kümmernisse, Zweifel und Scrupel mitzutheilen und von ihrer Weisheit und Rechtlichkeit sich Entscheidung in den wichtigsten Angelegenheiten des inneren Lebens zu erholen.

Eine nahe Bekannte von ihr, Miß Edith Simcox, schrieb in „The Nineteenth Century“ (Mai 1881) über ihr Verhalten Freunden gegenüber Folgendes: „In der Freundschaft hatte George Eliot die unbewußte Anspruchsvollheit einer reichen Natur. Ein Vakuum im Denken oder im Charakter war ihr unerträglich und Bewunderung war ihr gleichgültig, wenn sie nicht ihre Wurzeln in der Grundübereinstimmung mit jenen Hauptprincipien zu haben schien, welche sie für „am nothwendigsten zum Heile“ hielt. Wo diese Sympathie vorhanden war, schenkte sie ihre großherzige Zuneigung jedem Glaubens- und Arbeitsgenossen, ohne dabei besonders auf die Thatsache Rücksicht zu nehmen, daß solche volle Sympathie niemals anders auftrat, als in Begleitung der tiefsten Liebe und Verehrung für sie selbst, welche als ein lebendiges Zeugniß für die Wahrheit und Macht der gemeinschaftlichen Principien dastand. Sie zu lieben war ein hartes Vergnügen, denn trotz des zarten Mitgefühls für jede menschliche Schwäche, das ihr angeboren war, trotz der peinlichen Nachsicht ihres klaren Urtheils, blieb doch die Thatsache bestehen, daß der ihr natürliche Standpunkt gänzlich unerreichbar war, und daher war es für ihre Freunde eine schmerzliche Aufgabe, empfinden zu müssen, daß sie von demselben herabzusteigen genöthigt war, um ihrer Schwachheit sich faßbar zu machen.

Die entschiedene Bescheidenheit ihrer Selbstschätzung und die ungekünstelte Bereitwilligkeit, mit welcher sie sich jedem Sünder, der ihren Rath suchte, gleichstellte, erzeugte dieselben Eigenschaften als Folge in Allen, welche im Stande waren zu vergleichen, was sie an sich selbst verdammte und was sie an Anderen duldete. Und dabei war doch ohne Zweifel diese völlige Abwesenheit jeder Selbstgenügsamkeit auch mit eine Folge der leidenschaftlichen Zärtlichkeit, mit welcher so viele Durchschnittsmenschen ihrer unsterblichen Freundin zu nahen wagten."

Ein anderer Gewährsmann schreibt: „Mrs. Lewes' Humor hatte, obwohl er von ihrer tiefen Erkenntniß des Zwiespaltes zwischen den äußeren und inneren Schicksalen der Menschen genährt wurde, außer in sehr intimen Momenten keinen übermüthigen Charakter. In jedem ihrer Gespräche, so voll Inhalt und Weisheit, so gewählt im Ausdruck sie auch waren, herrschte doch derselbe eifrige Ernst, welcher freilich denen, welche von ihr wirklich lernen wollten, willkommener war, als jenen, welche nur eine müßige geistreiche Stunde genießen wollten. Solche gemischte Gesellschaften waren eine große Anstrengung für sie. Ihr Geist konnte sich nicht so leicht aus einer Individualität in die andere finden, und wenn sie nachher daran dachte, daß sie vielleicht eine Schwierigkeit, welche man ihr vorgelegt hatte, nicht recht verstanden, das falsche Wort zu einem erwartungsvollen Herzen gesprochen hätte, so konnte sie sich mit wahrhaft schmerzlichen Selbstanklagen quälen. Vielleicht erschien niemals einem Phantasie-Schriftsteller (jedenfalls keinem Autor sogenannter ‚leichter

Literatur") sein Ruhm so völlig als eine Verantwortlichkeit. Jeder Schritt, den sie in der öffentlichen Gunst vorwärts that, trieb sie zu immer unabläſſigerer Strenge gegen ſich ſelbſt an, einer Strenge, welche vielleicht ihren ſpäteren Büchern durch die übermäßige Ausarbeitung, zu der ſie verleitete, geſchadet haben mag. Die Gefahr einer ſolchen zu eifrigen und empfindlichen Sorgfalt erkennend, enthielt ſie ſich faſt ganz des Leſens der Kritiken ihrer Werke. Sie fand keinen Geſchmack an oberflächlichen Lobpreiſungen. „Allgemeines Lob" — ſchrieb ſie an einen Freund — „oder Lob mit falſchen Noten in ſeiner Melodie iſt etwas, was man mit beſchwerlicher Reſignation ertragen muß." Und andererſeits fühlte ſie, daß Tadel oder ein Urtheil, welches Dinge von ihr verlangte, die ſie nicht geben konnte, nur dazu dienen würde, ſie zu behindern und zu bedrücken. Hier, wie in allen ſolchen Lagen, ſtand Mr. Lewes zwiſchen ihr und der Außenwelt mit ſeiner ehrlichen Sorge, mit welcher er den koſtbaren Vortheil bezahlte, welchen ſein Charakter aus dem ihrigen zog."

Ueber ihr Aeußeres gehen die Anſichten ihrer Freunde ziemlich auseinander. Mit den gewöhnlichen Begriffen weiblicher Schönheit läßt ſich das maſſige, durch und durch charakteriſtiſche Geſicht freilich nicht vereinigen. Es mußte nothwendiger Weiſe einen gar verſchiedenartigen Eindruck machen, da es in eminentem Grade die Fähigkeit beſaß, jede, auch die leiſeſte Nüance in ihrem inneren Leben wiederzuſpiegeln. Daher erſchien es Manchem, der ſie ernſt nachdenkend, oder einem moraliſchen Gebrechen erbarmungslos nachgehend fand, herb, finſter, ja abſtoßend. Andere

wiederum, denen sie in einem großen Schmerze mild zusprach und mit innigster Theilnahme den rechten Weg wies, wissen nicht genug zu erzählen von dem liebevollen Ausdruck ihres Auges und dem geradezu anmuthig zu nennenden Spiel ihrer Mundwinkel. Darin stimmen Alle überein, daß ihre Züge eine auffallende Aehnlichkeit mit denen von Dante, Savanarola und Cardinal Newmann hatten. Ihr Kopf war groß, die Stirn hoch, das untere Gesicht massig, die grauen Augen leuchteten von Zeit zu Zeit voll Empfindung auf. „Ihr Angesicht athmete Geist und Musik" sagte Jemand von ihr. Sie war von mitlerer Größe, ihr allgemeines Benehmen gesetzt und anmuthig, ihre Sprache fließend und vollendet, aber etwas abgemessen; ihre Stimme klar und melodiös, im Allgemeinen monoton dahin gleitend, jedoch im Eifer hie und da höher werdend. Ihr charakteristisches Kostüm war ein enganschließendes langes Gewand. Der Kopf trug eine üppige Fülle hellbraunen Haares, welches zu beiden Seiten tief über das Gesicht fiel und mit reichen Valenciennes-Spitzen drapirt war.

In reinem häuslichen und geselligen Glück, in ernster unabläßiger Arbeit floß die Reihe ihrer Jahre in ruhiger Gleichmäßigkeit dahin, welche nur durch fruchtbringende Erholungsreisen nach dem Continent unterbrochen wurde. Im Jahre 1870 war Lewes' erste Frau glücklicherweise gestorben, und George Eliot hatte die Genugthuung, ihre langjährige Ehe nun auch gesetzlich anerkannt und kirchlich eingesegnet zu sehen. Aber es blieben ihr nicht mehr viel Jahre an der Seite dieses besten der Männer gewährt: er starb ganz plötzlich am 30. November 1878. Sie gründete zu

seinem Andenken ein reiches Stipendium: „The George Henry Lewes' studentship.“ Sie lebte nach dem Tode ihres Gatten in gänzlicher Zurückgezogenheit auf ihrem Landsitz in Surrey. Schwere Jahre mögen es gewesen sein für diese Frau, die nun zum ersten Male in ihrem Leben mit der ganzen Hülflosigkeit eines rein geistigen Menschen der kleinen Sorgen der Alltäglichkeit gegenüberstand und einer Seele, welche sie ganz allein für sich in Anspruch nehmen und lieben konnte, entbehren mußte. Das schmerzlichste Empfinden dieser Vereinsamung bewog sie in ihrem 61. Lebensjahre, noch ein zweites Ehebündniß einzugehen. Ein alter Freund ihres Hauses, Herr John Walter Croß, der schon seit den Sechziger Jahren in begeisterter Verehrung und dankbarster Treue an ihr gehangen hatte, nahm, obwohl bedeutend jünger als sie, die schöne Pflicht auf sich, das theure Leben George Eliots in den Schutz aufmerksamster Fürsorge zu nehmen, dessen es so sehr bedurfte. Am 6. Mai 1880 reichte sie ihm die Hand, nicht ohne daß ihre Freunde große Zweifel gehegt hätten an der Klugheit dieses Schrittes. Doch konnten die wenigen Intimen, welche sie in ihrem neuen Heim in Cheyne Walk Chelsea besuchten, die Ueberzeugung davontragen, daß sie auch von diesem zweiten Gemahl mit gleicher Aufopferung und Treue gepflegt werde. Sie war niemals von starker Gesundheit gewesen. Der Schmerz um Lewes' Verlust hatte sie überdies noch sehr mitgenommen; dennoch aber hatte ihre geistige Frische sie noch über Wasser gehalten und ein längerer Aufenthalt in Italien nach ihrer Hochzeit schien sie wieder ganz gekräftigt zu haben. Allein der

ungewöhnlich ſtrenge Winter von 1880 zu 81 war zu viel für ſie. Am Freitag, dem 19. Dezember, wohnte ſie einer Studenten-Vorſtellung des „Agamemnon“ bei, Sonnabend beſuchte ſie ein Concert in St. James' Hall, wo ſie ſich eine kleine Erkältung zuzog, welche in wenigen Tagen ihren Tod herbeiführte. Sonntag hatte ſie noch Gäſte empfangen und Mittwoch den 22. verſchied ſie ſchon ſtill und ſchmerzlos. Das Begräbniß fand am 29. Dezember auf dem Highgate-Kirchhof ſtatt. Der bekannte unitariſche Prediger Dr. Sadleir, welcher auch Lewes zu Grabe geleitet hatte, hielt eine warme und rückſichtsvolle, wenn auch etwas theologiſche Rede, in welcher er anknüpfend an ihre ſogenannte „poſitiviſtiſche Hymne“: „O may I join the choir invisible“ (O, möcht' ich mich dem unſichtbaren Chor geſellen) den Werth ihrer literariſchen Arbeit anerkannte und ihren Namen einen zur Unſterblichkeit geborenen nannte. In Gegenwart einer großen Menge künſtleriſch, wiſſenſchaftlich oder ſonſt wie hervorragender Leute und vieler perſönlicher Freunde und Bewunderer ihrer Schriften wurde ſie neben Lewes in die Gruft geſenkt. Die Inſchrift auf ihrem Sarge lautet:

George Eliot
Born, 22nd. Nov. 1820.* Died, 22nd. Dec. 1880.
Quella fonte
Che spande di parlar si largo fiume.

D. h. „Welch reicher Strom der Rede floß aus dieſem Munde.

* Dieſe Jahreszahl iſt falſch; ſie wurde 1819 geboren.

Nachtrag.

Der größte Theil des vorliegenden Werkes war bereits gedruckt, als bei Blackwood in Edinburgh „George Eliots life, as related in her letters and journals, edited by her husband J. W. Cross“ erſchien, welches in dieſen letzten Tagen auch bereits in der Tauchnitz Edition herausgekommen iſt. Glücklicherweiſe ließ ſich die Fertigſtellung meines Buches noch ſo lange aufhalten, daß ich nun im Stande bin, wenn auch nur in der Form eines Nachtrages, den weſentlichen Inhalt dieſes hochintereſſanten, quasi autobiographiſchen Werkes im Intereſſe meiner Leſer zu verwerthen. Ich bemerke bei dieſer Gelegenheit, daß meine Arbeit die erſte war, welche über George Eliot in dieſem Umfang überhaupt verfaßt wurde, denn ſie wurde bereits am 1. November 1882 dem Verleger, welcher die Anregung dazu gegeben hatte, druckfertig ausgeliefert. Andere Unternehmungen jener Verlagshandlung verzögerten die Publikation meines Buches von Jahr zu Jahr und machten endlich die Uebertragung des Manuſkriptes an den gegenwärtigen Herrn Verleger nothwendig. Inzwiſchen hat Mathilde Blind den Engländern eine ſehr hübſche Schilderung des Lebens und

Schaffens ihrer großen Dichterin geschenkt. Ich hatte, als ich meine Arbeit begann, keine anderen Quellen für das Leben und den Bildungsgang George Eliots, als eine, allerdings große Anzahl von Aufsätzen und Nekrologen in Zeitschriften, einzelne Mittheilungen persönlicher Bekannter u. s. w.; dennoch darf ich nach dem Erscheinen des Croß'schen Werkes mit Genugthuung constatiren, daß meine Daten und Angaben über das äußere Leben George Eliots nur ganz geringfügiger Correkturen bedürfen, und daß ich auch da, wo ich aus dem gegebenen thatsächlichen Material meine eigenen Schlüsse zog, durchweg das Richtige getroffen habe. Ueber das reiche innere Leben der großen Schriftstellerin und Denkerin bringt das umfangreiche Buch ihres Gatten (4 Bände der Tauchnitz Edition!) eine solche Fülle inhaltreicher Dokumente, daß das Studium derselben allen denkenden Lesern, welche aus Eliots Werken auch tiefere Sympathieen für ihre Lebensweisheit, ihren positivistischen Idealismus geschöpft haben, auf das Wärmste zu empfehlen ist. Das Werk besteht, wie der Titel besagt, nur aus Briefen und Tagebuchabschnitten, in chronologischer Anordnung, mit wenigen eingestreuten Bemerkungen des Herrn Croß, welche über die Persönlichkeiten der Adressaten informiren und sonstige nothwendige Aufschlüsse geben. Die Eintheilung in Capitel mit summarischer Inhaltsübersicht und besonders der Generalindex am Schlusse machen dasselbe zu einem wahren Compendium Eliot'schen Geistes. Es übertrifft durch diese vorzügliche Anordnung und die gute Auswahl des Materials bei weitem die mir bekannten Briefsammlungen

und giebt so mehr, als vielleicht eine wirkliche Autobiographie gegeben hätte. Es ist in seiner Bedeutung und Nutzbarkeit mit dem Wagner-Lexikon von Glasenapp und von Stein zu vergleichen.

Ich will nun noch eine Reihe von kurzen Auszügen aus dem Croß'schen Werke hierher setzen, welche mir besonders charakteristisch erscheinen und das im Vorstehenden entworfene Charakterbild George Eliots noch heller zu beleuchten geeignet sind.

Ueber das Kind Mary Ann Evans sagt Croß Seite 24 folgendes:

„Das kleine Mädchen hatte schon sehr frühe die Empfindung, daß es einst in der Welt etwas vorstellen werde. Sie erinnerte sich, daß sie einmal, als sie erst vier Jahre alt war, auf dem Klavier gespielt habe, wovon sie keinen Ton kannte, um dem Dienstmädchen den richtigen Begriff von ihren Fertigkeiten und überhaupt von ihrer bevorzugten Stellung beizubringen. Das war die Zeit, in welcher die Liebe zu ihrem Bruder des Kindes Herz zu erfüllen begann. Sie pflegte ihm immer auf dem Fuße zu folgen und bestand darauf, Alles zu thun was er that. Sie war in diesen Kindertagen durchaus nicht frühreif im Lernen. Ihre Stiefschwester Mrs. Houghton, welche ungefähr vierzehn Jahr älter war, hat mir nämlich erzählt, daß sie mit einiger Schwierigkeit lesen lernte; aber Herr Isaak Evans sagte, daß dies nicht wegen einer langsamen Auffassungsgabe gewesen wäre, sondern weil sie so viel lieber spielen mochte. Bloße Aufgeweckтheit war keineswegs charakteristisch für ihren Geist. Ihre Natur war eher schwerfällig, langsam wachsend, und sie hatte jedenfalls nichts von einem Wunderkinde an sich. Die Entwickelung ihres Gemüthes zeigte von den frühesten Jahren an jenen Zug, der ihr ganzes Leben hindurch am meisten in ihr vorherrschend war, nämlich das absolute Bedürfniß nach einem Menschen, der ihr Alles in Allem sein und dem sie wieder Alles in Allem sein konnte.

Höchst eifersüchtig in ihrer Zuneigung und leicht zum lachen oder zum weinen bewegt war ihre Natur der höchsten Freude wie des höchsten Schmerzes gleich fähig und kannte den ganzen Reichthum und das ganze Leid einer ungemein exclusiven Gemüthsstimmung. Sie war zärtlich, stolz und empfindlich im höchsten Grade."

Die erste ordentliche Schule, welche sie besuchte, wurde nicht von Miß Lewis geleitet, wie ich geschrieben habe, sondern von Miß Wallington. Erstere Dame war jedoch die Hauptlehrerin und diejenige, deren religiöse Ueberspannung viele Jahre hindurch das junge Mädchen so stark beeinflußte. Die Reihe von Briefen an Miß Lewis, welche Croß mittheilt, zeigt uns Mary Ann in einem gefährlich überreizten Zustand außerweltlichen Empfindens. Ausgerüstet mit allen Schlagwörtern der Theologie und mit genauester Kenntniß der Bibel verbreitet sie sich darin fast ausschließlich über Glaubensfragen und quält sich mit den unseligsten Scrupeln ab. Allem Weltlichen war sie zu der Zeit so sehr abgewandt, daß „die Theilnahme an Vergnügungen ihr eine Teufelsschlinge, Kleidung Eitelkeit, Gesellschaft Gefahr bedeutete". Sie, deren höchste Lust späterhin die Musik wurde, hielt damals selbst Oratorien für eine sündliche Profanation des Göttlichen!

Von Bedeutung im Hinblick auf das Prinzip ihres eigenen späteren Schaffens ist ein Ausspruch über Bulwers „Devereux", den sie mit dreizehn Jahren las und worin sie in ihrem zwanzigsten an Miß Lewis schreibt:

Es scheint mir sehr ungerecht zu sein, nach Belieben eine Reihe von Umständen und von Charakteren zu erfinden um damit gewisse Ansichten zu entwickeln. Auf diese Weise kann man sehr gut den Atheismus als vortrefflich für die Glückseligkeit der Gesellschaft

geeignet erscheinen lassen. Ich erinnere mich eines höchst liebenswürdigen Atheisten, welcher in Bulwers Devereux geschildert war, und noch längere Zeit, nachdem ich das Buch gelesen hatte, fühlte ich mich gar sehr erschüttert von dem Eindruck, daß Religiosität kein Erforderniß moralischer Untadelhaftigkeit sei."

Nun, wir wissen, mit welcher Consequenz die spätere George Eliot bestrebt gewesen ist, diesen Grundfehler aller tendenziösen und nicht ganz realistischen Dichtung zu vermeiden. Nur in Daniel Deronda begeht sie ihn selbst.

Ohne den Umgang mit den Brays und ohne die Vereinigung mit Lewes hätten wir keine George Eliot gehabt — das bestätigen ihre Briefe aller Orten. Hier zwei Stellen aus Schreiben an einen Mrs. Pears, in welchen sie sich über ihre so gänzlich veränderte Ueberzeugung in Glaubenssachen und über den dadurch unvermeidlich gewordenen Bruch mit ihren früheren Freunden ausspricht.

„Obwohl ich unter die Beweggründe meines Handelns weder die Furcht vor einer ewigen Rache, noch die Dankbarkeit für prädestinirte Erwählung, noch die Hoffnung auf Enthüllung zukünftiger Herrlichkeit rechnen kann, so nehme ich doch durchaus theil an dem Glauben, daß der einzige Himmel hier oder hernach nur in Uebereinstimmung mit dem Willen des Höchsten zu finden ist: im unabläßigen Streben nach der Erreichung des Vollkommenen, welches der wahre Logos ist, der im Busen des einigen Vaters wohnt. — Immer klarer wird mir die Pflicht, das Glück zu finden!" —

Und 1843 schreibt sie an Miß Sara Hennel:

„Gesetzt, ein einflußreiches Glied einer Familie befände für gut, ein Herkommen nicht mitzumachen, welches nach der Meinung aller übrigen Glieder eng verknüpft ist mit Allem, was heilig und

verehrungswürdig ist. Es vermag seine Gründe ihnen nicht verständlich zu machen, und so wird sein Gebahren als eine Lockerung der alten moralischen Bande angesehen. Die übrigen sind auch angefressen von der Krankheit, welche man bei jenem vermuthet. Alle die Schrauben, welche einst die Ordnung aufrecht erhielten, erscheinen gelockert und in mehr als einem Falle mag das Glück eines Menschen zerstört worden sein durch die Verwirrung von Begriffen, welche einmal zu Prinzipien geworden sind. Aber, muß man fragen, wie soll man denn irgend etwas für den Fortschritt der Menschheit thun? Sollen wir fortfahren den Aberglauben zu pflegen aus einer Furcht, die mit jedem Glauben an irgend welches höchstes Wesen unvereinbar ist? Ich glaube die beste Art unsere Mission zu erfüllen ist die, guten Samen in guten Boden zu säen und nicht Unkraut auszurotten, wo wir unvermeidlich den Weizen mit ausraufen müßten. Wir können nicht genug um die Freiheit der Forschung ringen und kämpfen, und wir dürfen nicht lässig darin sein, alles was rein und lieblich ist an unserer Ueberzeugung schon dem unbeeinflußten Kindessinn mitzutheilen. Die, welche schreiben können, mögen es thun, und zwar so kühn sie wollen, und Niemand möge zaudern, zur rechten Zeit sein offenes Bekenntniß abzulegen!"

Welch' edle, männliche Gesinnung, möchte man ausrufen! Und das schreibt ein englisches Mädchen 1843! Mary Ann besuchte von der Zeit an die Kirche nicht mehr, weil ihrer strengen Wahrheitsliebe das geistlose Spiel mit leeren Formeln gänzlich zuwider geworden war: „Diese lieben orthodoxen Leute (schreibt sie) reden manchmal so einfältig, daß ich mich oft nicht enthalten kann zu glauben, sie ironisirten ihre eigenen Glaubensartikel, ihre eigene Furcht, obwohl sie männlich gegen den bösen Feind zu fechten vermeinen." Als sie später zur Pflege ihres kranken verwittweten Vaters in dessen Haus zurückkehrte, besuchte

sie auch den Gottesdienst wieder, um ihm den Schmerz über ihren „Abfall" nicht gar zu peinlich empfindlich zu machen.

Die erste Reise nach dem Continent, der Aufenthalt in Genf 1849 brachte erst die lichten Seiten ihres Gemüthes zur rechten Entfaltung. Ihre Briefe an die Brays von Genf aus zeigen schon den köstlichen Humor der späteren Romandichterin. Wie schön ist folgende Briefstelle, welche Miß Evans schon so gut vorbereitet zeigt für die Aufnahme der Comte'schen Lehre:

„Ich denke mit Schaudern an meine Rückkehr nach England. Es erscheint mir als das Land der Düsterheit, der Langenweile, der Flachheit; aber bei alledem ist es doch das Land der Pflicht und der Liebe, und die einzig glühende Hoffnung, die ich für mein zukünftiges Leben hege, ist die, daß mir eine Frauenpflicht zu theil werde — eine Möglichkeit, mich hinzugeben und dafür den täglichen Erfolg einer ruhigen Glückseligkeit im Leben eines Anderen zu sehen."

Fünf Jahre später erst sollte diese ihre Hoffnung sich erfüllen. Im September 1851 schrieb sie an Mr. Bray:

„Ich wurde neulich in Jeffs Laden Lewes vorgestellt — in seiner Erscheinung eine Art Miniatur-Mirabeau."

Erst etwas später führte Herbert Spencer ihn zu ihr. 1853 schreibt sie:

„Lewes war wie immer geistreich und amüsant. Er ist ganz besonders liebenswürdig und aufmerksam gegen mich und hat ganz meine Achtung gewonnen, nachdem er genug Tadel zu hören bekommen hat. Er ist, wie wenige Leute auf Erden, viel besser als er scheint. Ein Mann von Herz und Gewissen, welcher die Maske der Geschwätzigkeit trägt."

Man kann sich wohl vorstellen, wie wenig die Gesellschaft geneigt war, Lewes gerecht zu beurtheilen: ein Mann, dessen Frau davongelaufen ist, der seinen ganzen Hausstand (mit drei Söhnen) auflöst, und der dennoch durch seine Zungengeläufigkeit, sein Erzählertalent und seinen Witz jede Gesellschaft erheitert — — das mußte doch ein Mensch ohne allen sittlichen Halt sein! Auch Miß Evans traute ihm anfangs nicht recht, mußte ihm aber dennoch „wider ihren Willen gut werden". Daß ihre gute Meinung von ihm, wie stets ihr Urtheil über Menschen, vollkommen berechtigt gewesen war, bestätigte die lange, überaus glückliche, segensreiche Ehe, welche sie mit diesem musterhaftesten aller Gatten berühmter Frauen führte.

Die Eheschließung selbst erregte übrigens auch die Verwunderung ihrer intimsten Freunde. Wir finden in der Sammlung einen Brief an die Brays vom September 1855, in welchem sie sich über die Beweggründe zu jenem auffallenden Schritt des Näheren ausläßt. Hier einige Stellen daraus:

„Wenn es in meinem ganzen Leben irgend eine Handlung oder ein Verhältniß gegeben hat, welches ich mit tiefstem Ernst erfaßt habe, so ist es mein Verhältniß zu Mrs. Lewes. Es ist freilich natürlich genug, daß Ihr mich in mancherlei Weise mißversteht, denn Ihr seid nicht nur mit Mr. Lewes' wirklichem Charakter nicht bekannt, sondern es ist auch mehrere Jahre her, daß Ihr und ich uns nicht gesehen haben und es ist möglich, daß die Veränderungen in meiner Anschauungsweise ganz in entgegengesetzter Richtung erfolgt sind als in welcher Ihr annehmen mögt. Niemand kann überzeugter als Ihr von der Möglichkeit sein, daß zwei Menschen über wichtige

Dinge mit derselben Ehrlichkeit gänzlich verschiedene Meinungen haben können und eine gleich ernste Ueberzeugung, daß ihre resp. Meinungen die allein wahrhaft moralischen seien. Wenn wir in der Frage des Ehegesetzes auseinandergehen, so kann ich doch jedenfalls glauben, daß Ihr Euch nur an die Ansicht haltet, welche Euch gut zu sein scheint; und ich wüßte nicht, was Euch abhalten sollte, dasselbe von mir zu glauben..... Leicht und mühelos zu brechende Bande sind etwas, was ich weder theoretisch wünschen noch wofür ich praktisch leben möchte. Frauen, welche mit solchen Banden zufrieden sind, handeln nicht so, wie ich es gethan habe. Daß irgend eine nicht weltliche und nicht abergläubische Person, welche mit den Realitäten des Lebens wirklich bekannt ist, mein Verhältniß zu Mr. Lewes für unmoralisch erklären kann, das vermag ich nur zu verstehen im Hinblick auf die spitzfindigen und complicirten Einflüsse, welche oft eine herrschende Meinung heranbilden. Aber gleichviel, ich verstehe es und erlaube mir keine anmaßenden oder unnachsichtigen Gedanken über die, welche uns verdammen, obwohl wir allerdings ein etwas anderes Urtheil hätten erwarten können. Von der Majorität der Menschen haben wir natürlich auf nichts Besseres als Verurtheilung gerechnet. Wir führen kein Leben der Selbstgenügsamkeit, es sei denn, daß wir, uns gegenseitig beglückend, alle Dinge leicht finden. Wir geben uns die größte Mühe, für andere besser als für uns selbst zu sorgen, und jede Verantwortlichkeit, die wir uns auferlegt haben, zu erfüllen."

Es ist hier nicht der Ort, auf die detaillirte Beschreibung der zahlreichen Reisen, welche das Ehepaar Lewes nach dem Continent unternahm, näher einzugehen. Ich mache nur besonders aufmerksam auf die Briefe aus Weimar, Berlin und München, welche eine Fülle von interessanten Beobachtungen enthalten und uns Portraitskizzen einer großen Anzahl noch lebender deutscher Berühmtheiten geben, in denen sich bereits der scharfe Blick

für das Charakteristische bemerklich macht, durch welche sich später die große Novellistin so sehr auszeichnete. Ich nenne hier nur die Namen: Franz Liszt, Schöll (den weimarischen Bibliothekar), Hoffmann von Fallersleben, den Marquis von Ferrières, Joachim Raff; in Berlin Adolf Stahr, Fanny Lewald, Max Ring, Dr. Behse, Wilhelm Schadow, Varnhagen, Dubois-Reymond, Mommsen, General Pfuel und besonders Professor Gruppe, der ihr ganz ausnehmend gefiel. In München verkehrte sie mit Kaulbach, Bodenstedt, Heyse, Geibel, Riehl, Liebig, den Professoren Wagner, Martius, v. Löher, Bluntschli und Melchior Meyr.

In ihrem Tagebuch vom September 1856 finden wir folgende wichtige Stelle:

„Der September 1856 bezeichnet eine neue Aera in meinem Leben, denn damals begann ich meine belletristische Schriftstellerei. Es war immer ein unbestimmter Traum von mir gewesen, daß ich irgend wann einmal einen Roman schreiben würde und meine schattenhafte Vorstellung von dem, was dieser Roman sein sollte, veränderte sich natürlich von einer Epoche meines Lebens zur anderen. Aber mit dem wirklichen Schreiben brachte ich es nie weiter als bis zu einem einleitenden Kapitel, welches ein Dorf in Staffordshire und das Leben in den benachbarten Farmen beschrieb. Wie die Jahre dahingingen, verlor ich alle Hoffnung, daß ich jemals im Stande sein würde, einen Roman zu schreiben, gerade so wie ich auch späterhin bei allem, was ich unternahm, kein Selbstvertrauen hatte. Ich dachte immer, es fehle mir an dramatischer Kraft sowohl für den Aufbau, wie für den Dialog, aber ich fühlte, daß mir die beschreibenden Theile leicht werden würden. Mein Einleitungskapitel war reine Beschreibung, obwohl gutes Material für dramatische Darstellung darin war. Es fand sich zufällig unter den Papieren, welche ich mit mir in Deutschland hatte, und eines

Abends in Berlin fühlte ich mich veranlaßt, es Georg vorzulesen. Es packte ihn als ein Stück realistischer Beschreibung und ließ ihn die Möglichkeit sehen, daß ich im Stande sein könnte, einen Roman zu schreiben, obwohl er durchaus nicht glaubte, daß ich dramatische Kraft besitze. Als wir nach England zurückkehrten und ich mit meinen anderen Schriften weit größeren Erfolg erzielte als er jemals geglaubt hatte, verstärkte sich bei ihm der Eindruck, daß es wohl der Mühe werth sein möchte zu versuchen, wie weit meine Geisteskräfte ausreichend seien zur Hervorbringung eines Romans. Er sagte nun ganz entschieden, „Du mußt versuchen, eine Geschichte zu schreiben!" und als wir in Tenby waren, trieb er mich an, sofort damit zu beginnen. Dennoch schob ich es hinaus, wie ich es gewöhnlich zu thun pflege mit jeder Arbeit, die sich nicht als absolute Pflicht erweist. Eines Morgens aber, als ich darüber nachdachte, was der Gegenstand meiner ersten Geschichte sein sollte, verfielen meine Gedanken in einen träumerischen Halbschlaf, in welchem ich mich selbst träumte als eine Geschichte schreibend, deren Titel lautete: „Die traurigen Schicksale des Hochwürdigen Amos Barton." Sogleich wurde ich ganz munter und erzählte es Georg. Er sagte: „O, was für ein famoser Titel!" und sofort beschloß ich, daß dies meine erste Geschichte werden sollte. Georg pflegte zu sagen: „Kann sein, daß es mißlingt, daß Du nicht im Stande bist, Belletristik zu schreiben. Vielleicht wird es auch gerade gut genug, um einen zweiten Versuch zu lohnen. Es kann auch sein, daß Du gleich ein Meisterwerk schreibst, wer kann es sagen? Du hast Witz, Beschreibungstalent und Philosophie — diese Dinge helfen schon ein gut Stück vorwärts bei einem Roman. Es ist schon der Mühe werth, daß Du das Experiment versuchst" .... Als ich ihm einige Wochen später den ersten Theil von Amos vorlas, zweifelte er nicht mehr an meiner Fähigkeit, den Plan durchzuführen. Die Scene in Croßfarm beruhigte ihn darüber, daß ich jene Eigenschaft besitze, welche ihm am zweifelhaftesten war — es sei ihm klar, daß ich guten Dialog schreiben könne. Es blieb noch die Frage, ob ich über das nöthige Pathos verfügte und diese sollte entschieden werden durch die Art und Weise, wie ich Milly's Tod behandelte. Eines Abends fuhr

Georg in die Stadt, um mir einen ſtillen Abend dafür zu laſſen. Ich ſchrieb das Kapitel von da an, wo der Schäfer Mrs. Hackit die Nachricht bringt bis zu dem Moment, wo Amos von dem Sterbebette weggezogen wird und las es dann Georg vor, als er nach Hauſe kam. Wir weinten beide darüber und dann kam er zu mir, küßte mich und ſagte: „Ich glaube dein Pathos iſt beſſer als dein Humor.“

Meine Darſtellung der Reihenfolge, Conception und Aufnahme der einzelnen Werke bedarf keiner weſentlichen Berichtigung, nur habe ich im Allgemeinen die Honorare, welche ſie empfing, etwas zu gering angegeben. Romola erſchien übrigens nicht bei Blackwood, ſondern bei Smith & Comp. in London, welcher ihr 7000 Pfund dafür zahlte (alſo 140000 Mark). Man ſieht aus dieſer Thatſache, daß ſie trotz ihres allem gewöhnlichen ſo abgeneigten Sinnes doch als ächte Engländerin genug matter of fact war, um dieſem glänzenden Geſchäft zu Liebe ſelbſt einen ſo idealen Verleger, wie Blackwood einer war, untreu zu werden. Wir ſehen aus den ſehr zahlreichen Briefen an dieſen letzteren, daß er ein Mann von feinſtem literariſchen Urtheil war, welcher der künſtleriſchen Entwickelung George Eliots mit wirklichem Verſtändniß zu folgen vermochte und an ihrer Perſönlichkeit, an ihrem äußeren wie inneren Leben einen Antheil nahm, welcher weit über das geſchäftliche Intereſſe hinausging. Die Geſchichte ihrer einzelnen Werke iſt hauptſächlich in dieſen Briefen an ihren Verleger enthalten.

Ueber den vielfachen Wechſel ihres Wohnortes in England habe ich in meinem Buche nicht berichtet, da mir dies für deutſche Leſer nicht von Intereſſe zu ſein ſcheint. Zu meiner Darſtellung ihrer Geſelligkeit erwähne

ich noch, daß sie mit den meisten hervorragenden Persönlichkeiten Englands in Literatur und Wissenschaft bekannt, zum Theil eng befreundet war. So z. B. mit Lord Lytton, Dickens, Tennyson, Wilkie Collins, Frau Beecher-Stowe, Harriet Martineau und vielen andern in Deutschland wenig bekannten Persönlichkeiten. Die zahlreichsten Briefe schrieb sie an ihre Wohlthäter, die Brays, an Miß Sara Hennel, an ihren Verleger, an die Professorin Congreve, an Frau Peter Taylor und an Madam Bodichon.

Aus einem Briefe an diese letztere führe ich einige Zeilen an, welche recht bezeichnend sind für ihr Benehmen als Freigeist den Gläubigen gegenüber.

„Bitten sie mich doch nie wieder, daß ich einem Menschen seinen religiösen Glauben nicht rauben sollte — als ob mein Sinn nach solchem Raube stände! Ich habe eine zu tiefe Ueberzeugung von dem Werth jedes aufrichtigen Glaubens und der geistigen Zerstörung, welche vom Unglauben herkommt, als daß ich irgend welche Lust zu negativer Propaganda in mir fühlte. Ich habe in der That sehr wenig Sympathie mit den Freidenkern als Gattung und habe alles Interesse an dem bloßen Streit gegen religiöse Lehrsätze verloren. Ich frage, soweit es möglich, nur nach dem bleibenden Sinne, welcher in jeder religiösen Lehre von Anfang an bis jetzt etwa liegen mag."

Sehr zahlreich sind die Aeußerungen überströmender Dankbarkeit gegen ihren Gatten. Z. B. folgendes Wort:

„Nächst der Vollendung eines großen Werkes ist Mr. Lewes Freude daran für mich der Inbegriff aller Lust, wenn ich auch die Sympathie anderer hoch genug schätze, um für jeden Beweis derselben dankbar zu sein."

Gegen Zeitungskritiken scheint sie sehr empfindlich gewesen zu sein; denn sie schreibt unter andern ähnlichen Bemerkungen einmal an John Blackwood:

„Mr. Lewes examinirt die Zeitungen ehe ich ſie ſehe und ſchneidet alle Kritiken, welche auf mich Bezug haben heraus, um mir die geiſtigen Schüttelfröſte zu ſparen — obwohl er mich, ach! nicht vor dem phyſiſchen Froſt ſchützen kann, welcher mich noch ernſtlicher von der Arbeit abhält.“

Ihre ſämmtlichen Manuſkripte tragen Widmungen an ihren Gatten, voll der zärtlichſten Anerkennung ſeines nimmer müden Eifers um ihre Wohlfahrt.

„Mr. Lewes macht ſich ſelbſt zum Märtyrer, indem er alle meine Geſchäftsbriefe und dergl. ſchreibt. Heißt das nicht ein überirdiſcher Gatte ſein? Er legt dabei ſeine eigenen Studien bei Seite, Studien welche ihm ein ſiebenter Himmel ſind.“

Wie ſehr ſie auch die Kinder Lewes' liebte, zeigen die prächtigen Briefe an den älteſten Sohn Charles.

Es wird mir ſchwer, nicht noch eine ganze Reihe von Briefen auszuziehen, welche zum beſſeren Verſtändniß ihrer Philoſophie beitragen könnten; ich gebe mich jedoch der Hoffnung hin, daß ich dieſen Zweck durch die zahlreichen ausgedehnten Proben einigermaßen erreicht habe. Erwähnen will ich nur, daß ſie zur Bezeichnung ihrer eigenen Anſchauungsweiſe den treffenden Ausdruck „Meliorist“ erfand.

Ihren zweiten Gemahl, Mr. J. W. Croß, lernte ſie zuerſt 1869 in Rom kennen und wurde zunächſt mit ſeiner Mutter und ſeinen Schweſtern, ſpäter auch mit ihm ſelbſt innig befreundet. Nach Lewes' Tode war er faſt der Einzige, deſſen warmes Mitgefühl und hingebende Bewunderung für ſie ſie einigermaßen in ihrer Herzenseinſamkeit zu tröſten vermochte. Um ſich zu zerſtreuen begann ſie mit ihm zuſammen den Dante zu leſen und die

Museen zu besuchen, und diese fast ununterbrochene Gemeinschaft machte sie bald mit dem Gedanken einer zweiten Ehe vertraut. Sie schreibt über diesen Schritt an ihren Bruder wie folgt:

„Ich habe die Familie meines Gatten über elf Jahre lang gekannt und sie hat mich sehr liebreich aufgenommen. Der einzige bedauerliche Punkt in unserer Ehe ist der, daß ich viel älter als er bin, aber seine Neigung bestimmte ihn, die Sorge für mich jedem andern Loose, welches ihm offen stand, vorzuziehen."

Und an Madam Bodichon schreibt sie:

„Wenn sie diesen Brief empfangen, werde ich mit Mr. J. W. Croß verheirathet sein, einem Freunde, welchen Mr. Lewes liebte und vertraute und welcher jetzt, da ich allein bin, sein Glück in der Hingabe an mich sieht. Diese Veränderung meiner Lage wird keine Veränderung in meiner Sorge für Mr. Lewes' Familie, noch in der endgültigen Disposition über mein Eigenthum bewirken, da Mr. Croß ein genügend großes eigenes Vermögen besitzt. Dieser wunderbare Segen fällt mir über Gebühr zu, nachdem ich schon geglaubt hatte, daß mein Leben beendet sei und daß, so zu sagen, mein Sarg im Nebenzimmer auf mich warte. Tief in meinem Innern rinnt ein verborgener Strom der Trauer, aber das muß bei jedem so sein, der lange gelebt hat — und ich bin doch im Stande, dies neu eröffnete Leben zu genießen. Ich werde ein besseres, liebenderes Geschöpf sein, als es mir in der Einsamkeit möglich gewesen wäre. Ohne Unterlaß hingebend dankbar zu sein für die Gabe einer vollkommenen Liebe, das öffnet uns den Sinn am besten für all das mögliche Gute, was für uns Menschen auf diesem unruhigen, kleinen Planeten in Bereitschaft sein mag."

Mit diesen schönen Worten der großen „Melioristin" schließe ich mein Buch. Die Aufgabe, einem Genius von so außerordentlicher Weite und Tiefe des Geistes und

des Gemüthes kritisch gerecht zu werden, war von einer Schwierigkeit, deren ich mir stets wohl bewußt war. Mögen die zahlreichen ausgedehnten Proben, durch welche ich die magere Weisheit meiner Darstellung zu nähren und zu beleben suchte, für die Unzulänglichkeiten derselben entschädigen und denen, welche vielleicht diese Blätter lesen, ohne bereits die ganze George Eliot aus ihren Werken zu kennen, ein Sporn zum gründlichen Genuß dieser köstlichen Lektüre werden. Die deutsche Eliot-Gemeinde dürfte wohl fast so groß sein, wie die Zahl der englisch lesenden Deutschen. Aber sie ist noch lange nicht groß genug, da der edle Name, welchen die Nachwelt in einem Athem mit Dickens und Thackeray nennen wird, doch dem nicht englisch verstehenden Theil unseres gebildeten Publikums noch recht wenig bekannt geworden ist. Mögen alte Verehrer George Eliots diesen meinen bescheidenen Versuch gerade solchen Nichtwissenden in die Hand geben, welchen die Bekanntschaft mit ihr ein Ereigniß zu werden verspricht. Die Uebersetzungen der Eliot'schen Werke sind ja (mit alleiniger Ausnahme der „Romola" von A. von Metsch und Dr. A. E. Wollheim, die unter aller Würde ist) alle recht lesbar, zum Theil vortrefflich — es liegt also kein Grund vor, warum sie nicht in Deutschland noch weit größere Verbreitung erlangen sollten. Ich wäre stolz, wenn dies Buch dazu beitrüge, George Eliot neue Bewunderer zuzuführen und ihrer so segensreichen Philosophie der Sympathie recht viele Herzen zu eröffnen.

Verlag von **Albert Unflad** in Leipzig.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen sowie direct.

Skandinavisches Novellenbuch. Uebersetzungen aus dem Schwedischen, Norwegischen und Dänischen von Wilhelm Lange. Mit einer Einleitung von demselben. geh. ℳ 3.60.

Italienisches Novellenbuch. Uebersetzungen von Heinrich Hart, Julius Hart, Wilhelm Lange und Konrad Telmann. geh. ℳ 3.60.

Ungarisches Novellenbuch. Uebersetzungen von Ludwig Greiner. Mit einer Einleitung von Ernst von Wolzogen. geh. ℳ 3.60.

Kielland, Alexander L., Arbeiter. Roman. Autorisirte Uebersetzung aus dem Norwegischen von C. von Sarauw. geh. ℳ 3.60.

———— **Garman und Worse.** Roman. Autorisirte Uebersetzung aus dem Norwegischen von C. von Sarauw. geh. ℳ 3.60.

———— **Else.** Eine Weihnachtsgeschichte. Autorisirte Uebersetzung aus dem Norwegischen von C. von Sarauw. geh. ℳ 1.80.

———— **Schiffer Worse.** Roman. Uebersetzung aus dem Norwegischen von Marx Ottesen. Billige Ausgabe. geh. ℳ 2.—

Tolstoy, Graf Alexis, Fürst Serebrány. Roman in zwei Bänden. Aus dem Russischen übersetzt von Wilhelm Lange. geh. ℳ 7.20.

Valera, Don Juan, Pepita Jimenez. Ein andalusischer Roman. Aus dem Spanischen übersetzt von Pauline Schanz. geh. ℳ 1.80.

Elster, Kristian, Gefährliche Leute. Ein socialer Roman. Aus dem Norwegischen übersetzt von J. C. Poestion. Bill. Ausg. geh. ℳ 2.—

Pissemski, Alexis, Im Strudel. Roman in zwei Bänden. Eingeleitet und a. d. Russischen übersetzt v. Wilhelm Lange. Bill. Ausg. geh. ℳ 4.—

Benjamin Franklin. Sein Leben von ihm selbst beschrieben. Mit Vorwort von Berthold Auerbach und Einleitung von Friedrich Kapp. 3. Auflage. eleg. geh. ℳ 3.—; eleg. Leinen geb. ℳ 4.—

Memoiren einer Idealistin. 3. Aufl. 3 Bde. eleg. geh. ℳ 9.—; eleg. Leinen geb. ℳ 10.50.

Bleibtreu, Karl, Aus Norwegens Hochlanden. Drei Novellen. eleg. geh. ℳ 1.80.

———— Der Nibelunge Not. Eine Aventiure. eleg. cart. ℳ 4.—

Thakeray, M., Memoiren eines englischen Livreebedienten. A. d. Englischen v. L. Wilmore. eleg. brosch. ℳ 1.—; eleg. Leinen geb. ℳ 1.60.

Volko, E., Alte Herren. Musikantengeschichten. 2. Ausg. eleg. brosch. ℳ 2.—; eleg. Leinen geb. ℳ 2.80.

Trollope, Jugendjahre der Catharina von Medici. A. d. Englischen v. L. v. Bischoffshausen. eleg. brosch. ℳ 2.—; eleg. Leinen geb. ℳ 2.80.

Jacobi, J. V., Schwalbenmärchen. Fantasiegebilde a. d. Schattenseiten d. Wirklichkeit. 3. verm. Aufl. eleg. brosch. ℳ 2.40; eleg. Leinen geb. ℳ 3.—

Absonderliche Gedanken einer Ungenannten. eleg. brosch. ℳ 3.—; eleg. Leinen geb. ℳ 4.—

Bothe, A., Sommerträume. Scizzen und Erzählungen. eleg. brosch. ℳ 2.40; eleg. Leinen geb. ℳ 3.—

Unter griechischen Räubern. Unromantische Erlebnisse auf classischem Boden. Illustrirt von G. Doré. eleg. geh. ℳ 8.—; in eleg. orig. Leinenband geb. [illegible]

Eine Reise in den P[illegible] von Tainé, illustrirt von G. Doré. eleg. geh. ℳ 8.—; [illegible] Leinenband geb. ℳ 10.—

Im Lande der Yankees. Heiteres Allerlei. Von Fritz Wohlfahrt. Mit vielen Illustrat. eleg. geh. ℳ 8.—; in eleg. orig. Leinenbd. geb. ℳ 10.—

Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

APR 24 1972 ILL
4061-967
CANCELLED

21475.37.5
George Eliot :
Widener Library
003774286
3 2044 086 824 232